# Geschichte

der

# deutschen Literatur

von der ältesten bis auf die neuere Zeit

mit Beispielen

**aus den besten Werken der Poesie und Prosa.**

Zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht

von

**Klotilde v. d. Horst.**

**Erster Theil.**

**Detmold.**

Verlag von C. Helwing.

(Meyer'sche Hofbuchhandlung.)

1869.

# Vorwort.

In meiner frühen Jugend schon hegte ich den Wunsch, eine Literaturgeschichte zu schreiben, weil in den meisten Schulen und namentlich in ihren untern Klassen diese Wissenschaft gar nicht oder nur bruchstückweise gelehrt wird. Sie sollte, das war meine Meinung, so abgefaßt werden, um auch als Lesebuch dienen zu können, damit durch die darin aufgenommenen Beispiele der poetische Geschmack geweckt und ausgebildet würde. Die Idee habe ich festgehalten und so ist dieses Buch entstanden. Neue Ansichten und Gesichtspunkte über die Literaturgeschichte zu geben, lag mir sehr ferne, auch würde das meine Kräfte weit überschritten haben. Einfach, nach den am meisten verbreiteten Ansichten ist das Buch bearbeitet. Die vorkommenden Beispiele sind meist eigne Wahl, einige sind jedoch auch aus andern Literaturgeschichten und Anthologien entnommen; ebenso habe ich zu den Biographien, Kritiken und literarischen Notizen die Werke von Kurz, Pischon, Gervinus, Gelzer und viele andere benutzt. Vor allem aber war mir die Literaturgeschichte des Professors Vilmar zu Marburg eine wahre Richtschnur. Indem ich voraussetze, daß diese letztere Literaturgeschichte allen gebildeten Deutschen bekannt sei, genügt es, hier zu bemerken, daß der poetische Geist, der dieses Buch durchweht, auch mich erfaßte und zum Nacheifern anspornte.

Daß ich, abweichend von den meisten Literaturgeschichten, die Dichter so viel wie möglich nach Gruppen eintheilte, geschah zur leichtern Uebersicht und zum bessern Verständniß; und wegen dieser Gruppeneintheilung war ich zugleich genöthigt, die Zeit vom Anfang des 14. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts (1325—1625) als eine Periode zu rechnen, da die Gruppen, die sich im 14. Jahrhundert bildeten, noch bis in's 17. Jahrhundert hineinreichen, während die meisten Literaturgeschichten diese Zeit als zwei Perioden betrachten. Die Erklärung der verschiedenen Gattungen der Dichtkunst durften in einem Lehrbuch der Literatur, meiner Ansicht nach, nicht fehlen. Aus der ältesten Literatur sind keine, aus der

alten nur Beispiele von den hervorragendsten Dichtern, von den weniger bedeutenden nur Biographien und kurze Kritiken aufgenommen worden; bei der neuen und neuesten Literatur werden dagegen die Beispiele immer häufiger, doch sind auch bei diesen die Stellen aus der dramatischen Poesie ausgeschlossen, da der Charakter eines Dramas durch einen kurzen Auszug, ohne vorangehende weitläufige Erklärung, nicht verstanden werden kann; diejenigen Auszüge aber, die man ohne Erklärung geben könnte (die lyrischen), den Entwickelungsgang des Dramas gar nicht bezeichnen.

Von jedem der größeren volksthümlichen Epen aus der ältern Zeit sind, zum bessern Verständniß, wenigstens einige Verse gegeben. Uebersetzt wurden diese, so wie alles aus der ältern Zeit, deßhalb, weil ein zeitraubendes Studium zur Erlernung des Mittelhochdeutschen vermieden werden sollte, doch werden am Ende der dritten Literaturperiode, als Sprachprobe, einige Sätze, sowohl aus dem Mittelhochdeutschen, als auch aus dem Niederrheinischen gegeben. Die Uebersetzungen sind meist von mir, wo dies nicht der Fall, ist der Name des Uebersetzers angemerkt.

Ob es mir gelungen, meinen Plan in diesem Buche richtig durchzuführen, ob ein solches Werk, sowohl zum Selbstunterricht, wie auch zum Gebrauch für Erziehungsinstitute und Schulen, überhaupt ein Bedürfniß, muß ich der Kritik Sachverständiger überlassen, und hoffe ich bei diesem Erstlingsversuch auf eine milde Beurtheilung.

Caub am Rhein, im März 1869.

**Die Verfasserin.**

# Uebersicht des Inhalts.

# Einleitung.

Unter Literatur versteht man im Allgemeinen alle Erscheinungen des geistigen Lebens eines Volkes, insofern sie sich in Sprache und Schrift darstellen, die rein wissenschaftlichen Werke jedoch ausgenommen, wenn sie sich nicht durch die künstlerische Form auszeichnen oder durch die darin niedergelegten Ideen Einfluß auf die geistige Entwickelung des Volkes gewinnen.

Die Geschichte der deutschen Literatur macht uns also bekannt mit dem Gang, den unsere Sprache in ihrer Entwickelung genommen, mit den Werken, welche die Deutschen auf dem Gebiete der Poesie und Prosa hervorgebracht, und mit den Schriftstellern dieser Werke. Die ersten Spuren deutscher Dichtung finden wir unter den Nachrichten, die uns der römische Geschichtschreiber Tacitus von dem Zustande des deutschen Landes und Volkes gibt. Nach dessen Angaben besaßen die damaligen Germanen nicht nur Kampf- und Kriegslieder, die zur Anfeuerung des Muthes im Kriege gesungen wurden, sondern auch fröhliche, bei Festen und Gelagen zu singende Lieder; ebenso Gesänge zur Verherrlichung ihrer Götter und Helden. Ueber die Verfasser und den poetischen Werth dieser ersten deutschen Gedichte kann man, da uns nichts davon erhalten ist, natürlich keinerlei Urtheil fällen; es läßt sich doch aber aus der Existenz derselben die im Volke wohnende Naturanlage zur Poesie erkennen.

Viele Jahrhunderte später suchte Klopstock, der zu seiner Zeit den vaterländischen Sinn wiederbeleben wollte, die Poesien der Germanen nachzuahmen, worin er gleich jenen die deutschen Götter und Helden besang, und die er Bardenpoesie nannte. Von ungefähr zu Anfang des IV. Jahrhunderts an haben wir genauere Nachrichten über die Entwickelung unserer Sprache und Literatur, und wird daher die Literaturgeschichte von dieser Zeit an, zur leichteren Uebersicht, in folgende Perioden eingetheilt:

Erste Periode.

Von Anfang des IV. bis Mitte des XII. Jahrhunderts — oder 320—1150. — In dieser Periode war die Literatur hauptsächlich in den Händen der Geistlichen, daher auch die Stoffe meist geistliche sind.

Zweite Periode.

Von Mitte des XII. bis Anfang des XIV. Jahrhunderts: von 1150—1350. Blüthezeit der Minnesänger.

Dritte Periode.

Von Anfang des XIV. bis Anfang des XVII. Jahrhunderts: von 1350—1625. Zu Anfang dieser Periode ist die Poesie nur noch in den Händen der Meistersänger und geht mit deren allmählichem Verschwinden ihrem gänzlichen Verfall entgegen, bis Luther durch seine geistlichen Lieder und Bibelübersetzung den Weg zur Wiedererweckung derselben öffnete, und 1625 Opitz der Gründer einer ganz neuen Poesie ward; mit Opitz beginnt auch unsere jetzige, die neuhochdeutsche Sprache, sich als alleinige Schriftsprache festzusetzen; bis dahin waren die verschiedenen Mundarten und das mittelhochdeutsche gebräuchlich gewesen.

Vierte Periode.

Von Anfang des XVII. bis Anfang des XVIII. Jahrhunderts: von 1625—1720 oder von Opitz bis Haller.

Fünfte Periode.

Von 1720—1770: von Haller bis Klopstock.

Sechste Periode.

Von 1770—1805: von Klopstock bis Schillers Tode, in welche Zeit die sogenannte Sturm- und Drangperiode fällt; und endlich:

Siebente Periode.

Von Schillers Tode bis jetzt. Ehe wir zur weiteren Besprechung der Literatur fortschreiten, müssen wir noch einige Erklärungen über die Formen der poetischen Darstellung geben.

Es giebt 3 Grundformen der Poesie:

1) Die epische.
2) Die lyrische.
3) Die dramatische.

Ein episches oder erzählendes Gedicht, auch Epos oder Epopoe genannt, wenn es einen größeren Umfang hat und mehrere Begebenheiten umfaßt, ist ein Gedicht, worin der Verfasser eine abgeschlossene, völlig vergangene Begebenheit, durch die Lebendigkeit seiner Sprache, vor der Phantasie seiner Zuhörer zur Anschauung bringt, ohne daß er die Wirkung auf seine eigene Person dabei zum Ausdruck kommen läßt. Also ist die epische Poesie die Poesie der Erzählung. Zu den verschiedenen Arten des Epos gehören:

1) Das heroische Epos, oder das eigentliche Heldengedicht, wo die Haupthandlung von Bedeutung für viele, für ein ganzes Volk, oder die ganze Menschheit ist.
2) Das romantische Epos bewegt sich in dem Ritterleben des Mittelalters und hält das Interesse mehr an den einzelnen Personen.
3) Legenden-Epos nimmt den Stoff aus dem Leben der Heiligen und der religiösen Ueberlieferungen.

4) Bürgerliches Epos nimmt den Stoff aus den bürgerlichen und modernen Lebensverhältnissen.
5) Idyllisches Epos schildert das einfache, ländliche Naturleben.
6) Komisches Epos erzählt mit anscheinendem Ernst komische Begebenheiten und Situationen; die Parodie und Travestie, die sich an vorhandene ernste Dichterwerke anschließen, werden hierzu gerechnet.
7) Das Thierepos, welches alle Personen und Situationen aus dem Thierleben nimmt, sie jedoch so behandelt, als ob es Menschen und menschliche Verhältnisse seien.

Als kleinere epische Gedichte gehören noch zu dieser Gattung:

1) Die eigentliche Erzählung.
2) Die Ballade.
3) Die Romanze.
4) Die Fabel.
5) Die Parabel.
6) Die Allegorie.

Märchen, Roman, Novelle gehören gleichfalls zur Gattung der epischen Poesie. Lyrisches Gedicht, von dem griechischen Saiteninstrumente Lyra so genannt (weil die Griechen solche Gedichte meist mit Begleitung dieses Instrumentes sangen), ist ein Gedicht, worin der Verfasser ganz davon absieht, Anderen etwas mitzutheilen, sondern lediglich die Bewegungen seines Innern, seine Empfindungen und Gedanken ausdrückt, ganz ohne Rücksicht auf seine Zuhörer.

Die vorzüglichsten lyrischen Dichtarten sind folgende:

1) Die Ode, als Ausdruck der höchsten Empfindung.
2) Die Hymne, eine religiöse Ode, früher nur gebräuchlich zur Verherrlichung Gottes und göttlicher Dinge; später gab es jedoch auch Hymnen auf hervorragende Menschen.
3) Die lyrische Rhapsodie, eine Unterart der Ode; sie hat etwas Abgerissenes, gleichsam wie ein affectvoller Monolog.
4) Dithyrambe, eine stürmisch ausströmende Begeisterung, ursprünglich bei den Griechen ein stürmischer Gesang auf Bacchus; daher wird diese Form auch jetzt meist nur für stürmische Trinklieder und dgl. gebraucht.
5) Das Lied, ein Spiegelbild der momentanen Stimmung des Dichters, diese Form ist wiederum eingetheilt in weltliches und geistliches oder Kirchenlied.
6) Die Elegie bezeichnet jetzt ein Klagelied; doch verstanden die Griechen, von denen das Wort auf uns gekommen ist, ursprünglich jedes in Distichen verfaßte Gedicht darunter.
7) Die Heroide, eine Unterart der Elegie, worin gewöhnlich eine gestorbene Person ihre Gefühle an eine andere ausspricht; bei Ovid, der diese Versart zuerst gebrauchte, sind es Heroen, daher der Name.

8) Die Epistel, ebenfalls eine Unterart der Elegie, meist belehrenden Inhalts; doch ist der Name auch auf jeden versificirten Brief übertragen worden.
9) Die Cantate, eine besondere gemischte Form, gewöhnlich in 3 Hauptbestandtheile eingetheilt: 1) das Recitativ, 2) die Arie, 3) der Chor.
10) Endlich Spruch und Epigramm; letzteres eigentlich soviel als Aufschrift auf Denkmäler und insofern epischen Charakters. Dann aber auch soviel als kurzes treffendes Sinngedicht, das mit einer Spitze überraschend endiget.

Die dramatische Poesie ist diejenige, in welcher eine Begebenheit künstlich zur unmittelbaren Anschauung gebracht und durch Nachahmung in die Gegenwart versetzt wird. Die bei der Handlung betheiligten Personen treten selbst, redend, handelnd und leidend auf. Die Hauptgattungen des Dramas sind folgende:

1) Die Tragödie oder das Trauerspiel ist die höchste Gattung des Dramas, stellt den Kampf des Einzelnen gegen das allgemeine Weltganze oder Schicksal dar.
2) Die Komödie oder das Lustspiel, die Kehrseite der Tragödie. Die Welt der Komödie ist die Welt des Zufalls und der Willkühr; es ist der Muthwille des Lebens, der sich hier äußert. Die Hauptrichtungen des Lustspiels sind: das Charakterstück, wo das Komische in der Entfaltung der Charaktere, und das Intriguenstück, wo es in den Verwickelungen und Situationen liegt. Uebrigens kann das Komische auch innerhalb der Tragödie seinen Platz finden.
3) Das Schauspiel geht nicht wie die Tragödie und Komödie in die Tiefe innerer Nothwendigkeit. Es nimmt von der Tragödie die ernsten Zwecke und von der Komödie den heiteren, glücklichen Ausgang.
4) Die Oper, eine besondere Art dramatischer Darstellung, worin statt der Rede Gesang eintritt. Unterarten der Oper sind:
   1) Operette oder Singspiel, eigentlich nur, wie der Name sagt, eine kleine Oper.
   2) Das Melodrama, deklamatorische Darstellung mit begleitender Musik.
   3) Das Intermezzo, ebenfalls ein kleines Singspiel.
   4) Das Vaudeville, jede niedere Art von musikalisch-dramatischer Unterhaltung.

Es gibt nun noch eine vierte Dichtart, die didaktische oder belehrende Poesie, die aber nicht, wie die drei andern zu den Grundformen der Poesie gerechnet werden kann. Soll nämlich das Wesen eines Gedichts und seine eigentliche Absicht in der Belehrung liegen, so läßt sich damit eine freie Begeisterung und der wahre Zweck der Poesie nicht vereinigt denken, das Werk wird so ein Erzeugniß der Reflexion, nur mit dem äußeren Schimmer der Poesie ausgestattet. Soll aber das Wesen eines Gedichts nicht in der Belehrung bestehen, so ist jedes Gedicht mehr oder minder didaktisch, und eine

besondere didaktische Dichtungsart nicht anzunehmen. Es werden demnach die sogenannten didaktischen Gedichte sich theilweise zu der einen oder andern der 3 Grundformen rechnen lassen. Z. B.: die sogenannte „äsopische Fabel;“ die Parabel und Allegorie, die oft zur didaktischen Poesie wegen ihres belehrenden Inhalts gerechnet werden, gehören ihrem Wesen nach entschieden zur epischen Poesie; ebenso Epigramm und Satyre zur lyrischen; aber auch das eigentliche Lehrgedicht, im engern Sinne, insofern es ächte Poesie enthält, kann aus der vereinigten epischen und lyrischen Dichtart hergeleitet werden.

## Erste Periode.

### Von den ältesten Zeiten bis zu der Mitte des 12. Jahrhunderts (von 400 — 1150).

Wir beginnen also die Besprechung der deutschen Literatur mit dem Anfange des 4. Jahrhunderts und zwar mit der Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Ulfilas um 360. Wie 12 Jahrhunderte später die Bibelübersetzung Luthers ins Neuhochdeutsche, unserer Sprache und Literatur eine ganz neue und bedeutsame Wendung gab, so war um 360 Ulfilas Bibelübersetzung der erste Keim zur Gründung unserer Literatur, nicht allein deßhalb, weil es in einer schönen, fließenden Sprache abgefaßt und das Gothische die Mutter unseres jetzigen Hochdeutschen ist, sondern auch weil es das erste schriftliche Denkmal der deutschen Sprache und von der anbrechenden Bildung bei den Deutschen Zeugniß ablegt. Die älteste Handschrift der gothischen Bibelübersetzung wurde im 16. Jahrhundert zu Werden in Westphalen entdeckt und im dreißigjährigen Kriege nach Upsala gebracht. Sie enthält die 4 Evangelien. Diese älteste Handschrift ist auf purpurnem Pergamente mit silbernen Buchstaben geschrieben. Ulfilas soll zugleich der Erfinder der gothischen Buchstaben gewesen sein.

Ulfilas war im Jahr 318 nach Christi geboren und wurde schon 348 Bischof, mußte aber 355 Dacien, wo damals die Gothen wohnten, vom heidnischen König der Gothen genöthigt, verlassen, und ließ sich mit einer großen Anzahl Gothen, die sich mit ihm zum Christenthum bekannten, am Fuße des Hämus nieder; 388 nahm er Theil an der großen Synode zu Constantinopel, erkrankte dort und starb noch im selben Jahre. Diesem ersten Werke folgen sodann im 8. und 9. Jahrhundert in althochdeutscher Sprache und Prosa: Der Schwur der Könige und der Völker bei Straßburg im Jahre 842, eine Eidesformel, welche von Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen in deutscher und französischer Sprache geleistet wurde; dann einige Auslegungen und Uebersetzungen einzelner biblischen Stücke. In Versen abgefaßt sind aus dieser Zeit zu erwähnen:

1) Das älteste Denkmal deutscher Poesie, das Hildebrandslied, welches uns leider nur in Bruchstücken erhalten ist. Es schildert eine Be-

gebenheit aus der Dietrichssage (Erklärung der verschiedenen Sagen später), nämlich das feindliche Zusammentreffen des alten Hildebrand, des treuen Waffenmeisters Dietrichs von Bern, mit seinem tapferen ihm unbekannten Sohne Hadubrand. Es ward im 8. Jahrhundert von zwei Mönchen im Kloster Fulda, die früher als Krieger die Welt durchzogen, aus dem Gedächtnisse aufgeschrieben, nachdem es schon lange vom Volk gesungen worden war. Es ist in niederdeutscher Mundart abgefaßt und hat statt des Reimes die Alliteration, die in der damaligen Zeit sehr gebräuchlich war. Die Alliteration bestand darin, daß in zwei Verszeilen dreimal derselbe Anlautsconsonant vorkam und zwar in der ersten Zeile zweimal, in der zweiten einmal, wie z. B.:

„Roland der Ries'
Am Rathhaus zu Bremen."

Auch sind Singen und Sagen, Kind und Kegel alliterirende Worte. —

2) Ein größeres episches Gedicht: Muspilli, oder das jüngste Gericht genannt, dessen Verfasser unbekannt ist. Es ist in althochdeutscher Sprache ebenfalls alliterirend und erzählt den Hergang des Weltgerichts; der Name Muspilli schreibt sich aus der nordischen Mythologie her und bedeutet da so viel wie der Aufenthalt der Seligen. Dies Gedicht ist von geringem, poetischem Werthe.

3) Die altsächsische Evangelienharmonie, Heliand oder Heiland genannt, die ein sächsischer Bauer auf Befehl Ludwigs des Frommen verfaßt haben soll. Es erzählt in einfacher Darstellung das Leben Christi in niederdeutscher oder altsächsischer Mundart und Alliteration; ist von hohem poetischem Werthe, viel bedeutender als:

4) Die Evangelienharmonie von Otfried, Krist genannt, einem Benedictinermönch im Elsaß, in althochdeutscher Mundart und gereimten Versen, die ebenfalls in fünf Büchern das Leben und die Lehren Christi erzählt.

5) Ein Lied auf den heiligen Petrus, in gereimten Versen und althochdeutsch.

6) Das Ludwigslied auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Sancours 881, von einem Mönch Hucbald in St. Amand, ebenfalls althochdeutsch und in gereimten Versen.

7) Das Wessobrunner Gebet, gleichfalls althochdeutsch.

Aus dem 10. und 11. Jahrhundert sind zu erwähnen:

1) Uebersetzung und erklärende Umschreibung der Psalmen in Prosa, von Notker Labeo, einem Mönch, später Abt von St. Gallen (starb 1022).

2) Uebersetzung und Umschreibung des hohen Liedes ebenfalls in Prosa von Williram, gleichfalls Mönch, später Abt zu Eversburg in Baiern (starb 1085). Beides von geringem Werthe.

## Zweite Periode.

## Von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts (von 1150—1350).

### Einleitung.

Der Darstellung der zweiten Periode der deutschen Literatur von der Mitte des 12. bis Anfang des 14. Jahrhunderts lassen wir einige Erklärungen über die Volkssagen vorangehen, da die ersten Gedichte, die wir hier zu besprechen haben, auf dem Gebiete der epischen Poesie liegen und ihren Stoff aus den Volkssagen entnehmen. Unter Sage versteht man einen, über eine Begebenheit mündlich fortgepflanzten Bericht, dessen Urheber unbekannt ist; solcher Berichte lebten im Volksmunde viele und hefteten sich an einzelne, theils geschichtliche, theils auch nur erdachte Persönlichkeiten. Diejenigen verschiedenen Sagen, die sich um eine Persönlichkeit gruppirten, nannte man Sagenkreise und solche Sagenkreise sind: 1) die Dietrichssage; 2) die Siegfriedsage; 3) der Nordseesagenkreis; 4) der Sagenkreis von Karl dem Großen; 5) von Artus und der Tafelrunde; 6) vom heiligen Gral; 7) der antike Sagenkreis, welcher die Geschichte des trojanischen Krieges und Alexanders des Großen umfaßt. Ferner bilden die verschiedenen Heiligenlegenden, die von den späteren Dichtern dieser Periode vielfach bearbeitet werden, gleichfalls ein abgeschlossenes Ganze, also einen Sagenkreis für sich. Der **Dietrichsagenkreis** umfaßt diejenigen Sagen, die sich um Theodorich von Verona, König der Ostgothen, gesammelt haben, der in der Sage den Namen Dietrich von Bern trägt. Folgende Gedichte entnehmen alle ihren Stoff aus dem Dietrichssagenkreise: 1) Der 2. Theil des Nibelungenliedes; 2) das Eggenlied oder Ecken-Ausfahrt; 3) der große Rosengarten; 4) die Rabenschlacht; 5) König Laurin oder der kleine Rosengarten; 6) der Riese Siegenot.

Der Siegfriedsagenkreis enthält die Sagen von dem jungen Helden Siegfried von Niederlande, und den Stoff aus diesem Sagenkreise haben entnommen: 1) der erste Theil des Nibelungenliedes; 2) im großen Rosengarten findet sich die Siegfriedsage mit der Dietrichsage vermischt.

Der Nordseesagenkreis umfaßt die vereinigten brittischen und skandinavischen Sagen. Das Lied von Gudrun nimmt seinen Stoff aus diesem Sagenkreise; auch findet man noch in einigen Gedichten dieselbe mit andern Sagen vermischt.

Der Sagenkreis von Karl dem Großen umfaßt alle die Sagen, die sowohl von Karl selbst, als auch von den bedeutendsten Männern seiner Umgebung, im Volke umgingen. Die hauptsächlichsten Gedichte aus diesem Sagenkreise sind: das Rolandslied vom Pfaffen Konrad; Karl vom Stricker; Wilhelm von Oranse; von Wolfram von Eschenbach, Flor und Blanscheflor; von Konrad Flecke; die gute Frau von einem unbekannten Verfasser und schließlich noch die Haimonskinder.

Diese 4 Sagenkreise sind ächte, ursprünglich deutsche Sagen; die Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde und vom heiligen Gral haben wir hingegen von Frankreich herüber bekommen und daher sind diese Sagen auch nicht Gegenstand der Volkspoesie geworden, wie die vorhergehenden, sondern die späteren Dichter, meist die Minnesänger, faßten die Sagen zu ihren Gedichten auf, ebenso den antiken Sagenkreis, den sie aus älteren Werken entnahmen. Die Sage von König Artus und der Tafelrunde repräsentirt nach der damaligen Anschauungsweise das feinste weltliche Ritterthum.

Artus, König der Britten, lebte zu der Zeit, als die Angeln und Sachsen Wales eroberten, um 540, und vertheidigte mit Heldenmuth die Unabhängigkeit des brittischen Volkes. Später bildete sich das Andenken an diesen edeln König zur Sage aus, in welcher Artus oder Arthur als unübertreffliches Vorbild aller Heldentugenden verklärt wurde. Von Wales aus verbreitete sich die Sage über die Bretagne, wo sie im Anfange des 12. Jahrhunderts die nordfranzösischen Dichter kennen lernten und dieselbe ganz nach dem Geiste des damaligen Ritterthums so ausbildeten.

König Artus stiftete auf den Rath des Zauberers Merlin eine Genossenschaft, woran nur diejenigen Ritter theilnehmen konnten, welche sich durch große Thaten ausgezeichnet und besonders im Frauendienst Ruhm erworben hatten. Die Mitglieder des Ordens, die auf eine gewisse Zahl beschränkt sein mußten, versammelte der König als Vorsteher bei festlichen Gelegenheiten um eine runde Tafel, daher der Name Tafelrunde. Rund war die Tafel deßhalb, um die Gleichheit aller derer zu bezeichnen, die daran zu sitzen berechtigt waren. An die also ausgebildete und erweiterte Sage von König Artus und der Tafelrunde, schließt sich, zwar nur in sehr oberflächlicher Verbindung, die Sage von Tristan und Isolt und die Gralsage an. Die Gralsage repräsentirt, im Gegensatz zu der Artussage, das geistliche Ritterthum, das, obgleich aus dem weltlichen hervorgegangen, einen höhern Zweck verfolgt, welcher in der Gewinnung des heiligen Gral bestand. Die Sage vom heiligen Gral ist wie die vom Artus bretanischen Ursprungs. Gral bedeutet soviel als Gefäß und man bezeichnete damit ursprünglich das Waschbecken der Göttin Ceridwen und unter diesem war wiederum das Grab verstanden, durch welches die Seele zu ihrer geistigen Wiedergeburt gelangt, und das daher aufgesucht werden müsse. Als das Christenthum sich verbreitete, wurde diese Sage auf christliche Verhältnisse übertragen und aus dem Waschbecken der Ceridwen wurde ein kostbarer Stein von wunderbarem Glanze, der in uralten Zeiten zu einer Schüssel verarbeitet, die Joseph von Arimathia besaß; aus ihr brach bei seinem letzten Abendmahle Christus seinen Jüngern das Brod; in sie wurde sein Blut aufgefangen und an sie knüpfen sich also die heiligsten Ideen. Der heilige Gral galt für ein Geschenk der Königin von Saba an Salomo. Jeden Charfreitag, berichtet die Sage nun, bringt eine weiße Taube die Hostie vom Himmel, in den von Engeln oder reinen Jungfrauen schwebend getragenen Gral, wodurch die Heiligkeit und die Kräfte des Grals immer erneuert wurden. Lange Jahre nach Christi Tod ward

Niemand würdig erfunden, den Gral zu pflegen, außer diesen schwebenden Engeln oder reinen Jungfrauen, bis endlich Titurel, der sagenhafte Sohn eines sagenhaften Königs von Anjou nach Salvaterre in Biscaya geführt ward, wo er auf dem Berge Montsalvage eine Burg und einen Tempel für den heiligen Gral und dessen Hüter erbaute und von da an beginnt dieses heilige Ritterthum, von dem Titurel 500 Jahre König war. Pfleger des Grals oder Gralsritter konnte nur der sein, der ein treues, selbstvergessenes, reines, keusches Gemüth hatte, dabei tapfer und kräftig war. In diesem Tempel zu Montsalvage schwebte nun mitten in einer weiten Halle der heilige Gral und ist die Seele des Bundes; denn jeder Befehl, oder was demselben offenbar werden soll, erscheint als glühende Inschrift auf der heiligen Schüssel und verschwindet, sobald es gelesen. Aber nur ein wahrhaft gläubiges Christenherz vermag den Gral zu sehen und die Inschrift zu lesen, und wer den Gral fortwährend ansieht, stirbt nicht. Nach Titurel ward Anfortes König im Grale. Doch er handelte gegen den Willen des Grals: er liebte die schöne Orgeluse und ward deßhalb in einem Kampfe um sie durch eine stets eiternde, schmerzhafte Wunde bestraft; nur der Anblick des Grals erhält ihn am Leben, und er soll nach einem Ausspruche des Grals nur dann genesen, wenn irgend ein Reiner, der vom Ganzen nichts weiß, theilnehmend nach seinem Leiden fragt.

Die Gralssage und die Sage von Artus und der Tafelrunde erscheinen gewöhnlich (ge) vereinigt; der Titurel und der Parzival von Wolfram von Eschenbach; der Schwanenritter von Konrad von Würzburg und der Lohengrün von einem unbekannten Verfasser behandeln diese vereinigten Sagen. Die Gedichte, die allein dem Sagenkreis von Artus und der Tafelrunde ihren Stoff entnehmen, sind: Erec und Iwein von Hartmann von der Aue, Wigalois von Wicut von Grafenberg, Lancelot vom See, von Ulrich von Zazikhoven; außerdem noch mehrere kleinere Gedichte. Tristan und Isolt ward nur von Gottfried von Straßburg bearbeitet.

Endlich bleibt uns noch die Besprechung der Thiersage, die einen ganz eigenthümlichen Dichtungskreis bildet, ursprünglich eine echt deutsche Sage und hervorgegangen aus dem tieferen Naturgefühl eines unverdorbenen Volkes. Schon in den frühesten Zeiten lebten die Sagen im Volksmunde; im 5. Jahrhundert trafen sie die Franken bei den Deutschen an und nahmen sie mit hinüber; daher ist die erste Bearbeitung derselben aus dem 12. Jahrhundert in lateinischer Sprache von einem Flamländer Nivardus. Diese enthält nur 2 Geschichten vom Wolf und heißt Isengrimm; eine zweite, etwa 50 Jahre spätere Aufzeichnung ist gleichfalls lateinisch von einem Flamländer: Willem de Matoc und führt den Namen Reinhardus, sie hat dieselben beiden Erzählungen vom Wolf, außerdem aber noch 10 kleinere Geschichten vom Fuchs und Wolf. Um dieselbe Zeit kam die Thiersage von Frankreich und den Niederlanden wieder zu uns herüber und ward zuerst in einem größern epischen Gedicht zu Ende des 12. Jahrhunderts bearbeitet von Heinrich Glicheser. Erst bei dieser Bearbeitung nahm die Thiersage den

satyrischen Charakter an, den sie ursprünglich im Volksmunde nicht gehabt. Das Gedicht des Glicheser führt den Namen „Reinhard Fuchs." Zu Ende des 15. Jahrhunderts 1498 erschien ein in niederdeutscher Sprache abgefaßtes Gedicht: „Reinecke Vos," von Nicolaus Baumann, einem Westphalen. Es ist dasselbe theils Uebersetzung, theils freie Bearbeitung des flämischen Gedichtes Reinhardus und zugleich die letzte selbstständige Bearbeitung der Thiersage, da die neueren Gedichte von Reinecke Fuchs meist mit wenig Abweichungen Uebersetzungen und Umdichtungen dieses Reinecke Vos sind: sowohl diejenige von Hackmann als die von Gottsched, Goethe, Hoffmann von Fallersleben, Simrock und Glasbrenner. Die beste dieser Bearbeitungen ist die von Simrock. Aus diesen Thiersagen entstand später im 13. Jahrhundert die Fabel.

## Erste Gruppe.
## Uebergangsgedichte.

Die ersten Gedichte der zweiten Periode der Literaturgeschichte fassen wir zusammen unter dem Namen „Uebergangsgedichte," da sie alle der ganzen Art und Weise nach, den Charakter des vorigen Zeitraums mit demjenigen des beginnenden vermischt zeigen; es sind hauptsächlich epische Gedichte und von den meisten derselben die Verfasser unbekannt. Wir nennen sie daher hier, wie sie der Zeit nach auf einander folgen, besprechen dann das Volksepos und gehen darauf zu den Minnedichtern über. Aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, gerade an der Grenze des ersten und zweiten Zeitraums haben wir ein Gedicht: Das Leben Jesu nach den Evangelien in Reime gebracht. Sowohl der Form als dem Stoffe nach ist es von geringem poetischen Werthe, da die Darstellung sich ausschließlich an dem hält, was die Evangelisten berichten. Zuerst ward dieses Gedicht in Görlitz aufgefunden; man nannte es daher Görlitzer Evangelienharmonie; später fand man jedoch eine ältere Handschrift, aus der hervorgeht, daß eine Frau, Namens Ava, die Verfasserin desselben ist. Es scheint, daß dieselbe verheirathet war und sich vielleicht später nach dem Tode ihres Mannes in ein österreichisches Kloster zurückgezogen, wo sie das Gedicht abfaßte, von ihren beiden Söhnen, wie sie selbst ausdrücklich berichtet, dabei unterstützt; wer diese beiden Söhne sind, ist bis jetzt nicht ermittelt. Frau Ava starb 1127.

Ein zweites Gedicht, die poetische Bearbeitung der Bücher Moses, stammt aus derselben Zeit, wie das vorhergehende, auch zeigt es in Sprache und Versbau dieselbe Unbeholfenheit; doch ist die Darstellungsweise weit besser wie in dem vorigen. Durch die neuesten Forschungen ist es erwiesen, daß es von verschiedenen Verfassern herrührt, unter denen der Bearbeiter des mittleren Theils unbedingt das meiste poetische Talent hatte; er versuchte auch die andern Theile mit dem seinigen in vollständigen Einklang zu bringen, und scheint daher mancherlei an denselben verändert zu haben; doch zeichnet

sich der von ihm herrührende Theil durch eine geschickte Erweiterung des Bibeltextes aus: Erschaffung des Menschen aus der Bearbeitung der Bücher Moses:

Er thät an dem Antlitze
Sieben Löcher schnitzen.
Zwei an den Ohren,
Daß er möge hören,
Auch zwei Augen,
Die zum Sehen taugen.
Zwei an der Nase,
Daß er riechen könne;
In dem Munde eines,
So nützlich ist keines.
In dem Munde hieß er hangen
Eine Zunge langen.
Vor die ließ er machen
Einen Kinnebacken.
Zähne, zwei harte Reihen,
Daß sie das Essen zerbrechen
Und daß die Zunge thu sprechen.

Das Leben der Jungfrau Maria ungefähr aus dem Jahr 1173 von Wernher von Tegernsee, auch der Pfaffe Wernher genannt, nach einem lateinischen Gedichte bearbeitet, zerfällt in drei Abschnitte, die der Verfasser Lieder nennt. In dem ersten Liede wird die Geburt und Kindheit der Jungfrau, im zweiten die Heirath derselben mit Joseph und die Geburt Christi, und in dem dritten das Leben der heiligen Familie bis zur Rückkehr aus Aegypten, in treuherziger, lebendiger Darstellung erzählt. Von dem ursprünglichen Gedicht hat sich nur ein kleines Bruchstück erhalten; doch besitzen wir eine vollständige Ueberarbeitung desselben, die nur unbedeutend von dem früheren Texte abweicht, und die man dem Dichter selbst zuschreibt, da sie nicht viel später als die Urschrift abgefaßt ist. Wernher von Tegernsee war Diakonus in dem südbayerischen Kloster Tegernsee, und ein durch Kenntnisse ausgezeichneter Mann. Obgleich er für die deutsche Sprache und Literatur eine besondere Vorliebe hatte, so sind doch die meisten seiner Werke in lateinischer Sprache abgefaßt, darunter ein Osterspiel vom Antichrist. Nur das eine genannte Gedicht schrieb er in deutscher Sprache. Er starb im Jahre 1197.

(Aus dem zweiten Liede):

Nun vernehmt die sanfte Lehre
Von der Magd hehre,
Die uns den Heiland gebar,
Eure Herzen bringet ihr dar,
Daß ihr das Heil gewinnet,
Und es euch nimmer zerrinnet.
Um ihre Verwendung bittet sie,
Daß sie flehentlich liege
Ihrem trauten Sohne zu Füßen,
Daß er uns nicht lasse büßen
Unsre Sünden und Weh.

Vor allen anderen Gedichten dieser Zeit ragt der Lobgesang auf den heiligen Anno hervor; es bekundet sich darin ein weitaus größeres Talent als in allen den vorhergenannten. Ueber den Verfasser desselben weiß man nichts Gewisses. Man vermuthet, daß er ein Geistlicher vom Niederrhein gewesen ist, und wahrscheinlich in Köln wohnte. Das Gedicht stammt vermuthlich aus dem Jahr 1183, in welchem Jahre die Heiligsprechung des Anno, Erzbischofs von Köln, geschah. Dasselbe beschränkt sich nicht allein darauf, das Leben und Wirken des heiligen Anno zu erzählen, sondern es schildert vorher die Erbauung der Stadt Köln, die Einführung des Christen-

thums, und dann erst beginnt der eigentliche Lobgesang auf Anno, den drei und dreißigsten Bischof von Köln. Das Annolied ist abweichend von den meisten dieser epischen Gedichte in Strophen abgefaßt; doch sind der Strophenbau und Reim darin noch sehr unausgebildet; ebenso wie in dem folgenden Gedichte die Kaiserchronik.

(Aus dem Annolied III. Strophe):

Da Lucifers Bosheit anfing,
Und Adam Gottes Wort überging,
Da freute sich Gott desto mehr,
Daß seine anderen Werke recht gehn,
sah er:
Der Mond und die Sonne,
Die gaben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behielten ihre Fahrt,
Sie gebären Frost und Hitze stark;
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug:
Donner und Wind ihren Flug.
Die Wolken tragen den Regenguß,
Niederwärts wenden Wasser ihren Fluß.
Mit Blumen zieret sich das Feld,
Mit Laub bedecket sich der Wald;
Das Wild hat seinen Gang.
Schön ist der Vogelsang.
Ein jeglich Ding das Gesetz noch hält,
Was ihm Gott zuerst hat gestellt.
Nur die zwei Geschöpfe,
Die er schuf als die besten,
Die verkehrten sich in Tollheit;
Da hob sich an das Leid.

Die Kaiserchronik, deren Abfassung ungefähr in die letzten Jahre des 12. Jahrhunderts fällt. Der Verfasser der Kaiserchronik ist unbekannt; es soll ein Geistlicher gewesen sein, der in Trier wohnte. Offenbar hat der Dichter das Annolied und auch noch andere vielleicht verloren gegangene Gedichte nicht mit großem Talente benutzt. Doch ist das Ganze, wenn auch ein wunderliches Gemische von Geschichte und Sage, nicht ganz ohne poetischen Werth. Es erzählt uns die Geschichte des römischen Reichs von Julius Cäsar, als dem ersten römischen Kaiser an, bis auf Friedrich II. und Rudolph von Habsburg, mischt aber die Begebenheiten aus der römischen Geschichte so durcheinander, erzählt z. B. Dinge aus den Zeiten der Könige und Republik als unter den Kaisern geschehen, ebenso spätere Begebenheiten rückt er in die Kaiserzeit hinauf, so daß das Ganze mehr ein sagenhaftes als geschichtliches Gedicht ausmacht; dabei sind die verschiedensten Legendenerzählungen mit untergemengt.

Wir gelangen jetzt zu einigen Poesien, die wohl theilweise noch zu den Uebergangsgedichten dieser Zeit gehören; doch findet sich schon vieles aus den deutschen Volkssagen mit darunter. Es sind dies: „König Rother", „Herzog Ernst", „Orendel", „St. Oswald" und „Salomon und Morolt." —

König Rother aus dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts von einem unbekannten, wahrscheinlich fahrenden Sänger abgefaßt, zeigt deutliche Spuren, daß es ursprünglich auf deutschen Volkssagen beruhte, die aber der Verfasser, der wohl als Kreuzfahrer im Morgenlande war, nach Constantinopel verlegte. Es ist in gepaarten, doch sehr unbeholfenen Reimen geschrieben, und die Anordnung desselben zeugt von geringer künstlerischer Befähigung, da die untergeordneten Begebenheiten mit derselben Ausführlichkeit beschrieben werden wie die bedeutendsten; doch wird das Gedicht an einzelnen Stellen kräftiger und lebendiger. Der Inhalt ist der:

Herr Rother, König zu Bare, ließ auf den Rath einiger seiner Getreuen um die schöne Tochter des Königs Constantin von Constantinopel werben; dieser aber, der seine Tochter keinem Manne geben wollte, ließ die Abgesandten Rothers, vor allen Grafen Lupolt und dessen Bruder Erwin, in den Kerker werfen, wo sie Jahre lang lagen. Da die Boten nicht wiederkehrten, härmte sich Rother sehr und pflog mit seinen Freunden Rath, wie sie nach Constantinopel gelangen könnten, um die Boten zu befreien. Erwin und Lupolts Vater, Graf von Meran, räth zum Kriegszug gegen Constantin. Rother versammelte seine Mannen, unter welchen sich auch zwölf Riesen mit ihrem Anführer Asprian befinden. Unter diesen Riesen ragt Widolt ganz besonders durch seine Stärke hervor. Sie gelangen nach Constantinopel, wo sich Rother bei Constantin unter dem Namen Dietrich für einen von Rother vertriebenen Grafen ausgibt und Constantin seine Dienste anbietet, der sie annimmt. Da sich Rother bei Hohen und Niedern durch seine große Güte und Freundlichkeit sehr beliebt machte, hörte Constantins Tochter von der Trefflichkeit des fremden Ritters, wünschte ihn zu sehen und es ward daher zu Ehren Rothers ein großes Gastmahl veranstaltet, welches mit vieler Pracht gefeiert wurde, bei dem aber Asprian einen Kämmerer, mit dem er in Streit gerieth, erschlug, und als darauf die Griechen dessen Tod rächen wollten, stößt Widolt mit einer stählernen, 24 Ellen langen Stange Alles nieder, was vor ihn kam. Als sich Constantins Tochter in ihr Gemach zurückgezogen hatte, ließ sie durch ihre Vertraute, Herlind, den fremden Helden zu sich bitten; doch Rother geht nicht, sondern schickt ihr prächtige Geschenke, darunter Schuhe von Gold und Silber, die jedoch alle nur für einen Fuß passen. Sie schickt nochmals zu Rother, läßt ihn wiederholt einladen und zugleich um die fehlenden Schuhe bitten. Nun geht er hin, zieht ihr selbst die Schuhe an, und als sie auf seine Frage, welcher Mann unter den vielen, die um sie geworben, ihr am besten gefallen, antwortet, daß keiner sich mit ihm selbst vergleichen könne, daß sie aber am liebsten König Rother zum Gemahle nähme, dessen Boten im Kerker lägen, gibt er sich als König Rother zu erkennen und sie verspricht mit ihm das Reich zu verlassen, vorher aber die armen Heroen von ihrem Vater aus dem Kerker zu erbitten. Den folgenden Tag bittet die Jungfrau ihren Vater, er möge die gefangenen Boten auf drei Tage befreien; dieser willigt ein, nachdem Rother Bürge für sie war. Sie wurden nun aus dem Kerker geholt und festlich bewirthet, bei welcher Gelegenheit sie sich alle erkannten, jedoch nichts davon merken lassen durften. Nach drei Tagen wurden sie in den Kerker zurückgeführt, aber auf Befehl der Jungfrau mit allem Nöthigen versehen. Bald darauf ward Constantin von Ymelot, König von Babylon, mit Krieg bedroht. Rother zieht dem Feinde mit seinen Mannen und den gefangenen Boten entgegen, schlägt ihn, nimmt Ymelot gefangen und soll nach Constantinopel zurückkehren, den Frauen den Sieg zu verkündigen. Doch statt dessen berichtet er der Königin, Constantin sei geschlagen und der Feind bedrohe die Stadt. Er erbot sich zum Schutz der Frauen, führte sie auf seine Schiffe, eröffnete dort der Königin die Wahr=

heit und fährt begleitet von ihren Segenswünschen mit der Jungfrau und den Seinigen in sein Land zurück. Constantins Wuth und Schmerz ist unbeschreiblich, als er zurückkehrt und dieses erfährt, dazu kommt noch, daß sich Ymelot zu befreien gewußt hat und Constantin von neuem mit Krieg bedroht, der zu seiner Rettung Ymelots Sohn seine Tochter zur Frau verspricht, welche zurückzubringen ein Spielmann sich erboten hatte; dem es auch wirkich gelang, in Rothers Abwesenheit durch eine wohl ausgesonnene List die Königin auf sein Schiff zu locken und sie nach Constantinopel zu bringen. Als Rother die Trauerbotschaft hört, schifft er sich sogleich mit einem großen Heere ein, verbirgt, in Constantinopel angekommen, Schiffe und Mannschaft, und geht mit Lupold und dessen Vater als Pilger verkleidet hinein, kommt in den Palast, wo die Könige an der Tafel sitzen, verbirgt sich dort unter dem Tische und drückt der jungen Königin einen Ring mit seinem Namen in die Hand. Durch deren Freude über seine Anwesenheit wird er jedoch verrathen, gefangen und soll gehängt werden. Er bittet, daß man ihn im Wald erhänge; dort angekommen, vernehmen es die Seinigen, die da verborgen sind, und eilen, nachdem er ihnen das verabredete Zeichen gab, zu seiner Rettung herbei, und das Heidenheer wird gänzlich geschlagen.

Auf der alten Königin Rath geht nun Constantin Rothern mit Frau und Tochter entgegen, versöhnt sich mit ihm und übergibt ihm sein schönes Weib und beide kehren in ihre Reiche zurück. Rothers Sohn, der bald darauf geboren wird, erhält den Namen Pipin und wird nach 24 Jahren des Vaters Nachfolger, der als Einsiedler in den Wald zieht, um sich auf den Tod vorzubereiten. Auch die Königin zog sich von der Welt zurück; aus König Rother:

**Der Riese Widolt.**

Unter diesen war einer,
Dem glich an Stärke keiner,
Der einer Mutter Sohn hieß je:
Hüten mochte man sich, daß man ihm nicht in den Weg geh.
Er ging gebunden wie ein Löwe;
Wenn man ihn losließ von der Kette,
So erregte ihm wohl Niemand Zorn,
Er hätte den Leib verloren.
Dieser Riese hieß Widolt.

In Herzog Ernst läßt sich noch mehr wie in König Rother und in den folgenden Gedichten die ursprüngliche deutsche Sage erkennen. Wahrscheinlich ist dieser Herzog Ernst eine geschichtliche Person und zwar der Stiefsohn Kaiser Konrads des Saliers, Ernst, der in Wirklichkeit ähnliche Schicksale hatte und ähnliche Kämpfe bestand, wie die in dem Gedichte vorkommenden. Doch ward auch dieses Gedicht von dem Verfasser sehr mit orientalischen Märchen und Sagen vermischt. Es stammt vermuthlich aus dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts; doch scheint es ungefähr in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von einem ziemlich ungeschickten Dichter überarbeitet

worden zu sein; man kann die Ueberarbeitung deutlich, sowohl an dem schlechten Reim, als auch an dem Mangel poetischer Gedanken von dem früheren Gedichte unterscheiden. Ueberhaupt zeigt es eine große Ungleichheit, da zwischen den schönsten und kräftigsten Stellen überaus matte und weitschweifige vorkommen; besonders ist der erste Theil zu seinem Nachtheil abstechend gegen den zweiten; doch wird das Gedicht ansprechend durch die kindliche Frömmigkeit, die sich darin kund gibt. Es sind sowohl der Verfasser des ursprünglichen Gedichtes als auch der Ueberarbeiter desselben unbekannt, Veldecke wird von einigen als der eigentliche Dichter genannt, doch kann es nicht mit Bestimmtheit behauptet werden.

In dem ersten Theil des Gedichts wird erzählt, wie der Vater Ernsts, ein Herzog von Bayern starb, und wie dessen ausgezeichnete Gemahlin Adelheide ihren Sohn mit Sorgfalt erzog. Als der junge Herzog Ernst erwachsen und zum Ritter geschlagen war, warb Kaiser Otto um die Herzogin Adelheid und diese willigte auf den Rath ihres Sohnes in die Verbindung; die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert, und der Kaiser war seinem Stiefsohne zuerst sehr zugethan, bis er durch Verleumdungen des Pfalzgrafen Heinrich Mißtrauen gegen ihn faßte, ihn seines Amtes entsetzen und sein Land Bayern verwüsten ließ. Doch Herzog Ernst wehrte sich mit seinen Mannen, unter welchen besonders der treue Wetzel ihn stets begleitet, tapfer, und als er erfährt, daß Pfalzgraf Heinrich ihn verleumdet hat, eilt er nach Speier zu Hofe und schlägt demselben in des Kaisers Anwesenheit das Haupt ab; darüber noch mehr erzürnt, erklärt der Kaiser Ernst in die Acht und es entspann sich zwischen dem Kaiser und Ernst ein blutiger Krieg, der fünf Jahre mit abwechselndem Glücke geführt ward, bis Herzog Ernst einsah, daß er auf die Dauer dem Kaiser nicht widerstehen könne und sich daher entschloß, das Kreuz zu nehmen und mit dem getreuen Wetzel und noch vielen Mannen, wohl an die Tausend, nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Bis hierher geht der erste Theil. Der zweite erzählt die Abentheuer, die sie auf der Fahrt bestanden und Ernsts endliche Rückkehr in die Heimath.

Unter diesen Abentheuern sind als die wunderbarsten und interessantesten dasjenige im Land Cypria und am Magnetberg hervorzuheben. Nachdem sie nämlich viel umhergefahren waren, zertrümmerte und zerstreute ein heftiger Sturm alle Schiffe. Nur Herzog Ernst gelangte mit seinem Schiffe nach langem Umherfahren in das Land Cypria und erblickte dort eine herrliche Burg. Sie landeten daselbst und nachdem die ausgesandten Boten befriedigende Kunde gebracht hatten, zogen sie in die Burg, fanden dort große Reichthümer und gefüllte Vorrathskammern. Sie aßen und tranken und versorgten ihr Schiff mit Vorräthen. Andern Tages ging Herzog Ernst allein mit dem getreuen Wetzel nochmals nach der Burg, um sie genauer zu besehen; doch gaben sie dem Schiffsvolk die Weisung, daß man ihnen zu Hülfe kommen sollte, wenn Nothzeichen sichtbar würden. Die beiden aßen und tranken in der Burg, badeten sich und legten sich zur Ruhe in kostbare Betten; plötzlich hörten sie ein starkes Getöse sich der Burg nähern und nachdem sie am

Fenster gesehen hatten, daß es ein ganzes Heer von sonderbar aussehenden bewaffneten Leuten sei, die Hälse und Schnäbel wie Kraniche hatten, versteckten sie sich. Als die Schaar herbeikam, gingen sie in die Burg; der Herr derselben war kostbar gekleidet und reich geschmückt und führte eine wunderschöne, herrliche, aber traurig aussehende Jungfrau. Er hatte sie mit Gewalt von Indien entführt, ihr Vater und Mutter erschlagen und wollte sie zur Minne zwingen. Die Schnabelleute setzten sich zur Tafel; danach begann Tanz und Saitenspiel; doch plötzlich erblickte ein Kämmerer die beiden Fremden und es entstand eine mörderische Schlacht, wobei die Jungfrau schwer von den Schnabelleuten verwundet wurde, da sie wähnten, die von Indien seien ihnen gefolgt und wollten die Jungfrau wieder holen. Beinahe alle Schnabelleute wurden erschlagen, Herzog Ernst und Wetzel wären auch nicht mit dem Leben davongekommen, wenn sie nicht vom Schiffe her Hülfe bekommen hätten. Herzog Ernst verlor 500 von seinen Leuten. Die Jungfrau, die sie mitnehmen wollten, starb an ihren Wunden. — Von da gelangten die Helden an den Magnetberg und konnten nicht wieder von demselben loskommen. Sie starben alle Hungers bis auf sieben. Da die Todten von den Greifen weggetragen wurden, gab Graf Wetzel den Rath, sich in Häute einzunähen und sich auch von den Greifen wegtragen zu lassen. Alle willigten ein bis auf einen, der sehr krank war und lieber da sterben wollte. Sobald die Greife sie in ihr Nest getragen hatten, schnitten sich die Helden aus den Häuten los und verbargen sich im Walde; dort lebten sie lange von Samen und Kräutern und konnten nicht fort, weil ein hohes Gebirge die Gegend umschloß, bis sie an ein Wasser kamen, was mitten durch das Gebirge strömte. Sie bauten sich ein Floß und fuhren durch das Gebirge; so gelangten sie am dritten Tage in ein reiches Land, Arimaspy, dessen Einwohner, die Cycropides, nur ein Auge auf der Stirn hatten. Sie wurden dort gut aufgenommen und standen dem König der Cycropiden in mehreren Kriegen mit fabelhaften Völkern, Riesen und Zwergen kräftig bei, so daß derselbe Herzog Ernst mit einem Herzogthum und Wetzel mit einer Grafschaft beschenkte. Noch mancherlei Abentheuer bestanden die sechs Helden in diesem Lande, bis endlich nach 6 Jahren ein Schiff mit Mohren dahin verschlagen ward, die mit Waaren zum heiligen Grabe zogen. Heimlich schifften sie sich mit ihren dort erworbenen Schätzen und Wunderdingen ein, und gelangten, nachdem sie in dem Lande Ybyon noch dem dortigen christlichen König gegen heidnische Feinde geholfen hatten, endlich nach Jerusalem. Ein Jahr hielten sie sich dort auf, kämpften wacker gegen die Sarazenen, so daß Herzog Ernst's Ruhm bis in die deutschen Lande drang. Auch Frau Adelheid hörte davon; es gelang ihr den Kaiser zu besänftigen und Verzeihung für ihren Sohn zu erlangen; und sie schrieb ihm nun, er könne ungefährdet heimkehren. Ernst schiffte sich gleich ein und eilte nach Babenberg zu Hofe, erhielt dort auf seine demüthige Bitte des Kaisers Verzeihung und sein Land wieder; ebenso Wetzel seine Grafschaft; aus Herzog Ernst:

### Der Magnetberg.

„Wir sind übel hergefahren,
Gott woll' unsre Seelen bewahren,
Wir kommen zurück nimmermehr,
Der Stein liegt in dem Lebermeer.
Recht wohl ich mich darauf versteh',
Er ist geheißen Magnet.
O weh! dieser bösen Fahrt!
Der Stein ist von solcher Art,
Daß der es muß sehr beklagen,
Dessen Kiel mit Eisen ist beschlagen,
Das ziehet er an sich mit Gewalt.
Dort stehen die Mastbäume wie ein Wald;
Aengstlich es um uns steht;
Wir müssen alle das Leben
Gott allhier zu Zinse geben.
Wir sollen um unsre Seelen wachen,
Unsre Rechnung mit Gott abmachen.
Da sprach der Herzog, gut:
Wir sollen haben guten Muth;
Gott, der uns geschaffen hat,
Was der mit uns vor hat,
Deß sollen wir ihm Dank sagen
Und nimmermehr an ihm verzagen;
Er behüte uns vor der Hölle Noth,
Liegen wir in seinem Dienste todt;
Wenn wir das erwerben,
So mögen wir fröhlich sterben.

Eines der unbedeutendsten dieser Uebergangsgedichte ist Orendel, in welchem auch die ursprüngliche deutsche Sage bis auf geringe Spuren gänzlich verwischt ist; der Verfasser dieses Gedichtes ist gleichfalls unbekannt; man vermuthet, daß es ein Geistlicher gewesen ist, aus dem Grunde, weil das Ganze in seiner Hand den Charakter der Legende angenommen hat. Nach seinem Ursprung gehört Orendel ganz gewiß auch in das 12. Jahrhundert; doch besitzen wir nur *eine* Ueberarbeitung desselben aus dem vierzehnten.

Der Inhalt ist: der Oberrock Christi, um den die Kriegsknechte das Loos warfen, war aus der Wolle eines schönen Lammes von der heiligen Jungfrau selbst gesponnen und gewirkt. Nach Christi Tod erhielt ihn ein alter Jude, der ihn von dem daran haftenden Blute reinigen wollte. Da es ihm nicht gelang, verschloß er den Rock in einen steinernen Sarg und warf ihn ins Meer. Da kam eine Meerfee, brach den Sarg auf und der graue Rock schwamm in der Fluth, bis er nach langer Zeit an den Strand getrieben wurde und dort acht Jahre unter der Erde verborgen lag. Nach dieser Zeit fand ihn ein Pilger Traugemund, der ihn an dem unvertilgbaren Blute für den Rock des Heilandes erkannte, den kein Sünder tragen dürfe. Daher warf er ihn wieder ins Meer, wo ihn ein Wallfisch verschlang, der ihn wiederum acht Jahre bei sich behielt.

Zu Trier an der Mosel lebte nun ein mächtiger König Eipel, dessen Sohn Orendel im vierzehnten Jahre den Ritterschlag empfing und dann auszog, die Königin Breide, die Herrin des heiligen Grabes, sich zum Weibe zu nehmen. Mit 72 Schiffen und großer Mannschaft fuhr Orendel ab, und schon sahen sie das heilige Land, als ein heftiger Sturmwind alle Schiffe zertrümmerte und nur allein Orendel ans Land gelangte. Er verdingte sich bei einem Fischer, dem er eine ungeheuere Menge Fische fing, darunter auch den Wallfisch, der den Rock verschlungen hatte. Beim Aufschneiden des Fisches fand man den Rock, und Orendel kaufte ihn sich für 30 Goldstücke, die ihm Maria durch einen Engel vom Himmel gesandt hatte

und ihm zugleich verkündigen ließ, in diesem Rock sei er wie in einer undurchdringlichen Rüstung, er solle darin gegen die Heiden kämpfen. Er legte den Rock an, der wie neu ward, und zog nun gen Jerusalem, um das heilige Grab zu beschützen. Hier machte er sich durch seine Tapferkeit bekannt und besonders gewann ihn die Königin Breide lieb, die, nachdem er den Riesen Liberian und 14,000 Heiden mit Hülfe dreier Engel und mit dem Schwerdt Davids geschlagen hatte, ihn als den erkannte, der ihr durch Gottes Stimme zum Gemahl bestimmt sei. Als sie aber ihre Hochzeit feiern wollten, erschien ein Engel, der dieselbe auf neun Jahre hinauszuschieben befahl. Noch viele schwere Kämpfe hatte Orendel in dieser Zeit mit den Heiden und Riesen zu bestehen, unter andern kämpfte er gegen den Riesen Pellian mit 16,000 Heiden; dann gegen den Riesen Metwin und noch mehreren anderen. Doch gerieth auch Orendel oft in Lebensgefahr und Gefangenschaft, aus der ihn Engel erlösten. Als er nun, nach Verlauf von neun Jahren, mit Breide sich vermählen wollte, kam wiederum die Aufforderung vom Himmel, nach Trier zu ziehen und seinem Vater, der von Heiden belagert sei, zu helfen. Königin Breide und der Fischer, bei dem er gedient, Meister Eise, sowie dessen Söhne, folgten ihm. Nach einer langen Reise über Apulien, Rom, Welschland gelangten sie nach Trier, wo sie herzlich empfangen wurden, und die Heiden sich ohne Kampf taufen ließen. Hier träumte es der Königin, daß das heilige Grab verloren sei; sogleich bricht Orendel mit den Seinigen wieder dahin auf, läßt aber auf göttlichen Befehl den heiligen Rock in Trier, der in einen steinernen Sarg eingeschlossen ward. Frau Breide zieht gleichfalls, aber allein und in Pilgertracht nach Jerusalem; wird jedoch erkannt und gefangen. Orendel und Eise hören es und eilen zu ihrer Befreiung herbei, gerathen aber selbst in Gefangenschaft. Orendels Heer wird nun durch ein Wunder davon benachrichtigt, zieht vor die Burg, erstürmt sie, und die Gefangenen werden befreit. Als sich jetzt endlich nach Befreiung des heiligen Grabes Orendel mit Breide vermählen will, verbietet es ihnen der Engel für immer und verkündet beiden nach einem halben Jahre und zwei Tagen ihren Tod. Sie entsagen der Welt und zur festgesetzten Zeit wurden sie von Engeln zu Gott geführt. Aus Orendel:

### Des Riesen Metwin Schild.

Auf dem Schild schwebt also schöne,
Eine goldene Krone;
Darin war gegossen eine Linde,
Die schönste, die man möge finde,
Von schönem, rothem Golde,
Wie es der Riese haben wollte.
An der Linde war manch Blättelein,
An jedem schwebte ein golden Vögelein.
Und mit Zauber gewirkt darein
Ein Blasbalg mit sechs goldenen Röhrlein.
Wenn der Riese den Blasbalg schwang,
Da hörte man der Vögel Sang,
Recht als ob sie lebeten
Und in den Lüften schwebeten.
In die Linde war gewirkt ein Rad,
Wie uns ein Buch berichtet hat.
Mit tausend goldnen Schellen fein,
Was mochte klüger wohl sein?
Wenn der Wind von dem Blasbalg weht,
Und das Rad sich umdreht,
Und die Schellen klungen,
Und die Vöglein sungen,
Wer alles Saitenspiel gehört hat an,
Der Stimme konnte es nicht geglichen han.

Unter der Linde auch gestrecket lag
Ein Löwe und ein Drach,
Ein Bär und auch ein Eberschwein,
Was mochte klügeres wohl sein?
Daran stand der wilde Mann,
Wie ich es euch sagen kann,
Von Gold, als ob er lebte
Und gegen die Lüfte strebte.

Ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert von einem unbekannten und im 14. Jahrhundert von zwei gleichfalls unbekannt gebliebenen Dichtern, überarbeitet ist das Gedicht St. Oswalds Leben. Dasjenige aus dem 12. Jahrhundert ist nicht auf uns gekommen, doch scheint die älteste und beste der beiden spätern Handschriften mit dem ursprünglichen Gedichte am meisten Aehnlichkeit zu haben. Das Gedicht ist eines der bedeutendsten aus dieser Zeit; auch in Sprache und Reim erkennt man eine geübtere Hand, trotzdem auch hier noch der Reim oft unbeholfen und unrein ist. Es scheint, daß diesem Gedichte deutsche Sagen zu Grunde liegen. Es ist eine mehr legendenartige Erzählung: Oswald, König von England, der früh verwaist war und viel Unglück zu erdulden hatte, bemühte sich vergebens, eine, seiner würdige Jungfrau zu finden, die er zu seiner Gemahlin machen wollte, bis endlich ein Pilger Warmund an den Hof kommt und ihm die schöne Pamige, die Tochter des Königs Aaron, vorschlägt. Dieser Vorschlag gefällt König Oswald sehr wohl; doch niemand will der Bote sein, da der alte Aaron jedem Werber um seine Tochter den Kopf abschlägt. Warmund räth den Raben, welchen der König erzogen habe, als Boten abzuschicken. Der Rabe, der auf einem hohen Thurm saß, kam auf Gottes Befehl herunter und konnte plötzlich alle Sprachen reden, auch willigte er ein, die Botschaft zu übernehmen, unter der Bedingung, daß ihm sein Gefieder mit Gold beschlagen werde. Dies geschah; dann wurde dem Raben ein Brief und ein goldner Ring für die Jungfrau unter die Flügel gebunden und er flog von dannen. Zehn Tage flog er ohne Essen und Trinken weiter und ließ sich darauf, ganz erschöpft, auf einem hohen Fels im Meer nieder, wo er zu seiner großen Freude einen Fisch erhaschte; während er denselben verzehrte, kam ein Meerweib aus der Tiefe und zog ihn mit sich hinab, doch wußte er durch seine Klugheit sich wieder zu befreien. Bald darauf gelangte er an König Aarons Hof und, nachdem er sich vom Könige sein Leben hatte versichern lassen, brachte er seine Werbung vor. Ergrimmt darüber achtete der König seines Versprechens nicht, sondern ließ den Raben fangen, und gab Befehl, ihn aufzuhängen. Doch Pamige, die eben dazu kam, erbat sich ihn zum Geschenk, in welche Bitte der König nach langem Zögern einwilligte. Sie pflegte ihn nun aufs beste, nahm ihm Brief und Ring ab und band ihm unter die Flügel einen Ring von sich und einen Brief für Oswald, worin sie ihn aufforderte, mit Heeresmacht zu kommen, um sie zu gewinnen. Auf dem Rückwege verlor bei einem großen Sturmwind der Rabe das Ringelein der Königin. Seine Klagen hierüber hört ein Einsiedler, der auf einem einsamen Felsen im Meere wohnt; derselbe voller Erbarmen über des Raben Klage bittet Gott um das goldene Ringelein und sogleich kommt ein Fisch geschwommen, der es in seinem Munde trägt. Bald gelangte der Rabe wohlbehalten nach

England und nach seiner Ankunft rüstete Oswald sofort zwei und siebzig Schiffe und zog nach dem Lande seiner Braut. Da er aber den Raben nicht mitgenommen hatte, sondern statt dessen einen Hirsch, so gerieth er bald in große Noth, aus der er nur durch Gottes Güte befreit wurde, der einen Engel abschickte, den Raben zu holen. Doch der Rabe zürnte, weil man ihn vergessen und weil Koch und Kellner seit des Königs Abreise ihn vernachlässigt und gezwungen hatten, mit den Hunden zu essen. Der Engel besänftigte ihn und geleitete ihn zu Oswald. Durch seine Hülfe gelingt es nun dem König, der sich als Goldschmidt vor Aarons Burg legt, und einen künstlichen goldenen Hirsch laufen läßt, dem Aaron nachfolgt, die Jungfrau zu entführen. Als aber Aaron den Betrug gewahr wird, eilt er mit einem großen Heere Oswald nach und erreicht ihn auf einem Eiland im Meere. Hier kommt es zum Kampfe, der einen schlimmen Ausgang befürchten läßt. Da thut Oswald das Gelübde, wenn er aus dieser Noth befreit würde, wolle er jede Bitte erfüllen, die an ihn im Namen Gottes gerichtet würde. Der Sieg wendet sich zu Oswalds Heer und alle Heiden bis auf Aaron selbst liegen erschlagen, der sich jetzt taufen lassen will, wenn Oswald ihn von der größeren Macht des christlichen Gottes überzeugen könne. Oswald erweckt darauf alle gefallenen Heiden vom Tode. Treulos will Aaron mit denselben den Kampf wieder beginnen. Doch diese weigern sich, da sie unterdessen in der Hölle waren, und verlangen alle nach der Taufe; sie wird an ihnen, sowie auch an Aaron selbst vollzogen und Oswald verkündigt auch den auferstandenen Heiden ihren Tod binnen Jahresfrist; doch diese möchten lieber gleich sterben, was auf Oswalds Gebet geschieht. Nun zieht Oswald mit den Seinigen, seiner Braut und deren Vater zurück nach England, wo die Vermählung mit großer Pracht gefeiert wird. Während der Mahlzeit erscheint, in Gestalt eines Pilgers, der Heiland und bittet Oswald im Namen Gottes um sein Weib und seine Krone. Bereitwillig übergibt Oswald, seines Gelübdes eingedenk, beides dem Pilger und entfernt sich traurig. Der Pilger ruft ihn zurück, gibt sich zu erkennen und übergibt Oswald wieder Gemahlin und Krone; doch verkündigt er beiden ihren Tod binnen 2 Jahren, ermahnt sie, sich von der Welt zurückzuziehen, und verschwindet. Oswald und seine Gemahlin folgen der Ermahnung und sterben in der angekündigten Zeit: — Aus St. Oswald:

**Der verlorene Ring.**

Als der Rabe Urlaub nahm
Von der Königin lobesam,
Er hat nun ferner keine Rast
Und flog von dannen, fröhlich fast.
Nun flog der edele Rabe,
Ueber Meer und Land an zwanzig Tage,
An dem zwanzigsten Tage um dreie,
Da schwebete er über dem Meere freie;
Nun sandte das himmlische Kind
Einen gar großen Sturmwind,
Daß sich der Rabe wohl dreimal für verloren hielt.

Und klagete unmäßig viel.
Nicht weiter konnte er fliegen,
Er begann zu klagen und sich zu betrüben.
Die seid'ne Schnur sich auflöst,
Das gab ihm bösen Trost.
Großer Jammer ward ihm dadurch kund,
Das Ringelein entfiel ihm auf des Meeres Grund.
Da der Rabe sah die Märe,
Daß ihm das Ringelein entfallen wäre,
Sein Gefieder er da schwang,
Die Noth ihn da bezwang.
Er flog an des Meeres Strand,
Bis zu einer steinern Wand;
Auf die steinerne Wand war er gekommen,
All' Freude war ihm benommen:
Freude konnte er nicht mehr haben;
Er begann zu trauern und zu klagen.
Auf derselben steinern Wand
Er einen Einsiedler fand.
Der war da gesessen, das ist wahr,
Völliglich dreißig Jahr.
Da ihn der Einsiedler zuerst ersah,
Er begann ihn zu grüßen und sprechen da:
Rabe, nun sei mir Gott willkommen,
Dein Klagen hab ich wohl vernommen:
Was ist dir hier Leide geschehen?
Das sollst du mir nach der Wahrheit gestehen;
Denn ich kenne dich recht wohl,
Wie ich es dir sagen soll.
Dein Leid mach' mir bekannt.
Ich wähne, du dienst St. Oswald in Engelland?
Nun hat mir geboten der himmlische Herre,
Um deinen Herrn soll ich dein Bitten erhöre.
Des Raben Herz ward freudenvoll,
Da er das vernahm also wohl.
Verschweigen kann 's ich dir nicht mehr,
Ich will dirs künden und sagen her.
Was mir zu Leide ist geschehen,
Will ich dir nun eingestehen:
Ich wollte werben meinem Herrn
Nach Würden und nach Ehren;
Und ich flog schon
Ins Land zu Aaron;
Ich hab' ihm erworben die Königin gut,
Dem allerliebsten Herrn mein, nach seinem Muth.
Nun sandte ihm die edle Königin
Durch mich ein goldenes Ringelin;
Das ist mir entfallen ins Meer.
Wiederfinden kann es nicht ein ganzes Heer.
Darum so hab' ich großes Leid,
Einsiedler, das hab' ich dir nun geseit.

Unter dem Namen „Salomon und Morolt" besitzen wir aus derselben Zeit zwei Gedichte, beide von unbekannten Verfassern. Das erste derselben stammt wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert; doch ist nur eine ziemlich rohe Ueberarbeitung dieses Gedichtes uns erhalten, in welcher sogar die ursprüngliche Strophenform zum Theil ganz verwischt ist. Da in dem ersten Text dieses Gedichts, wie aus dem Reim hervorgeht, der König nicht Salomon, sondern Salman hieß, und in der nordischen Sage gleichfalls von einem fränkischen Könige Salman berichtet wird, auch sonst das Gedicht an vielen Stellen große Aehnlichkeit mit der deutschen Sage verräth, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dasselbe ebenfalls aus deutschen Sagen entstanden ist, und später erst, durch die Einführung des Christenthums vielleicht, auf morgenländische Personen und Oertlichkeiten, besonders auf den jüdischen König Salomo übertragen wurde. So unbeholfen auch Sprache und Darstellung des Gedichtes sind, so ist es doch reich an poetischen Zügen und als ganz besonders gelungen ist die Charakterschilderung Morolts, Salomo's Bruder, zu bezeichnen, der in seiner mit Verschlagenheit und List vermischten Heldennatur viel Aehnlichkeit mit Odysseus im Homer hat. Es wird in dem Gedichte erzählt, wie die Gemahlin des weisen Königs Salomo von Jerusalem, die durch ihre Schönheit alle Männer besiegt, mehreremale, erst zweimal von König Pharao, später von König Princian entführt ward, und wie jedesmal Morolts Klugheit, Muth und List dieselbe zurückbrachte, der sie wegen ihrer Treulosigkeit mit dem Tode bestrafen wollte; Salomo sich jedoch immer wieder von ihr bethören ließ und ihr das Leben schenkte, bis er endlich zuletzt dem Morolt die Erlaubniß gab, sie zu tödten. Derselbe ließ ihr im Bad die Adern öffnen, wodurch sie starb. Der zweite Salomo und Morolt beruht nicht auf deutscher Sage, sondern ist, wie das Gedicht selbst angibt, nach einem lateinischen Gedicht, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert abgefaßt und hat zum Zweck, den Gegensatz zwischen dem gesunden Menschenverstande und der angelernten Weisheit darzustellen. Da Salomo als das Muster dieser gelehrten Weisheit galt, so ist gerade er dazu auserwählt, den Gegensatz zu bilden, dem ungebildeten, rohen, aber klugen Bauern Morolt gegenüber. Das Gedicht enthält meist Gespräche zwischen Salomo und Morolt und dessen Frau, wobei sehr oft Salomo den kürzeren zieht. Es verräth eine große Menge gesunden, doch oft zu derben Witzes. Die Sprache ist ebenso unbeholfen wie in den vorhergehenden Gedichten:

### Aus dem ersten Salomo und Morolt.

Wie Morolt sich mit List befreite.

Alsbald die Heiden da tranken,
Ihnen entfiel der Kopf und sie auf die Erde sanken;
Morolt, der kühne Held gut,
Er ward von Sorgen erlöst,
Des gewann er hohen Muth.
Er nahm eine Scheere aus der Tasche, das ist wahr;
Ueber den Ohren

Schnitt er den zwölfen ab das Haar;
Er nahm ein Scheermesser in die Hand
Und schor jeglichen eine Platte,
„Nun singet Messe allesamt.“
Da Morolt das hatte gethan,
Er ging zu der Thüre,
Und hieß den Thürhüter ihn herauslan:
Ich muß gar schnell auf dem wilden See,
Schöne Fische der Königin fange.
Da sprach der heidnische Mann:
Niemand darf ich herauslan,
Bis es morgen wird Tag,
Es verbot mirs die Königin selber,
Wie ich euch es sagen mag.
Morolt, der Held gut,
Zu dem Thürhüter in die Stube ging:
Thürhüter, trauter Geselle mein,
Schließe mir auf die Thüre,
Wenn lieb ich dir möge sein.
Willst du diese Nacht Weisheit sehen,
Ich sage dir, was dir an dem Leibe
Noch mag gescheh'n:
Das zeige ich dir in den Sternen.
Da sprach der einfältige Thürhüter:
So schließ ich dir auf gerne!
Die Schlüssel er in die Hand nahm.
Es ging zu der Thüre
Der heidnische Mann.
Morolt hob auf einen Stein,
Er schlug dem armen Thürhüter
Das Herz im Leibe entzwei,
Daß er todt fiel auf das Land.
Danach kam seine Frau zur Hand;
Schreien wollte da das Weib;
Morolt warf sie mit demselben Steine
Zu todt, sagt uns das Lied.
Die Schlüssel er in seine Hand nahm,
Aufschloß der Ritter lobesam.
Er ging gar schnell auf
Des Meeres Fluth,
Wo er sein Schifflein verborgen hatte gut. —

**Aus dem zweiten Salomo und Morolt.**

Aus dem Gespräch des Königs und Morolts:

Der König sprach: „Bescheide mich,
Denn ich habe nicht verstanden dich.
Du hast eben gesprochen zu mir:
Die einen geh'n auf, die andern nieder;
Sag an, wie soll ich das versteh'n?“
„Bohnen, ich hab bei dem Feuer stehn,
Die einen durchs Kochen in die Höhe steigen,
Die andern sich hernieder neigen.“

„Auch hast du gesprochen also:
In dem Hause sei anderthalb Mann do
Und ein Roßhaupt dabei,
Sage mir, wie die Märe sei?“
„Prüfe selbst wie dem ist,
Du halb in dem Hause bist,
Und ich dabei, das sind anderthalb Mann,
Und dein Roßhaupt, was willst du dann?“
„Du sprachst fort, wie ich meine,
Dein Vater mache zwei Schaden aus einem;
Wie mag das immer sein?“
Morolt sprach: „der Vater mein
Hat ein Feld mit Korn besät.
Die Leute einen Weg han durchgetret;
Selbigen Weg versperret er nun,
Einen zweiten werden sie bald treten dazu.“
„Die Wahrheit sollst du mir gestehn,
Wie deiner Mutter könne geschehn,
Daß sie ihrer Gevatterin einen Dienst erzeige,
Den ihr dieselbige nimmer wieder beweise.“
„Ihr Gevatterin lag und starb;
Mit Treuen meine Mutter das erwarb,
Daß sie ihr die Augen drückte nieder,
Den Dienst erzeigt sie ihr nimmer wieder.“
„Nun bescheide mich auch fort,
Wie dein Bruder beging den Mord.“
„Die Läuse brachten ihn in Noth,
Die schlug er bei dem Zaume todt.“

## Zweite Gruppe.

## Volksepos.

Von diesen Uebergangsgedichten wenden wir uns zu dem Volksepos und vor allem zur Besprechung des Nibelungenliedes, des bedeutendsten Werkes, was uns das Mittelalter überliefert hat; welches Alles, selbst das Beste übertrifft, was die höfischen Dichter geschaffen. Es existiren von dem Nibelungenliede drei Handschriften, die etwas, wenn auch unbedeutend von einander abweichen. Die Ansichten, wann und von wem das Nibelungenlied zuerst aufgezeichnet wurde, sind sehr verschieden. Doch steht das fest, daß es aus den im Volke lebenden Sagen entstanden ist; mögen nun, nach der Ansicht einiger, die beiden Abtheilungen, in die das Nibelungenlied zerfällt, von zwei verschiedenen Volksdichtern herrühren, oder mag, nach des gelehrten Lachmanns Ansicht, das Gedicht ursprünglich aus 20 einzelnen Liedern bestanden haben, die um das Jahr 1210 aufgezeichnet und später von einem andern zusammengefügt wurden. — Einer andern, erst in der neuesten Zeit aufgetauchten Ansicht nach, wäre das Nibelungenlied von dem Minnesänger: der von Kürenberg genannt, verfaßt. Diese Ansicht stützt sich auf die Sitte

der damaligen Zeit, daß der Erfinder einer Strophe auch deren alleiniger Besitzer war, und kein anderer davon Gebrauch machen durfte; weil nun die uns erhaltenen Minnelieder des von Kürenberg alle in der Nibelungenstrophe abgefaßt sind, und kein anderer Dichter dieselbe gebraucht, so hält man den von Kürenberg für den Erfinder dieser Strophe, und deshalb auch für den Verfasser des Nibelungenliedes. Die beste Uebersetzung desselben ins Hochdeutsche ist von Karl Simrock. Was die Form des Nibelungenliedes betrifft, so ist dasselbe in der sogenannten Nibelungenstrophe abgefaßt; diese besteht in vier Verszeilen mit paarweisem Reim: d. h. erste und zweite, dritte und vierte Zeile reimen zusammen, die letzte Verszeile läuft aber meist etwas länger aus als die andern. Wie in der Einleitung gesagt, nimmt das Nibelungenlied seinen Stoff hauptsächlich aus der gothischen Dietrichssage, deren Träger Dietrich von Bern (Theodorich von Verona), und aus der niederrheinischen Siegfriedsage, deren Träger Siegfried der Niederlande ist. Im letzten Theil der Nibelungen, in der Nibelungennoth, sind diese beiden Sagen vereinigt und die Geschichte spielt nun an König Etzels Hof in Ungarn, wie vorher in Worms, dem Wohnort des Burgundenkönigs. Daß sich das alte Volksepos beliebige Ort- und Zeitveränderungen erlaubt, kann nicht erstaunen; da es ja nach dem poetischen Bedürfnisse die Menschen zusammen oder von einander bringt. So ist z. B. das Zusammenführen von König Etzel oder Attila und Theodorich eine geschichtliche Unrichtigkeit, da Attila schon 453 nach Christi starb und Theodorich seine Herrschaft erst 489 antrat. Doch ist ja die Hauptbedingung bei einem solchen Gedicht nicht die geschichtliche, sondern die poetische Wahrheit und der poetische Werth, und diese beiden Bedingungen sind im vollsten Sinne erreicht. Der Inhalt des Nibelungenliedes ist folgender:

Nach einer kurzen Einleitung, worin der Grundton des Gedichts enthalten ist, nämlich daß Freude und Leid immer Hand in Hand gehen und daß besonders die Liebe häufig mehr Kummer als Glück bringe, werden wir erst nach Worms zum Burgundenkönig Gunther geführt, von dessen Hofhaltung, sowie von seiner Mutter Ute, Schwester Kriemhild, und Brüdern Gernot und Giselher, und von den besten seiner Recken, Hagen von Tronje, dessen Brüdern Artwein und Dankwart und vielen Andern wir Kunde erhalten. Besonders wird ein Traum Kriemhildens, worin zwei Adler ihren zahmen Falken rauben und den ihre Mutter auf einen edlen Mann deutet, ausführlich berichtet. Hierauf geht das Lied zu dem jungen Helden Siegfried am Niederrhein über, erzählt von dessen Vater Siegmund und Mutter Siegelind, sowie von des jungen Siegfried Fahrten und Abentheuer, berichtet weiter, wie der junge Held von Kriemhildens Schönheit und Tugend hört, in Liebe dadurch zu ihr entzündet wird und, trotz dem ängstlichen Abrathen von Vater und Mutter, mit zwölf Genossen nach Worms reitet, sie zu minnen. Am siebenten Morgen gelangten sie nach Worms; keiner von den dortigen Rittern aber kannte Siegfried; doch Hagen vermuthet bei seinem Anblick gleich, daß es dieser berühmte Held sei; er erzählt den übrigen von Siegfrieds Aben-

theuern die kühnsten, unter andern, wie derselbe sich den Nibelungenhort erobert habe, wie er unverwundbar sei, dadurch daß er sich in eines, von ihm selbst erschlagenen, Drachen Blut gebadet und noch mehreren anderen. Darauf entschließt sich Gunther, ihm mit seinen Recken entgegen zu gehen; doch beinahe wäre es zum Kampfe gekommen; da Siegfried nicht zuerst als Bittender erscheinen wollte, so trat er trotzig und keck auf, und forderte sie zum Kampfe heraus. Dieser hätte auch stattgefunden, wenn nicht der verständige Gernot die Gemüther beruhigt hätte. Siegfried wurde nun aufs beste empfangen und bewirthet und ihm zu Ehren viele ritterlichen Spiele gehalten. Bald bot sich Siegfried auch Gelegenheit, seinem Wirthe einen glänzenden Dienst zu erweisen. Es kamen Boten aus Sachsen und Dänenland, die im Namen Lüdegers und Lüdegasts, den Königen der beiden Länder, den Burgundern Krieg entbieten ließen, der auf Siegfrieds Zusprache von Gunther angenommen wird, und Siegfried zieht mit seinen Recken und tausend Burgundern ins Sachsenland, verübt die größten Heldenthaten, nimmt die beiden Könige gefangen und kehrt nun nach Worms zurück, wird dort mit Ehren empfangen und ein Freudenfest wird veranstaltet, wo er zum ersten Male Kriemhilden sieht. Doch hat er den Muth nicht, mit seiner Werbung um sie hervorzutreten, und will schon wieder mit den anderen Gästen abziehen, als er zum zweiten Male Gelegenheit erhält, sich König Gunther zu verbinden. Dieser nämlich, der von der schönen, zauberhaft starken Königin Brunhild von Isenland gehört hat, beschließt dieselbe zum Weibe zu nehmen und bittet Siegfried um seinen Beistand dabei; Siegfried willigt gern unter der Bedingung ein, daß Gunther ihm die Hand Kriemhildens bewilligt. Gunther sagt sie ihm zu und die Fahrt wird gerüstet. Siegfried nimmt seine Tarnkappe mit, die unsichtbar macht und zwölf Männer Stärke verleiht. Sie schiffen sich ein und in zwölf Tagen landen sie am Isenstein. Siegfried geht zu Brunhild als Gunthers Dienstmann und eröffnet derselben Gunthers Absicht; Brunhilde verlangt drei Kampfspiele; die Vorkehrungen dazu werden getroffen, und der Kampf beginnt, in dem Gunther unfehlbar unterlegen wäre, wenn ihm nicht Siegfried unsichtbar in der Tarnkappe beigestanden hätte, endlich erklärt sich Brunhilde für besiegt und ergibt sich, wenn auch mit Widerstreben, Gunthern. Siegfried wird nun als Bote voraus nach Worms gesandt, wo die Vorbereitungen zum Empfange getroffen werden. Nun folgt die Ankunft und Begrüßung Brunhildens und bald darauf die Doppelhochzeit. Brunhilde begreift nicht, wie Kriemhilde einem Dienstmann zum Weibe gegeben werde. Da sagte ihr Gunther, daß er ihr die Märe zu gelegenerer Zeit erzählen wolle. Als er aber mit ihr in das Brautgemach gegangen, erklärte Brunhilde, sie wolle Jungfrau bleiben, bis sie die Märe erfahren, und als Gunther damit nicht einverstanden war, band sie ihm Hände und Füße, trug ihn zu einem Nagel und hing ihn an die Wand, wo er die ganze Nacht bleiben mußte; sie that das hauptsächlich, weil sie wußte, daß als Frau ihre Kraft schwinden würde. Den andern Abend bittet daher Gunther Siegfried nochmals um

seinen Beistand, dieser überwindet Brunhilden in der Tarnkappe, und übergibt sie Gunthern gebunden, zieht ihr dabei einen goldenen Ring und Gürtel ab, die er seiner Frau gab. Nun zieht Siegfried mit seinem Weibe in sein Land zurück; er empfängt von seinem Vater Krone und Reich, und beide leben zehn Jahre dort glücklich im Besitz eines kleinen Knaben. Unterdessen denkt Brunhilde, die Siegfried selbst liebt, immer nur auf Rache, daß dieser sie nicht zum Weibe nahm; sie bittet Gunthern, Siegfried und Kriemhilde einzuladen, was auch gleich geschieht. Die beiden folgen arglos der Einladung mit ihrem Vater und Kinde. Doch bald bricht die heimliche Wuth Brunhildens aus. Während auf dem Hofe Ritterspiele geschehen, sitzen die beiden Königinnen zusammen und jede preißt ihren Gatten. Brunhilde nennt Siegfried ihren Dienstmann, laut seiner eigenen Aussage. Doch Kriemhild weis't dieses mit Entrüstung zurück; es kommt zum heftigsten Zanke zwischen den beiden, so daß endlich Kriemhild Brunhilden Ring und Gürtel zeigt und ihr sagt, daß ja Siegfried, nicht Gunther sie bezwungen habe. Dieser Zank wiederholt sich den andern Tag an der Kirchthüre und geht so weit, daß trotz allem Besänftigen der Männer Brunhild auf Rache dringt. Der grimme Hagen schwört ihr, er wolle sie an Siegfried rächen, und diesen tödten, in welches Vorhaben nach einigem Widerstreben auch Gunther und Gernot willigen. Zu diesem Zwecke wird eine große Jagd veranstaltet und Hagen geht zu Kriemhild unter dem Vorwand, Abschied von ihr zu nehmen, stellt sich bei ihr liebend und besorgt um Siegfried; diese empfiehlt, dadurch bestochen, Siegfried dem Schutze Hagens und verspricht ihm, die einzige verwundbare Stelle seines Körpers, zwischen den Achseln, auf die beim Waschen mit Drachenblut ein Lindenblatt gefallen, auf seinem Gewande mit einem seidenen Kreuzchen zu bezeichnen. Hagen zieht nun erfreut fort und auf der Jagd ersticht er Siegfried meuchlings mit dessen eigenem Wurfspieß, als derselbe an einer Quelle trank. Ausführlich schildert das Gedicht die einzelnen Begebenheiten und Abentheuer der Jagd; ebenso Siegfrieds Ermordung, die darauf folgende Verzweifelung und den Schmerz Kriemhildens, wie sie von nun an nur darauf bedacht ist, Rache zu nehmen an den Mördern ihres geliebten Mannes; auch wird das feierliche Begräbniß Siegfrieds beschrieben, ebenso die Abreise des alten Siegmund mit seinem kleinen Enkel. Kriemhilde bleibt, um in der Nähe des Grabes ihres geliebten Mannes zu sein, in Worms, auch hofft sie dort eher Gelegenheit zur Rache zu finden. Vier Jahre brachte Kriemhild nur trauernd und auf Rache sinnend zu, ohne mit ihren Brüdern oder Hagen auch nur ein Wort zu sprechen; endlich versöhnt sie sich mit ihren Brüdern, jedoch mit Hagen nicht. Die Brüder, von Hagen dazu beredet, fordern Kriemhilden auf, den Schatz der Nibelungen nach Worms kommen zu lassen, und sie willigt nach langem Zureden darein. Zuerst, nachdem derselbe angekommen ist, erhält ihn, wie billig, Kriemhild, doch bald tritt wieder Hagen auch hierin ihr störend in den Weg. Er fürchtet, daß Kriemhilde, die ihren Reichthum nur zu Wohlthaten benutzt, einen zu großen Anhang bekommen würde, und sucht daher Gunther und die

andern zu bewegen, Kriemhilden den Schatz zu entreißen; als diese nicht einwilligen, bemächtigt er sich desselben und versenkt ihn in den Rhein. Daß diese neue Gewaltthat Kriemhildens Wuth steigerte, ist natürlich, und ihr Verlangen nach Rache wird immer größer. Endlich nach dreizehnjährigem Trauern erscheint ihr der geeignete Zeitpunkt zur Rache, da der Hunnenkönig Etzel, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn um sie werben läßt, entschließt sie sich nur deshalb, diese Werbung anzunehmen, um dadurch größere Gewalt zur Rache zu haben. Sie rüstet sich sofort zur Abfahrt mit einem großen Gefolge nach dem fernen Hunnenlande. Giselher und Gernot geben ihr das Geleite bis an die Donau. Nun geht der Zug weiter und bald kommt ihr Etzel mit einem Gefolge von 24 Fürsten, entgegen. So ziehen sie nach Wien und von dort nach siebzehntägiger Hochzeit nach der Etzelnburg (Ofen). Unter hohen Ehren, wegen ihrer Güte weit gepriesen, lebt nun Kriemhilde mit der Hunnenkrone, immer noch um Siegfried trauernd und Rache sinnend. Nachdem sie hier wieder dreizehn Jahre zugebracht und unterdessen einen Sohn, Ortlieb genannt, geboren hatte, schien ihr die Zeit der Rache gekommen; sie bittet Etzel, ihre Verwandten aus Burgundenland einzuladen; dieser willigt ein und schickt seine Fiedler, Schwemmel und Werbel, die Botschaft auszurichten. Ihre Meldung wird freundlich empfangen, nur Hagen widerräth; trotzdem wird die Einladung angenommen, und alle Burgundischen Dienstmannen aufgeboten. Nach kurzer Zeit ist der glänzende Zug gerüstet und der länderkundige Hagen führt denselben, bestehend aus 1060 Degen und 9000 Knechten, nach der Donau. Diese ist ausgetreten und kein Fährmann findet sich. Beim Suchen nach demselben trifft Hagen im Walde zwei Meerweiber, und diese weissagen ihm, daß von dem Burgunderheere niemand als des Königs Kaplan zurückkehren werde. Auch zeigen sie ihm einen Fährmann an; mit diesem bekommt Hagen Streit, erschlägt ihn und fährt dann selbst das Heer über; den Kaplan schleudert er in die Fluth, um das Wort der Meerweiber unwahr zu machen; jedoch der Priester rettet sich ans Ufer und gelangt nach dem Rheine zurück. Da zerschlägt Hagen das Schiff, sicher des kommenden Verderbens. Noch mehrere Kämpfe und Abentheuer hatten die Helden zu bestehen, bis sie in die Lande des Markgrafen Rüdiger von Bechlarn kamen, der sie mit fürstlicher Gastlichkeit aufnahm und mehrere Tage bewirthete. Gieselher wird dort mit Dietlinde, der Tochter Rüdigers, verlobt, und reich beschenkt ziehen sie nun weiter ins Hunnenland mit Rüdiger und 500 Mann. Unter den Geschenken sind besonders zu erwähnen: Rüdigers eigenes Schwerdt, was dieser dem Gernot schenkt, womit letzterer in dem schrecklichen Kampfe bei den Hunnen Rüdigern selbst erschlägt. Hagen erhält von Gotelinde, Rüdigers Frau, das Schwerdt ihres Vaters. Ganz in der Nähe der Etzelnburg kommt ihnen Dietrich von Bern mit seinem alten Waffenmeister Hildebrand entgegen und warnt sie, nicht zu sicher ins Hunnenland zu ziehen; diese Warnung ist auch sehr nöthig. Denn kaum sind sie bei Etzel und Kriemhild angelangt, so beginnen auch schon mit Worten die Streitigkeiten, zuerst besonders zwischen Hagen und Kriemhilden; doch

dabei bleibt es nicht. Kriemhilde bittet die Hunnenrecken, sie an Hagen zu rächen, und bald darauf beginnen die mörderischen Kämpfe, wobei die meisten Hunnen und Burgunden mit ihren Freunden erschlagen wurden; als nach langem Kampfe Hagen immer noch lebte, an dem allein ja Kriemhilde sich rächen wollte, ließ sie den Saal, in dem sich die Burgunden befanden, an allen Ecken anstecken. Doch auch dieses tödtet sie nicht, da durch die Menge des Blutes das Feuer gelöscht wird. Kriemhilde entflammt von neuem durch die glänzendsten Versprechungen den Kampf und Rüdiger und Dietrich von Bern, die sich bis jetzt noch nicht daran betheiligt hatten, weil die Burgunden ihre Freunde waren, ziehen nun mit ihren Recken nach dem Saale und das Blutbad beginnt von neuem, es bleibt niemand übrig als Gunther und Hagen, der alte Hildebrand und Dietrich. Rüdiger ist von Gernot erschlagen. Dietrich bezwingt Hagen und führt ihn gefangen zu Kriemhilde; ebenso auch Gunthern. Kriemhild läßt die beiden, jeden abgesondert, ins Gefängniß führen, und geht nun zu Hagen und erklärt ihm, wenn er ihr den Nibelungenhort zurückgeben wolle, werde sie ihn ungefährdet ziehen lassen. Aber Hagen, der hierin eine Hinterlist zu sehen glaubt, erwiedert ihr: so lange einer seiner Herren lebe, gebe er nicht den Hort. Und nun läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und geht mit diesem triumphirend zu Hagen. Doch der will ihr trotzdem nicht sagen, wo der Hort liege, und verspottet sie noch; da ergreift sie Hagens Schwerdt (es ist Siegfrieds Schwerdt, was Hagen diesem abgenommen hatte) und schlägt ihrem gefesselten Feinde das Haupt ab; doch voll Grimm über das schmähliche Ende eines so tapfern Helden, springt der alte Hildebrand hinzu und Kriemhild sinkt, von seinem Schwerdte getroffen, neben ihrem Todfeinde, selbst eine Leiche, zur Erde. Dies ist das schreckliche Ende des Nibelungenliedes. Nur Dietrich, Hildebrand und Etzel sind übrig geblieben, und diese hoben an zu weinen und zu klagen.

Diesen Gedanken der Klage faßte ein späterer, unbekannter Dichter auf und führte ihn weiter aus; so entstand das Gedicht: die „Klage", der Nachhall der Nibelungen, doch von viel geringerem poetischen Werthe. Es ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt und erzählt, wie die Erschlagenen begraben und von den drei übrigen beklagt werden. Dann werden Boten nach Bechlarn und Worms gesendet, wo sich von neuem die Wehklage erhebt. Der alten Mutter Ute bricht vor Leid das Herz; Brunhildens einziger Sohn erhält die Burgundenkrone. Dietrich zieht mit dem alten Hildebrand in seine Heimath, und besucht unterwegs, noch tröstend, Rüdigers Frau und Tochter.

Noch ein Gedicht muß hier erwähnt werden, welches gleich der Klage, die Volkssagen, aber in höfischer Weise behandelt. Es ist dies: „Biterolf und Dietleib", welches offenbar von einem höfischen Dichter herrührt, dessen Name unbekannt ist; einige glauben sogar, daß beide Gedichte, „die Klage", und „Biterolf und Dietleib", von ein und demselben Verfasser sind. Dasselbe ist gleichfalls in kurzen Reimpaaren abgefaßt und auch von geringem poetischen Werthe. Es erzählt die Geschichte Biterolfs, eines mächtigen Königs in Spanien, der

mit seiner Gemahlin Dietlint und einem kleinen Sohne Dietleib in ungetrübtem Glücke lebte, bis er, vom Rufe König Etzels bewogen, sich entschloß, denselben aufzusuchen. Er entfernt sich heimlich von Gemahlin und Kind, und gelangte nach vielen Abentheuern nach Etzelnburg, wo er von dem Könige freundlich empfangen wurde, und demselben während zehn Jahren die wichtigsten Dienste leistete. Unterdessen war sein Sohn Dietleib, den er als dreijähriges Kind verlassen, groß und stark geworden und bat seine Mutter um die Erlaubniß, den Vater aufsuchen zu dürfen. Diese wollte ihn jedoch nicht ziehen lassen, da sie den Vater für todt hielt. Doch Dietleib entfernte sich eines Tages, mit einer von ihm gefundenen Rüstung seines Vaters; unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, verließ er von drei Knappen begleitet die Heimath. Vergeblich ließ ihn seine Mutter suchen, als sie seine Entfernung bemerkte, vergeblich waren ihre Klagen, denn der junge Held hatte bald die Grenzen des Reichs überschritten. Ueberall, wo er hinkam, besiegte er die sich ihm entgegenstellenden Helden. Endlich gelangte er nach Hunnenland, wo er seine Dienste dem König Etzel anbot, der ihm gern aufnahm. Sein Vater sah ihn auch, doch ohne ihn zu erkennen. Noch vor Ablauf eines Jahres zog König Etzel gegen die Polen; Dietleib, der wegen seiner Jugend zurückbleiben sollte, folgte dem Heere heimlich nach und nahm am Kampfe den lebhaftesten Antheil; er kämpfte mit seinem Vater, den er für einen Feind hielt, und setzte ihm hart zu, so daß derselbe unterlegen wäre, wenn Etzel sie nicht getrennt hätte. Nach der Rückkehr ins Hunnenland erfuhr Biterolf durch Rüdiger, daß der junge Held sein Sohn sei, und die Freude war allgemein; der junge Dietleib sollte wegen seines außerordentlichen Heldenmuthes zum Ritter geschlagen werden; doch nahm er es nicht eher an, bis er sich an den Burgunden wegen einer Beleidigung gerächt habe, die sie ihm zufügten, als er durch ihr Land gezogen sei. Etzel erbot sich, ihm ein mächtiges Heer zu geben, und schickte Rüdigern an den Burgundenkönig ab, Sühne zu verlangen für die dem jungen Dietleib zugefügte Beleidigung. Gunther nahm den Kampf an, und das Hunnenheer zog nun durch Baiern und Schwaben nach Burgundenland, wo es zu einem Kampf zwischen den Burgunden und Hunnen kam, in welchem beide Heere die größte Tapferkeit zeigten. Doch wurden die Burgunden schließlich zum Frieden gezwungen, der bei glänzendem Mahle gefeiert ward, worauf die Hunnen in die Heimath zogen. Biterolf und Dietleib kehrten in ihr Land zurück, wo sie mit Freuden empfangen wurden; doch blieb Dietleib nicht lange in seiner Heimath, er lebte meist bei König Etzel, der ihm die Steiermark als Eigenthum schenkte.

## Aus dem Nibelungenliede.

### Erste Aventure.

### Von den Nibelungen.

1. Uns ist in alten Mären wunders viel gesait
Von Helden, werth der Ehren, von großer Kühnheit;
Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.
2. Es wuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,
Daß in allen Landen nichts Schöneres mochte sein,
Kriemhild war sie geheißen, und war ein schönes Weib,
Um welche mußten Degen viele lassen Leben und Leib.
3. Der Maid, der minniglichen, durften ohne Schaam
Begehren kühne Recken, Niemand war ihr gram;
Ohne Maßen schöne, so war ihr edler Leib,
Der Jungfrauen Tugenden hätten gezieret jedes Weib.
4. Ihr pflagen Könige, dreie, edel und groß,
Gunther und auch Gernot, die Recken tadellos,
Und Giselher der junge, ein auserwählter Degen,
Die Frau war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie zu pflegen.
5. Die Herren waren milde, von hoher Art geboren,
Mit Kraft ohnmaßen kühne die Recken auserkoren;
Sie herrschten in Burgunden, so war ihr Land genannt,
Sie übten starke Wunder, seit in König Etzels Land.
6. Zu Worms am Rheine hielten sie Hof mit ihrer Kraft;
Ihnen diente aus ihren Landen viel stolzer Ritterschaft,
Mit löblichen Ehren bis an ihres Endes Zeit,
Da jämmerlich sie starben durch zweier edlen Frauen Neid.
7. Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß,
Ihr Vater, der hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ.
Nachdem er selbst gestorben, an Stärke ein reicher Mann,
Der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann.
8. Die drei Könige waren, als ich gesaget han,
Von viel hoher Tugend; ihnen waren unterthan
Auch die besten Recken, davon man je gesagt,
Starke und viel Kühne, in allen Streiten unverzagt.
9. Da war von Tronege Hagen, und auch der Bruder sein,
Dankwart der viel schnelle, von Metzen Ortewein,
Auch die zween Markgrafen, Gere und Eckewart,
Volker dann von Alzeyen, von starker Heldenmannes Art.
10. Rumold der Küchenmeister, ein theuerwerther Degen,
Sindold und Hunold; diese Herren mußten pflegen,
Des Hofes und der Ehren, der drei Könige Mannen;
Wollt all die Recken ich nennen, es käme nicht das Lied von dannen.
11. Dankwart, der war Marschalk; da war der Neffe sein
Des Königes Truchsäße, von Metzen Ortewein;
Sindold, der war Schenke, ein auserwählter Degen,
Hunold, der war Kämmerer; sie konnten hoher Ehren pflegen.
12. Von des Hofes Prachten und von ihrer großen Kraft,
Von ihrem Werth und Würde und von ihrer Ritterschaft,
Der die Herren pflagen mit Freuden all ihr Leben:
Davon könnte wahrlich niemand zur Gnüge Kunde geben.

13. Da träumte Kriemhilden in Tugenden, der sie pflag,
Daß sie einen wilden Falken zöge gar manchen Tag,
Den ihr zween Aare würgten; daß sie das mußt ansehen,
In dieser Welt nicht konnte ihr ein ärger Leid geschehen.
14. Den Traum sie da erzählte ihrer Mutter Uten;
Bessern Bescheid nicht geben konnte die der Guten:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Will ihn nicht Gott behüten, wirst du ihn bald verloren han."
15. „Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Recken Minne — so will ich immer sein;
So schöne will ich bleiben bis an meinen Tod,
Daß mir von Mannes Minne nimmer soll erwachsen Noth."
16. „Verschwör du es zu hoch nicht," ihre Mutter räth ihr so:
Wenn du sollst von Herzen auf der Welt werden froh,
Das geschieht durch Mannes Minne; du wirst ein schönes Weib,
So dir noch Gott bescheidet einen Ritter gut und stark von Leib."
17. „Die Rede lasset bleiben," sprach sie, Fraue mein!
Es ist an manchem Weibe kommen zum Augenschein,
Wie Liebe mit Leide oft zum Ende lohnt;
Ich will sie meiden beide, daß ich vom Mißglück bleib verschont.
18. In ihren viel hohen Tugenden, deren sie in Züchten pflag;
Lebte die Magd, die edle, viel manchen lieben Tag,
Wußt keinen, dem sie eigen wollt sein mit Seel' und Leib;
Seit ward sie doch mit Ehren eines viel guten Ritters Weib.
19. Der war derselbe Falke, der vor im Traum ihr kam,
Den ihr deutete die Mutter. Wie sie deß Rache nahm
An ihren nächsten Magen, die ihn ihr seit erschlagen!
Durch des Einen Mannes Sterben viel mancher Mutter Kind erlagen.

## Fünfte Aventure.

### Wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah.

1. Man sah sie alle Tage nun reiten an den Rhein,
Die bei der Hochgezeite gerne wollten sein,
Die dem König zu Liebe kamen in das Land,
Derer bot man Vielen Ross' und herrliche Gewand'.
2. Dach und Fach ward ihnen allen wohl bereit,
Den Höchsten und den Besten, wie uns das ist gesait.
Zwei und dreißig Fürsten, die kamen zur Hochgezeit;
Geschmückt sie zu empfangen, war unter den Frauen großer Streit.
3. Es war da viel geschäftig Giselher das Kind;
Die Heimischen und die Gäste freundlich empfangen sind,
Von ihm und von Gernoten, und ihren Mannen auch,
Die Degen sie begrüßten, wie geboten Ehr und Brauch.
4. Viel goldrother Sättel führten sie in das Land;
Zierliche Schilde und stattlich Gewand
Brachten sie zu dem Rheine zur Hochgezeit,
Manchen Ungesunden sah man genesen zu der Zeit.
5. Die in den Betten lagen von Wunden, hatten Noth:
Die mußten deß vergessen, wie bitter sei der Tod.
Die siech blieben, die mußten sie aus dem Sinn sich schlagen;
Sie freuten sich entgegen schon der Hochgezeite Tagen.

6. Wie sie leben wollten da bei Fest und Mahl;
Wonne ohne Maßen mit Freuden ohne Zahl
Hatten all die Leute, so viel man ihrer fand;
Deß hub sich viele Freude über Gunthers ganzes Land.
7. An einem Pfingstmorgen sah man schreiten heran
Wonniglich gekleidet viel manchen kühnen Mann,
Fünftausend oder drüber zu der Hochgezeit;
Da hub sich Kurzweile an manchen Orten und Wettstreit.
8. Der Wirth, mit guten Sinnen, der hatte wohl erkannt,
Wie so recht von Herzen der Held von Niederland
Minnte seine Schwester, die er doch nie gesehn,
Der man vor allen Frauen mußte Schönheit zugestehn.
9. Da sprach zu dem Könige der Degen Ortewein:
„Wollt Ihr mit vollen Ehren Wirth bei der Hochzeit sein,
So sollt Ihr lassen schauen die wonniglichen Kind',
Die mit so großen Ehren hier im Burgundenlande sind.
10. Was sollte Mannes Wonne und Herzens Labe sein,
Wären nicht herrliche Weiber und Jungfrauen fein?
Lasset Eure Schwester vor Eure Gäste kommen."
Der Rath der war gar manchem von den Helden hoch willkommen.
11. „Dem will ich gerne folgen;" sprach Gunther; die ihn so
Hörten reden, alle die waren's herzlich froh;
Er entbot Frau Uten sammt der Tochter wohlgethan;
Daß sie mit ihren Mägden hin zu Hofe sollten gahn.
12. Da ward aus den Schreinen gesucht gut Gewand,
Was man in den Truhen von edlem Schmucke fand,
Spangen sammt Borten, deß war ihnen viel bereit;
Mit Fleiße sich zierte viel manche wohlgethane Maid.
13. Viel mancher junge Recke des Tages war so gemut,
Daß in der Frauen Augen er stattlich wär' und gut,
Daß er dafür nicht nähme eines reichen Königs Land;
Sie sahen die viel gerne, so niemals sie zuvor gekannt.
14. Da hieß der reiche König mit seiner Schwester gehn
Die ihr dienen sollten, seiner Mannen zehn mal zehn,
Von ihren und seinen Sippen, die trugen Schwert in der Hand;
Die das Hofgesinde waren in der Burgundenland.
15. Uten, die viel reiche, die sah man mit ihr kommen;
Die hatte schöner Frauen zur Gesellschaft genommen
Wohl hundert oder drüber, die trugen reiche Kleid;
Auch hinter ihrer Tochter ging manche stattliche Maid. —
16. Man sah sie alle schreiten aus eines Saales Pforte;
Von Helden ein groß Drängen erhub sich an dem Orte,
Die da heiß begehrten, so es könnte geschehn,
Daß sie die Jungfrau edel sollten da vielherrlich sehn.
17. Nun schritt die Minnigliche als wie der Morgen Roth
Zieht aus trüben Wolken; da schied von mancher Noth,
Der sie da trug im Herzen nun schon so lange Zeit;
Er sah die Minnigliche mit Augen in ihrer Herrlichkeit.
18. Es leuchtete ihr vom Kleide viel mancher Edelstein;
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein;
So Einer dürfte wünschen; doch könnt' er sagen nicht,
Daß in dieser Welt ihm je Schöneres kam zu Gesicht.

19. Wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
Der Schein, also lauter abwärts den Wolken geht,
Demselben gleich stand sie vor manchen Frauen gut;
Deß ward wohl da erhöhet manches schnellen Helden Muth.
20. Die Kämmerer, die reichen, sah man vor ihr gehn;
Die hochgemuten Degen mochten nicht ferne stehn;
Sie drängten sich, zu sehen die minnigliche Maid;
Siegfried dem Herren ward zu Muth lieb und leid.
21. Er dachte in seinem Herzen: wie wäre das gethan,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist wie Kindes Wahn;
Soll aber ich dich fremden, so läg' ich sanfter todt;
Er ward von dem Gedanken viele Male bleich und roth.
22. Da stand so herrlich das Siegemundes Kind,
Als ob er wär' gemalet auf ein Pergamint
Durch Kunst eines guten Meisters; alle zeugten da,
Daß man Seinesgleichen an Schönheit einen Held nie sah.
23. Die mit den Frauen gingen, die hießen aus den Wegen
Weichen allenthalben; dem gehorchten manche Degen;
Die hochtragenden Herzen erfreuten Seel' und Leib;
Man sah in hohen Züchten schreiten manch waidliches Weib.
24. Da sprach von Burgunden der Herre Gernot:
„Der Euch seine Dienste so gütlich und trefflich bot,
Gunther, viel lieber Bruder, dem sollt Ihr also thun,
Vor allen diesen Recken, — bedacht ist, was ich rathe nun: —
25. Ihr heißet Siegfrieden zu meiner Schwester kommen,
Daß ihn die Maid begrüße; deß haben wir immer Frommen.
Die nie noch Recken grüßte, soll ihn jetzt grüßen pflegen;
Damit uns bleibt gewonnen der viel herrliche Degen."
26. Da gingen des Wirthes Magen, wo man den Helden fand,
Sie sprachen zu dem Recken aus dem Niederland:
„Euch hat erlaubt der König: Ihr sollt zu Hofe gehn;
Seine Schwester soll Euch grüßen; zu Ehren Euch soll das geschehn."
27. Der Herr in seinem Mute war deß viel gern bereit;
Da ward es ihm im Herzen lieb, ohn' alles Leid,
Daß er sollte sehn schön Utens Töchterlein;
Mit minniglicher Tugend grüßte sie Siegfrieden fein.
28. Wie sie den Hochgemuten vor sich stehen sah,
Da entzündete sich seine Farbe; die schöne Magd sprach da:
„Seid willkommen, Herr Siegfried, o edler Ritter gut!"
Da ward ihm von dem Gruße wohl erhöhet der frohe Muth.
29. Minniglich er sich neigte und Gruß und Dienst ihr bot;
Sie zwang gegen einander sehnender Minne Noth.
Mit lieben Augenblicken einander sahen an
Der Herr und auch die Fraue; in Heimlichkeit ward das gethan.
30. Ob ihr da ward freundlich gedrückt die viel weise Hand
Von herzelieber Minne? das ist mir nicht bekannt.
Doch will ich nicht glauben, daß es blieb unterwegen;
Zwei Minnegehrende Herzen, die mußten deß von Schulden pflegen.
31. Um die Sommerzeiten und an den Maientagen
Durft' er in seinem Herzen nicht mehr geheim tragen
So viel der hohen Freude, als er da gewann,
Da ihm die ging an Händen, die er zur Trauten wollte han.

32. Da dachte mancher Recke: „Hei! wär' mir so geschehen,
Daß ich zur Seit ihr ginge, als ich ihn hab' gesehen,
Oder bei ihr läge! Das thät ich ohne Haß."
Es hat seither kein Recke gedienet einer Königin baß.
33. Von welcher Könige Landen die Gäste kamen dar,
Die nahmen sonderlich alle dieser beiden wahr.
Ihr ward erlaubt, zu küssen den waidlichen Mann;
Ihm ward nie so Liebes noch auf dieser Welt gethan. —

(Uebersetzt von J. Pfitzer.)

Das zweite Volksepos, welches wir zu besprechen haben, ist die Gudrun, die weniger schrecklich und großartig, darum aber nicht minder poesiereich und schön, auch in demselben Versmaß, wie das Nibelungenlied abgefaßt ist. Man vermuthet, daß das Gedicht um 1225 zum erstenmale aufgeschrieben wurde; doch ist die erste Handschrift, die wir davon besitzen, aus dem Jahre 1517, in welchem Jahre Kaiser Maximilian I. dieses Gedicht mit vielen andern in einen großen Pergamentband einschreiben und auf der kaiserlichen Bibliothek zu Schloß Ambra in Tyrol aufbewahren ließ. Jetzt haben wir zwei vollständige Bearbeitungen desselben, die eine aus dem Jahre 1839 von Regierungsrath Schulz (San Marte), eine zweite, bessere im Versmaße des Originals von A. Keller. Auch von Simrock ist eine vortreffliche Uebersetzung 1843 erschienen, ebenso etwas später von Gervinus. Die Gudrun nimmt ihren Stoff aus dem Nordseesagenkreis, und enthält die Sage von drei Generationen, so daß das Gedicht in drei Abschnitte zerfällt. Der erste heißt Hagen und der kurze Inhalt desselben ist folgender:

König Siegeband von Irland gibt auf Bitten seiner Gemahlin ein herrliches Fest. Am zehnten Morgen desselben wird es aber plötzlich jammervoll unterbrochen, da ein furchtbarer Greif den kleinen Hagen, Siegebands Sohn, während alle Frauen und Mägde dem Turniere zuschauen, raubt und ihn in sein Nest trägt, wo die gierigen, jungen Greife gleich über ihn herfallen wollen, doch der kleine Hagen wehrt sich tapfer, und bei diesem Kampfe fällt der Knabe hinab in den Wald; bleibt aber unbeschädigt und verkriecht sich im Gebüsche. Nachdem er sich hier mehrere Tage aufgehalten, kommt er an eine Höhle, in der drei schöne, junge Prinzessinnen wohnen, die auf dieselbe Art, wie er, hierher gekommen sind. Diese fürchten sich vor ihm, da sie ihn für einen Zwerg halten; doch nachdem er erzählt hatte, wie er hierhergekommen, nehmen sie ihn in die Höhle auf und ernähren sich kümmerlich von Wurzeln; doch trotzdem wächst Hagen zu einem riesenstarken, schönen Jüngling empor, der mit Pfeil und Bogen vortrefflich umzugehen weiß. Auf einem seiner vielen Jagd- und Streifzüge hat er das Glück auch den Greif zu erlegen und die vier können sich jetzt freier auf der Greifeninsel bewegen. Nachdem sie viele Jahre hier zugebracht, nimmt endlich ein vom Sturm nach der Insel verschlagenes Schiff die vier Verwaisten auf und bringt sie alle nach Irland, wo die Eltern den verlorenen, längst beweinten Sohn an einem Muttermale erkennen und nun Jubel und Freude herrschen. Hagen heirathet

eine der Jungfrauen, die schöne Hilde, und sein Vater tritt ihm die Krone ab. Eine Tochter beglückt die beiden, die, nach der Mutter auch Hilde genannt, die Mutter an Schönheit beinah noch übertrifft, und von unzähligen Bewerbern heimgesucht wird. Doch Hagen will die Tochter nicht von sich lassen, und verweigert sie daher Allen.

Hiermit ist der erste Abschnitt des Buches zu Ende und der zweite: „Hilde" beginnt:

Der junge Friesenkönig Hettel von Hegelingen hat ebenfalls von Hildes Schönheit und Holdseligkeit so viel gehört, daß er ganz bezaubert davon, sie zur Gemahlin haben möchte. Da aber der Vater sie jedem verweigert, so beräth er sich mit seinen treuen Freunden, wie es anzufangen sei, sie zu erlangen. Drei derselben, der alte, bärtige Wate, der kluge Frute und der Starmarnkönig Horand, der ausgezeichnetste Sänger, beschließen, daß sie verkleidet als reiche Kaufleute, denen Hettel zürne, nach Irland fahren und bei Hagen Schutz suchen sollen; doch nehmen sie ein tüchtiges, gut bewehrtes Gefolge mit, welches mit seinen Schiffen in der Nähe verborgen halten soll. Sie rüsten sich zur Abfahrt und in nicht gar zu langer Zeit landen sie an Irlands Küsten, werden dort ganz freundlich von Hagen aufgenommen, der Wohlgefallen an den so ritterlich auftretenden Kaufleuten hat. Sie errichten Buden am Strande mit den seltensten Kostbarkeiten und dürfen mit ihren schönen Waaren sogar in die Gemächer der königlichen Frauen kommen. Auch später bei den Ritterspielen zeigen sie sich so gewandt in allen ritterlichen Uebungen, daß Hagens Wohlgefallen immer zunimmt. Doch um Hildes Herz zu gewinnen, läßt nun Horand an einem stillen Abend seine süßen Lieder ertönen, deren Zauber nichts widerstehen kann. Die schöne Hilde ist bis ins Innerste davon ergriffen und denkt an nichts Anderes mehr. Um ihn noch öfter zu hören, läßt sie sogar den Sänger heimlich in ihr Gemach führen. Hier entwickelt er nun den höchsten Zauber seines Gesanges, und jetzt, wo Horand Hilde, ganz hingerissen findet, gesteht er ihr den eigentlichen Zweck ihres Hierseins, schildert ihr die Liebe König Hettels und versichert ihr, daß Hettel noch schöner singe als er; und so entlockt er ihr endlich das Versprechen, mit ihm zu entfliehen. Sie geben nun bei Hagen vor, wieder abreisen zu wollen, und bitten ihn nur, mit Gattin und Tochter an den Strand zu reiten und ihre Schiffe zu besehen. Hagen gewährt es und bei dieser Gelegenheit bemächtigen sich die Friesen der Jungfrau, lichten schnell die Anker und entfliehen mit vollen Segeln. Noch ehe Hagen sie einholte, vereinigen sie sich mit den Schiffen des ihnen entgegenkommenden Hettels, und als Hagen nun dazu kommt, entsteht ein grimmiger Kampf, der endlich durch Hildes Flehen beendigt wird; Hagen sich mit Hettel versöhnt und ihm seine Tochter zur Gattin gibt. —

Der dritte Theil des Gedichts heißt Gudrun. Er erzählt zuerst die Geburt und Jugendgeschichte der beiden Kinder Hettels und der schönen Hilde, des kleinen Ortwein und der Gudrun. Wenn möglich noch schöner wie ihre Mutter, war auch Gudrun schon früh von vielen

Werbern umgeben; die beiden leidenschaftlichsten dieser Bewerber waren Hartmuth von der Normandie und Herwig von Seeland. Hartmuth schickt eine Gesandtschaft an Hettel, die um Gudrun werben sollte; doch aus alter Feindschaft zwischen den beiden Geschlechtern wird der Antrag zurückgewiesen. Darauf reist Hartmuth selbst unter anderem Namen nach Hegelingen und hofft Gudrun doch noch zu gewinnen; doch sie selbst bittet ihn, sich zu entfernen, da ihr Vater nie einwilligen werde, daß sie die Seine würde. Mit schwerem Herzen kehrt Hartmuth nach der Normandie zurück, um mit den Seinigen nochmals zu überlegen, wie Gudrun zu gewinnen sei. Unterdessen tritt Herwig von Seeland als Bewerber auf; doch auch diesen weist der Vater anfangs zurück. Erst nachdem Herwig mit einem kleinen Heere Hettels Burg belagert und mit letzterem selbst kämpft, auch Gudrun ihre Liebe zu Herwig gesteht, gibt der Vater nach und verlobt das junge Paar. Doch kurz nach der Verlobung müssen Vater und Verlobter auf einen weiten Kriegszug. Dies erfährt Hartmuth und erscheint mit seinem Vater Ludwig und vielen wohlbemannten Schiffen vor Hettels Burg: Matelene. Er sendet zuerst zu Gudrun und sucht sie nochmals zu bestimmen, ihm freiwillig zu folgen. Doch diese verweigert es mit dem Zusatz, daß sie mit Herwig verlobt sei. Und nun ziehen die Normannen zum Sturm heran, nehmen die Burg ein und führen Gudrun nebst 62 Frauen auf ihren Schiffen nach der Normandie. Die Königin Hilde lassen sie zurück; diese aber sendet schnelle Boten zu den Abwesenden, die den Normannen eiligst nachsegeln und sie auf dem Wulpensande, einer Nordseeinsel, erreichen. Hier kommt es zum Kampfe, in welchem die Hegelingen viele tapfere Helden verlieren und Hettel selbst von König Ludwig erschlagen wird. Die Nacht endet den Kampf und ihre Dunkelheit benützen die Normannen, heimlich mit ihrer Beute zu entfliehen. Anderen Tages erwachen die Hegelingen und wollen den Kampf wieder aufnehmen. Doch die Normannen sind fort. Unter Wehklagen begraben sie die Todten und kehren trauernd zu Königin Hilde zurück; diese will nun Schiffe bemannen und den Normannen nachschicken. Doch der alte Wate und die übrigen Helden rathen, damit zu warten, bis die jetzige Jugend zu Kämpfern herangewachsen sei', da ihnen ihre besten Helden alle erschlagen sind; dann wollten sie sich alle wieder einfinden, um Hettels und der anderen Tod zu rächen, und Gudrun wieder zu gewinnen.

Unterdessen hatten die Normannen die Küste der Normandie erreicht; Gudrun begrüßt dieselbe mit Thränen. Der alte König Ludwig tritt zu ihr und bittet sie, nun willig seinem Sohne sich zu ergeben. Doch als Gudrun erwiedert, eher wollte sie sterben als Hartmuth zum Gemahle nehmen, greift der zornige König sie bei ihren langen Haaren und schleudert sie ins Meer. Hartmuth springt ihr augenblicklich nach, zieht sie heraus und macht seinem Vater bittere Vorwürfe darüber. So landen sie denn und betreten das Ufer der Normandie. Hartmuth führt Gudrun aus dem Schiffe und sie wird von der Mutter Gerlind, und der Schwester Ortrun äußerst zuvorkommend empfangen. Alle bemühen sich, ihr zu gefallen, um sie dadurch

eher zu bewegen, Hartmuth nachzugeben, und dessen Gattin zu werden. Doch Gudrun beharrt in ihrer Treue gegen Herwig. Da wird Gerlind, als sie sieht, wie niedergeschlagen ihr Sohn über Gudruns Weigerung ist, böse und beredet ihn, sie ihr zur Erziehung zu überlassen, sie wollte sie schon zur Nachgiebigkeit bringen. Hartmuth willigt unter der Bedingung ein, daß Gudrun mit Güte behandelt werde. Darauf muß er zu einem weiten Kriegszug.

Nun beginnen für Gudrun schreckliche Tage; Gerlind behandelt sie mit der äußersten Härte; sie muß ihr die Oefen heizen, Wasser tragen, die Stuben fegen und so alle die niedrigsten Dienste verrichten; ihre Begleiterinnen werden ebenfalls zu allen diesen Arbeiten gezwungen. Doch trotz diesen Leiden bleibt Gudrun standhaft in ihrer Treue. Nach langer Abwesenheit kehrt Hartmuth zurück und erfährt durch Gudrun selbst die Behandlung, die ihr zu Theil geworden ist. Er macht darüber seiner Mutter Vorwürfe und diese verspricht, sie nun besser zu halten. Doch kaum ist Hartmuth wieder fort, so beginnt die böse Gerlind ihre Quälereien von neuem, bis wieder nach mehreren Jahren Hartmuth zurückkehrt und Gudrun noch ebenso beharrlich, aber auch ebenso schlecht behandelt findet. Nun bittet er seine Schwester Ortrun, sich um Gudruns Freundschaft zu bewerben, und sie mit aller Liebe zu behandeln, ob sie vielleicht dadurch umgestimmt würde. Ortrun bemüht sich, Gudruns leiseste Wünsche zu erfüllen; doch alles umsonst; Gudrun will von Hartmuth nichts wissen. Nun wird Hartmuth selbst auch zornig und überläßt seiner Mutter, ganz mit ihr zu machen, was sie wolle; diese quält die Arme noch ärger wie zuvor. Sie muß nun nicht allein, wie früher, im Hause alle niedrigen Arbeiten verrichten, sondern muß täglich am Strande des stürmischen Meeres barfuß im hohen Schnee alle Gewande Gerlindens und ihrer Frauen waschen; sie trägt alles geduldig. Eine große Wohlthat ist es für sie, als die treue Hildburg, die edelste ihrer Gefährtinnen auf ihr eigenes Bitten ihr beim Waschen beigesellt wird. — In der Heimath macht man jetzt, nach einer zehnjährigen Abwesenheit Gudruns Anstalt zur Rettung der Armen. Die Ausrüstung der Flotte und die Fahrt selbst werden im Gedicht ausführlich beschrieben. Als sie nach manchen Abenteuern nahe bei der Normandie angekommen sind, werfen sie hinter einem kleinen Vorgebirge die Anker aus, und beschließen, ein Paar Kundschafter auszusenden, die vorsichtig die nöthigen Erkundigungen einziehen sollen. Ortwein, Gudruns Bruder, und Herwig, ihr Verlobter, nehmen dieses Wagniß auf sich. Unterdessen fahren Gudrun und Hildburg fort, ihr hartes Geschäft zu treiben. Da kommt der Armen die erste tröstliche Kunde von der nahen Erlösung durch einen Engel in Vogelsgestalt, der ihr Nachricht von den Ihrigen gibt und ihre bevorstehende Erlösung verkündigt. Die beiden verbringen nun diesen Tag in traulichem Gespräche und waschen dabei so wenig, daß sie Abends scheltend von Gerlinde empfangen werden, und den andern Morgen noch früher als sonst nach dem Strand gehen müssen. Lange blicken sie vergeblich nach den angekündigten Boten; da sehen sie endlich eine kleine Barke nahen, mit zwei Männern. Aber nun ergreift Gudrun der peinliche Gedanke von

diesen Beiden in ihrer Erniedrigung gesehen zu werden, und entflieht mit Hildburg; doch die eilen ihnen nach, erreichen sie bald, flößen ihnen Vertrauen ein, und erkundigen sich nach Gudrun und den entführten Frauen. Gudrun, die sich nicht gleich zu erkennen geben will, erwiedert, daß sie dieselben wohl gesehn, und daß sie in großen Drangsalen lebten. Nach vielem Fragen, Reden, absichtlichem Prüfen und Täuschen geben sie sich gegenseitig als Gudrun und Hildburg und als Ortwein und Herwig zu erkennen. Herwig will die Beiden gleich auf die Schiffe führen und mit ihnen von dannen ziehen; doch Ortwein gibt zu bedenken, daß man die anderen Jungfrauen mit befreien, und daß man den Feinden Gudrun nicht wegstehlen, sondern erkämpfen müsse, und so fahren sie wieder ab mit dem Versprechen, morgen in der Frühe mit ihrem ganzen Heere hier zu sein. Unterdessen liegt die Wäsche noch unberührt da und Hildburg mahnt erschrocken zur Arbeit; doch Gudrun, in der Freude ihres Herzens, will nicht allein nichts von Arbeit hören, sondern wirft sogar die Gewande der Gerlind in die Fluth. Als sie jedoch den Abend zurückkehren, werden sie von Gerlind übel empfangen; sie befiehlt, Gudrun an ein Bettgestell zu binden und mit Dornen zu peitschen. Da rettet sie sich von dieser Schmach durch eine List; sie sagt, sie wollte den jetzt minnen, der ihr bisher versagt, und jeder denkt, sie meine Hartmuth damit. Es entsteht ein allgemeiner Jubel. Hartmuth und Gerlind eilen freudig herbei und sind nun zu ihren Diensten bereit. Sie erhält auf ihre Bitten all' ihre Jungfrauen zurück; sie empfangen die schönsten Gewande, und werden bewirthet und gepflegt wie Königinnen. Später, als Gudrun mit ihren Leidensgefährtinnen allein ist, theilt sie diesen die beglückende Nachricht der nahen Erlösung mit, und wirklich, kaum dämmert der Morgen, so sehen sie die Schaaren ihrer Erretter. Das Gedicht beschreibt nun ausführlich den harten Kampf, der jetzt entsteht, worin sich Herwig und Hartmuth gleich tapfer und edel erweisen; denn Gudrun, die Gerlind nun aus Rache will ermorden lassen, wird nur durch Hartmuth gerettet, so wie dieser wiederum nur aus den Händen des wüthenden Wate durch Herwig auf Gudruns Bitten befreit wird. König Ludwig fällt im Kampf durch Herwigs Schwert. Der alte Wate tödtet, trotz Gudruns Bitte, die böse Gerlind und viele ihrer Frauen. Nach Einnahme der Burg wird auch das Land der Normandie unterworfen, und endlich segeln die glücklichen Sieger nach der Heimath zurück, Hartmuth und seine Recken als Gefangene mitnehmend, Ortrun in Gudruns Gesellschaft. Ausführlich wird nun die Rückfahrt und die Ankunft bei der beglückten Königin Hilde beschrieben; ebenso wie endlich Gudruns Güte es dahin bringt, daß König Hartmuth mit seinen Recken frei und ihm die Normandie zurückgegeben wird. Auch willigt Hartmuth in Gudruns Vorschlag, die treue Hildburg zum Weibe zu nehmen, ebenso wie Ortrun Ortwein zum Gemahl nimmt. So endigt alles in heiterm Frieden. An einem Tage werden die drei edlen Paare vermählt; Hartmuth geht mit Hildburg nach der Normandie zurück. Herwig führt Gudrun in sein Reich; letztere verspricht der Mutter, ihr wenigstens dreimal jährlich Boten zu senden,

die ihr Nachricht von ihrem Befinden bringen sollen; und die liebliche Ortrun bleibt mit Ortwein im Friesenland und an ihr hat die trauernde Mutter einigen Ersatz für den Verlust ihres geliebten Kindes. —

## Aus der Gudrun.

### Fünf und zwanzigster Gesang.

**Wie Ortwein und Herwig zu ihnen kamen.**

1. Sie schauten viel und lange, da fuhren sie daher
Zwei in einer Barke, mit ihnen niemand mehr.
Da sprach die schöne Hildburg zu Gudrun der Reichen:
Dort seh' ich zwei herfahren, die mögen sicher deinen Boten gleichen.

2. Da sprach die Kummerreiche: Ach ich arme Maid,
Alles macht mir Jammer, beides Freud und Leid!
Sind es Hildes Boten, sollen sie so mich finden
Waschend am Ufersande? Die Schande könnte ich nimmer überwinden.

3. Ich arme Gottverlaßne, ich weiß nicht, was ich thu.
Traute Gespielin Hildburg, rathe mir dazu,
Ob ich von hier entweiche oder man mich finde
In dieser großen Schande? Eher will ich stets bleiben im Gesinde.

4. Ihr seht wohl selbst, sprach Hildburg, was sich begeben hat;
Ihr sollt von mir nicht fordern in solchen Dingen Rath.
Ich theile mit euch gerne alles, was ihr thut.
Ich will bei euch bleiben und tragen, geh es übel oder gut.

5. Sie wandten sich von dannen und eilten beide da,
Doch waren auch die Männer ihnen schon so nah,
Daß sie die Wäscherinnen sahen wohl am Strande,
Und merkten wohl, daß eilig sie verlassen wollten die Gewande.

6. Sie sprangen aus den Barken und riefen hinterher:
Ihr schönen Wäscherinnen, was eilet ihr so sehr?
Ihr seht es, wir sind Fremde; wollt ihr euch nicht fassen,
So müßt ihr diese reichen Kleider alle uns überlassen.

7. Die Jungfrauen thaten aber, als ob sie's nicht vernommen,
Wiewohl die Stimme ihnen zu Ohren war gekommen.
Herwig ließ seine Worte etwas zu deutlich lauten;
Nicht wußte der Preiswerthe, daß er so nahe stand seiner Trauten.

8. Da rief der Vogt von Seeland ihnen nach geschwind:
Laßt hören, Minnigliche, weß diese Kleider sind!
Wir bitten ohne Falsch euch, allen Mägdlein zu Ehren,
Ihr minniglichen Frauen, sollt ihr zurück zu dem Gestade kehren.

9. Da sprach die Jungfrau Gudrun: Fast halt' ich das für Schand,
Daß ihr mich Jungfrau heißet, und daß ihr mich gemahnt
Bei andrer Jungfrau'n Ehre; das sollt ihr nun genießen,
Sprach die Maid, die Hehre, drum müssen meiner Augen Thränen fließen.

10. Sie gingen in den Hemden, die waren beide naß;
Den edlen Jungfrauen war sonst gewesen baß;
Es zitterte vom Froste das arme Dienstgesinde;
Sie waren schlecht verpfleget, und heftig wehten kalte Morgenwinde.

11. Es war die Zeit, wo scheidend des Winters Macht zerging,
Und wo neu der Vögel Wettgesang anfing,
Frisch mit ihren Weisen nach des Merzes Stunden;
Im Schnee und Eise wurden die armen Waisen hier gefunden.
12. Mit verwehten Haaren sahen sie sie gehn,
Wenn ihre Häupter waren an sich auch noch so schön;
Die Locken waren ihnen zerzaust vom Merzenwinde;
Es regnete oder schneite, so war es weh dem armen Kinde.
13. Im Meere allenthalben das Eis in Stücken floß,
Das war zum Theil geschmolzen; ihr Kummer, der war groß.
Es schien durch ihre Hemden glänzend weiß wie Schnee
Ihr Leib, der minnigliche; sich nicht gekannt zu sehn, that ihnen weh.
14. Darauf der edle Herwig guten Morgen bot
Den entführten Kindern; das hatten sie oft Noth;
Denn ihrer bösen Meisterin machte es nicht viel Sorgen,
Den minniglichen Maiden zu bieten guten Abend, guten Morgen.
15. Ihr sollt uns lassen hören, sprach Herr Ortewein,
Wes diese reichen Kleider am Strande mögen sein,
Oder, wem ihr waschet! Mich wundert eure Schöne;
Wer thut euch das zu Leide? Daß Gott im Himmel ewig solchen höhne!
16. Ihr dürftet Kronen tragen, so seid ihr beide schön,
Wenn solches euch durch Erbe würde sonst zustehn;
Ihr solltet über Lande herrschen in großer Ehre.
Hat der, dem ihr so dienet, so schöner Wäscherinnen mehre?
17. Da sprach in großer Trauer das schöne Mägdelein:
Er hat noch schönere viele, als wir mögen sein.
Fragt uns, was ihr wollet! Doch wird's die Meisterin inne,
Wird sie es nicht vergeben, sieht sie uns mit euch sprechen von der Zinne.
18. Laßt euch nicht verdrießen und nehmt unser Gold!
Vier schöne, gute Spangen seien euer Sold!
Die geben wir euch gerne, damit ihr uns mögt sagen,
Ihr minniglichen Frauen, alles, wornach wir wollen fragen.
19. Gott lasse euch eure Spangen selber wohlgedeihn!
Wir nehmen Lohn nicht von euch, sprach das Mägdelein.
Doch fraget, was ihr wollet! Wir müssen schnell von hinnen;
Sähe man uns bei euch beiden, so wär' mir's leid von Herzen und von Sinnen.
20. Weß ist dieses Erbe und dieses reiche Land
Und auch die guten Burgen? Wie ist er genannt,
Daß er euch so läßt dienen und waschen die Gewande?
Wär' es ein Mann von Ehre, so würde er wohl vermeiden solche Schande.
21. Sie sprach: der Fürsten einer heißet Herr Hartmuth,
Dem dienen weite Lande und Burgen, fest und gut;
Den andern nennt man Ludwig von Normandie, den reichen;
Ihm dienen viele Helden in ihrem Lande ruhmvoll ohne Gleichen.
22. Wir sähen diese gerne, sprach darauf Ortwein,
Mögt ihr uns anzeigen, ihr schöne Jungfräulein,
Wo wir die beiden Fürsten finden in ihrem Lande?
Wir sollen sie aufsuchen, denn wir sind eines Königs Abgesandte.
23. Da Gudrun solches hörte, antwortet' ihnen sie:
Ich habe sie verlassen im Schloß heut Morgen früh,
Wie sie zu Bett noch lagen mit vierzig Hundert Mannen;
Doch weiß ich nicht, ob seither sie sind geritten weg von dannen.

24. Da sprach der König Herwig: Könnt ihr uns das sagen,
Vor wem die kühnen Helden die Angst im Herzen tragen,
Daß sie mit so vielen Helden wohnen zu allen Zeiten?
Hätt' ich so viel zu Hause, schützt' ich damit ein Königreich in Streiten.
25. Wir wissen nicht, wer diese Könige bekriegt,
Noch auch, wo zu Lande der Fürsten Erbe liegt;
Doch ist in weiter Ferne das Land der Hegelingen,
Das fürchten sie beständig, es möchte ihnen bittre Feinde bringen.
26. Es zitterten vor Kälte die schönen Mägdelein;
Da sprach der König Herwig: Könnte das nicht sein,
Und deuchte, ihr Minniglichen, das euch keine Schande,
Wenn ihr, edle Maide, unsre Mäntel trüget hier am Strande?
27. Da sprach Hildes Tochter: Gott lasse euch selbst gedeihn
Euer beider Mäntel! An dem Leibe mein
Soll nie jemandes Auge Männerkleider sehn!
Wenn sie erkannt sich hätten, so wäre ihnen hohe Lust geschehn.
28. Oft blickte König Herwig die edle Jungfrau an,
Sie deuchte ihn so trefflich, so schön und wohlgethan,
Daß es manchen Seufzer aus seinem Herzen brachte;
Sie glich so sehr der einen, an die er oft so inniglich gedachte.
29. Da sprach von neuem Ortwein, der König von Nordland:
Ich frage euch, Jungfrauen, beide, ward euch wohl bekannt
Von einem Kriegsgesinde, das kam in dieses Land?
Eine war darunter, die war Gudrun genannt.
30. Da sprach die edle Jungfrau: Mir ist wohl worden kund,
Daß herkam eine Kriegsschaar, es ist schon manche Stund';
Nach einer heftigen Heerfahrt brachte man sie zum Lande;
In Klag und Jammer kamen die armen Frauen an an diesem Strande.
31. Sie sprach: Die, die ihr suchet, die hab ich wohl gesehn
In großer Noth und Drangsal, das will ich euch gestehn;
Ja, sie war deren eine, die Hartmuth hierher brachte.
So sprach Gudrun selber, die jener Dinge am besten wohl gedachte.
32. Darauf sprach Fürst Herwig: Nun sehet, Herr Ortwein,
Wenn eure Schwester Gudrun noch soll am Leben sein
In irgend einem Lande in allen Erdenreichen,
So ist es diese selber; nie sah ich jemand so ihr gleichen.
33. Da sprach der König Ortwein: Sie ist wohl minniglich,
Doch kann sie meiner Schwester nicht vergleichen sich;
Aus unser beider Jugend gedenk' ich wohl der Stunden,
Wo auf der Welt nicht wurde eine so schöne Jungfrau gefunden.
34. Da ihn mit Namen nannte so der kühne Mann,
Daß er Ortwein heiße, sah ihn von neuem an
Gudrun, die arme Jungfrau; ob es ihr Bruder wäre,
Das wüßte sie jetzt gerne, so wär' gehoben ihres Herzens Schwere.
35. Sie sprach zu ihm: Nun sagt mir doch an, wie nennt man euch?
Einem, den ich kannte, sahet ihr viel gleich,
Der war geheißen Herwig, der König in Seelande.
Wenn der Held noch lebte, so nähme er von uns unsre schweren Bande.
36. Ich bin auch deren eine, die mit Hartmuths Heer
Im Streite sind gefangen und zogen über's Meer.
Ihr sucht die Jungfrau Gudrun? Macht euch darum nicht Noth!
Die Maid von Hegelingen ist längst von großer Pein und Mühsal todt.

37. Da floßen aus den Augen Ortwein die Thränen licht,
Auch konnte Herwig bleiben ohne Weinen nicht,
Da ihnen sie vermeldet, daß gestorben wäre
Gudrun, die schöne Jungfrau; darob lag auf den Helden große Schwere.
38. Als sie die beiden Helden vor sich weinen sah,
Sagte die Entführte schnell zu ihnen da:
Aus all' eurem Gebahren muß ich jetzt vermuthen,
Daß mit der edlen Gudrun verwandt ihr Helden seid, ihr Guten.
39. Darauf sprach Fürst Herwig: Weh um den süßen Leib!
Bis zu des Lebens Ende war die Maid mein Weib;
Sie war mir angelobet durch Eide fest und stäte;
Doch mußte ich sie verlieren durch des alten Ludwigs schlimme Räthe.
40. Nein, ihr wollt mich trügen, sprach die arme Maid;
Von Herwigs Tode hört' ich schon oft zu meinem Leid.
Die höchste Wonne auf Erden würd' ich dadurch gewinnen,
Wäre er noch am Leben; denn er führte sicher mich von hinnen.
41. Da sprach der edle Ritter: So seht an meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet! Herwig bin ich genannt.
Damit ward ich vermählet, Gudrun als Mann zu minnen.
Seid ihr meine Frau denn, so führe ich euch minniglich von hinnen.
42. Wie nach der Hand sie schaute, glänzt' eines Ringes Schein,
Es war in Gold gefasset von Abali ein Stein,
Der beste, den je Augen auf der Welt erkannten;
Diesen hatte Gudrun, die schöne, einst getragen an ihren Handen.
43. Sie lächelte vor Wonne, es sprach das Mägdelein:
Das Gold muß ich wohl kennen, denn ehemals war es mein.
Nun sollt ihr das auch sehen, das mein Geliebter sandte,
Da ich armes Mägdlein noch glücklich war in meines Vaters Lande.
44. Wie nach der Hand er blickte, bald er das Gold ersah;
Herr Herwig, der fremde, zu Gudrun sprach da:
Dich hat auch anders niemand, als fürstlich Blut getragen;
So wird mir Freud' und Wonne nach vielem Leid und schweren Herzensplagen.
45. Er faßte in die Arme die hehre schöne Maid!
Beiden war die Mähre lieb so gut wie leid.
Er gab zahllose Küsse der Königin, der reichen,
Ihr und auch Frau Hildburg, der minniglichen Jungfrau, ohne Gleicheu.

(Ueberſetzt von A. Keller.)

Wir gehen nun zu den minder umfangreichen und minder ausgezeichneten Volksepen über, und erwähnen: 1) das Eggenlied oder Ecken-Ausfahrt aus dem 14. Jahrhundert; es ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, dem sogenannten Berner Tone abgefaßt und erzählt eine Begebenheit aus der Dietrichsage, und zwar ist der Inhalt folgender:

In Köln, der Hauptstadt des Landes Gripiar (Agrippina), saßen drei Riesen: Vasolt, Ecke und Ebenroth. Sie hörten einst Dietrich von Bern als den kühnsten Helden preisen und Ecke beschloß, denselben aufzusuchen, um sich mit ihm zu messen. Drei schöne Königinnen, die auch von Dietrichs Kraft und Kühnheit gehört hatten, und die begierig waren, ihn mit eigenen Augen zu sehen, versprachen dem Riesen reichliche Belohnung, wenn er ihnen Dietrich gefangen herbeiführe. Sie rüsteten ihn hierauf auf's prächtigste aus

und er ging zu Fuß von dannen; ein Roß konnte er nicht gebrauchen, da keines ihn zu tragen vermochte. Am folgenden Tag erreichte er Bern, wo die Leute sich vor ihm fürchteten und flohen. Dort hörte er von Meister Hildebrand, daß Dietrich nach Tyrol geritten sei. Er zog noch denselben Tag die Etsch hinauf bis nach Trient, den andern Morgen, nachdem er auf einem Berge übernachtet hatte, weiter durch einen Wald, wo er ein Meerwunder, halb Mann, halb Roß, welches ihn anfiel, erschlug. Bald darauf fand er einen schwer verwundeten Mann liegen, der ihn vor Dietrich warnte, da denselben Niemand bestehen könne, wie er selbst ihm auch erlegen sei. Doch diese Warnung lockt nur noch mehr Eckens Kampfbegier. Endlich findet er Dietrich, den er sogleich zum Kampfe auffordert; dieser weigert sich zuerst; doch als Ecke ihn deßhalb verhöhnt und feige nennt, springt er vom Roß, und es beginnt ein mörderischer Kampf, den das Gedicht mit außerordentlicher Lebendigkeit und Poesie erzählt. Sie fechten die Nacht hindurch, die von ihren Schwertschlägen erhellt wird. Der andere Morgen trifft sie gleichfalls noch fechtend, und mehrere Male waren sowohl der Riese, als auch Dietrich dem Unterliegen nahe; doch endlich, zum fünften Male, überwand Dietrich den Riesen und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Aber Ecke vertraute so sehr auf seine Riesenkraft, daß er den Vorschlag mit Hohn zurückwies; und nun rangen sie mit einander und Dietrich durchstach den Riesen. Doch kaum ist es geschehen, als er über den gefallenen Helden zu klagen beginnt, der so muthig gekämpft hat. Er zog ihm die Rüstung aus und wollte sie selbst anlegen; mußte aber ein Klafter davon abhauen, daß sie ihm passe. Als Dietrich davon reiten wollte, rief der Riese, der noch nicht ganz todt war, ihm zu, er möge ihm das Haupt abschlagen, da er doch nicht mehr genesen könne. Dietrich erfüllte seine Bitte; das abgeschlagene Haupt band er an seinen Sattel, um es den drei Königinnen zu bringen, die den Riesen gegen ihn ausgesandt hatten. Als er durch die Au ritt, fand er eine Frau, die ihm seine schweren Wunden verband, und ihn für die weitern Abenteuer ermuthigte. Nachdem er von ihr geschieden, kam er zu einer andern Frau, die von Vasolt, Eckens Bruder, verfolgt wurde; er nahm sie in seinen Schutz und gerieth darüber in einen Kampf mit dem Riesen; doch mußte sich derselbe ergeben, und die beiden Helden zogen mit einander weiter und gelangten zu einem hohlen Steine, wo sie einen Ritter, Namens Eggenot fanden, der ihnen auf die Frage, warum er so allein sei, antwortete: sein Herr und die andern seien ausgezogen, um Ecke's Tod zu rächen; als sich darauf Dietrich als den zu erkennen gab, der den Riesen erschlagen, entspann sich zwischen beiden wieder ein mörderischer Kampf, der mit dem Tode Eggenots endete. Ferner hatte Dietrich noch mit der Riesen-Mutter Birkhilt, einem starken Weibe, und darauf auch noch mit deren Tochter Vodelgart zu kämpfen. Er besiegte sie jedoch beide, trotz ihrer fürchterlichen Kraft. Als er Birkhilt das Haupt abschlug, schrie dasselbe noch so gewaltig, daß es in dem Walde weithin erscholl, mehr denn eine Meile; auf diesen Todesschrei der Mutter rannte Vodelgart, die stärkste Jungfrau, die man in dem Gebirge fand, über Stock

und Stein durch den Wald an den Ort, woher die Stimme gekommen, riß einen mächtigen Baum aus der Erde, und versetzte Dietrich, den ihr Vasolt als den Mörder der Mutter nannte, einen solchen Schlag, daß er niedersank. Schnell aber sprang er wieder auf und hieb ihr den Baum entzwei. Bis hierher reicht nur die alte Handschrift; aus einer spätern Bearbeitung dieses Gedichts von Caspar von der Roen erfahren wir noch, daß Dietrich, nachdem er noch manche Kämpfe bestanden, endlich in die Burg der drei Königinnen gelangte und denselben unter bitteren Vorwürfen Eckens Haupt vor die Füße warf, daß sie mit Blut davon bedeckt wurden; darauf ritt er ohne Abschied zurück nach Bern und wurde von den Seinigen mit Jubel empfangen.

**Aus Ecken Ausfahrt.**

„Hinlief er wie ein Leopard; in den Wald
Sah man ihn weithin springen.
Den Helm man hörte mannigfalt
Wieder aus dem Wald erklingen:
Recht als ob eine Glock' wär' erschallt.
Wo ihn ein Ast berührte,
Mit Klang er es vergalt.
Da gab in der Straße hellen Schein
Nach jeder Seite die Brünne fein,
Als ob sie entzündet wäre;
Recht wie in einer sprühenden Glut
Leuchtete ihm sein Schild und auch sein Hut.
Da sprach ein Bernäre (Berner):
„Herr, wer ist jener Mann,
Der dort steht in dem Feuer?
Er hat so lichten Harnisch an,
Und ist so ungeheuer;
Und steht er eine Weile dort
Die gute Stadt zu Berne
Verbrennet er sofort.

2) Der Riese Siegenot, ein Gedicht, welches sowohl der Form als dem Inhalt nach große Aehnlichkeit mit dem Eggenliede hat; nur ist es kürzer und von weit geringerm Werthe. Beide Gedichte stammen aus derselben Zeit und sind in derselben Strophe abgefaßt, wie auch in beiden Dietrich von Bern der Held ist.

Einst zieht Dietrich auf Abenteuer aus; in einem Walde begegnet er einem Riesen: Siegenot, der ihn alsbald als Denjenigen erkennt, der ihm den Oheim erschlagen, dessen Tod er nun zu rächen gedenkt. Er streckt ihn mit einem Schlage zu Boden, nimmt ihn unter den Arm und trägt ihn in einen finstern Thurm. Doch will sich der Riese auch an Meister Hildebrand rächen, weil dieser Dietrich bei dem Kampfe mit seinem Oheim geholfen. Bald begegnet ihm der alte Held, der seinen Herrn sucht. Als er von dem Riesen Dietrichs Schicksal erfuhr, griff er ihn an, aber Siegenot versetzte ihm einen so mächtigen Schlag mit seiner Stange, daß er niederfiel und das Schwert ihm aus der Hand flog. Nun ergriff der Riese ihn beim Barte

und schleppte ihn in eine Burg, welche von wilden Zwergen erbaut worden war. Dort sah Hildebrand Dietrichs Schwert hängen, und ehe es der Riese verhindern konnte, ergriff er dasselbe und schlug dem Feinde das Haupt ab. Dann suchte er seinen Herrn und fand ihn in dem finstern Thurm zwischen bösen Würmern, die er sich bis jetzt nur mit der äußersten Mühe vom Leibe gehalten hatte. Da es dem alten Hildebrand nicht gelang, den Herrn zu befreien, ging er in den Berg, zwang einen der Zwerge, ihm bei der Befreiung Dietrichs zu helfen, und beide Helden kehrten darauf heim.

3) Der große Rosengarten, oder der Rosengarten von Worms genannt, aus dem 14. Jahrhundert. In diesem Gedichte finden wir die Siegfrieds- und Dietrichsage vereinigt, und sind uns vier verschiedene Bearbeitungen desselben erhalten, die in einzelnen Dingen von einander abweichen, im Wesentlichen aber doch alle denselben Inhalt haben:

Kriemhild, die Tochter des Königs Giebich zu Worms, hat bei Worms einen überaus prächtigen Rosengarten, der eine Meile lang und eine halbe breit, und der statt mit einer Mauer nur mit einem seidenen Faden umzogen ist. Zwölf auserlesene Helden, unter welchen, außer ihrem Vater und ihren Brüdern, Gunther und Gernot, vorzüglich Siegfried, der eben um die Jungfrau warb, Hagen und Volker berühmt sind, hüten des Gartens und lassen Niemanden hinein. Als Kriemhild mit Siegfried verlobt ist, wünscht sie Dietrichs von Bern gerühmten Heldenmuth zu erproben, und ladet ihn mit noch eilf nach Worms ein, um mit den Helden ihres Rosengartens zu kämpfen. Den Sieger erwartet ein Rosenkranz und ein Kuß Kriemhildens, die Besiegten aber sollten Lehnsleute der Sieger werden. Anfänglich weigert sich Dietrich, die Ausforderung anzunehmen; doch Hildebrand beredet ihn dazu, und sie ziehen an den Rhein. Da aber nur eilf Helden bei Dietrich sind, welche den burgundischen Helden entgegengestellt werden können, schlägt Hildebrand seinen Bruder Ilsan vor, der Mönch im Kloster zu Isenburg war. Um ihn zu gewinnen, zogen sie zusammen nach seinem Kloster, wo sie den alten Ilsan, dessen frühere Streitlust noch immer in ihm lebte, gleich bereit fanden; doch der Abt wollte ihn nicht ziehen lassen, bis sich Ilsan die Erlaubniß dazu erzwang, worauf die Helden weiterzogen. Als sie vor Worms angelangt waren, ritt Markgraf Rüdiger voraus, der jungen Königin ihre Ankunft zu melden; diese hieß sie willkommen und es ward festgesetzt, welche Helden mit einander kämpfen sollten. Nun begann der Kampf; alle Helden Dietrichs und so auch Ilsan, der den Spielmann Volker zum Gegner hatte, trugen den Sieg über die burgundischen Ritter davon, von denen sogar einige getödtet wurden. Dietrich, der mit Siegfried kämpfen sollte, weigerte sich dessen, weil Siegfrieds Haut hörnern und undurchdringlich sei. Da macht ihm der alte Hildebrand so bittere Vorwürfe über seine Feigheit, daß er, darüber ergrimmt, diesen anfällt; und der stellt sich, als ob Dietrich ihn getödtet habe. Da Dietrich seinen treuen Waffenmeister für todt hält, geräth er in Wuth über die Burgunden, die er für die erste Ursache dieses Unglücks ansieht. Er stürzt in den Rosen-

garten, fällt Siegfried an und besiegt ihn nach hartnäckigem Kampfe. Nur Kriemhildens Bitten können ihn vom Tode retten. Auch König Gibich wird von Hildebrand, der sich wieder seinem Herrn als lebend gezeigt hatte, besiegt. In dem Gedicht sind die Kämpfe, so wie auch die einzelnen Helden, besonders aber Hildebrands Bruder, der Mönch Ilsan, ausführlich frisch und lebendig beschrieben. Ueberhaupt gehört der große Rosengarten in seinen verschiedenen Bearbeitungen mit zu den besten Erzeugnissen der volksthümlichen Epik des 14. Jahrhunderts. Die Form des Gedichts ist die Nibelungenstrophe.

### Aus dem großen Rosengarten.

#### Der Mönch Ilsan.

1. An dem fünften Morgen und auch ein Weil' davor
Da waren die Herren kommen gegen Isenburg an das Thor.
Da die Herren sangen die Metten so fruh,
Die Herren mit den Schilden schritten hin dazu.
2. Hildebrand begann zu klopfen: Bald laßt mich ein,
Ich will in diesem Kloster ein Prediger sein.
Der Mönch, der rief balde: wer klopfet an dem Thor?
Schnell sehet hinaus, wer mag es sein davor.
3. Bringet mir meinen Harnisch und mein gutes Schwert,
Was sie denn suchen, das sei ihnen gewährt,
Und meinen lichten Helm, sprach Mönch Ilsan.
Wollen sie den Mönch zwingen, das wehr' ich, wenn ich kann.
4. Habe ich meinen Harnisch, sprach Mönch Ilsan,
Wären ihrer dreißig, ich wollte sie bestahn,
Und bräche mir in den Händen das gute Schwert mein,
Wir wollen in dem Kloster wohl ungestöret sein.

4) König Laurin oder der kleine Rosengarten.

Die Sage vom Zwergkönig Laurin lebte schon in früher Zeit im Munde des Volkes, besonders in Tyrol, wo sie vermuthlich herstammt. Sie mag wohl schon im 13. Jahrhundert mit der Dietrichsage in Verbindung gebracht worden sein. Doch ist das Gedicht, welches wir jetzt unter dem Titel „König Laurin“ besitzen, erst aus dem 14. Jahrhundert und wahrscheinlich die Ueberarbeitung eines früheren; denn man merkt dem Ganzen an, daß der Verfasser desselben mit der höfischen Dichtkunst vertraut war, und sich den höfischen Sängern anzuschließen suchte. Die kurzen Reimpaare, in welchen es abgefaßt ist, geben gleichfalls einen Beweis dafür. Das Gedicht zeugt vom poetischen Sinn des Verfassers; an einzelnen Stellen hat es sogar hervorragende Schönheiten, doch im Ganzen ist die Darstellung unbeholfen. Der Inhalt ist der:

Als Herr Dietrich einst mit seinen angesehensten Dienstmannen, Wolfhart, Wolfdietrich, Wittig, Dietleib und Hildebrand ausgeritten war, erzählte der letztere ihnen von einem wunderbaren Garten mit den schönsten Rosen, dessen Besitzer, der mächtige und reiche Zwerg Laurin, alle tödte, die ihn ohne seine Erlaubniß beträten. Wie sehr Hildebrand auch widerstrebte, er mußte den Helden den Weg zeigen; doch er selbst drang nicht mit in den Garten

ein. Die andern hingegen erbrachen mit Gewalt die Thüre, und verwüsteten den Garten. Nun aber kam der Zwerg herbei. Er trug eine prachtvolle Rüstung, am Daumen der rechten Hand einen Ring, der ihm die Stärke von 12 Männern, um den Leib einen Gürtel, der ihm nochmals 12 Männerstärke verlieh; dazu hatte er noch ein unsichtbar machendes Käppchen. Als er die Verwüstungen in seinem Garten sah, forderte er von jedem der Helden als Buße die linke Hand und den rechten Fuß. Ueber diese Forderung ergrimmt, greifen ihn die Helden an; Wittig wird sogleich von dem Zwerg zur Erde geworfen, auch Dietrich war dem Unterliegen nahe. Da kam Hildebrand, hinzu, den die Angst um seinen Herrn nicht hatte ruhen lassen. Sobald er die schlimme Lage der Kämpfenden sah, schlug er einen Waffenstillstand vor, den er dazu benutzte, Dietrich gute Rathschläge zu ertheilen; er solle dem Zwerg Ring, Gürtel und Käppchen zu entreißen suchen, so könne er ihn mit Leichtigkeit besiegen. Dietrich, dem dies gelang, bezwang den Zwerg, der sich in der höchsten Noth bittend an Dietleib wandte, und ihm zugleich eröffnete, daß er sein Schwager sei, da er seine Schwester Similt geraubt und zum Weibe genommen habe. Dietrich hört jedoch auf Dietleibs Bitten nicht und dieser entreißt ihm daher mit Gewalt den Zwerg und versteckt ihn im Walde. Zornig greift darauf Dietrich Dietleib an, und nur mit Mühe gelang es den anderen, den Zornigen zu besänftigen und auch gegen den Zwerg milder zu stimmen. Die Helden folgen nun alle, trotz Hildebrands Warnungen, der Einladung des Zwerges in seine Wohnung im Berge. Festlich wurden sie von den Zwergen und auch von Dietleibs Schwester empfangen und auf's Glänzendste bewirthet, mit solcher Pracht, wie sie noch keiner von ihnen je gesehen hatte. Laurin aber hatte Uebles im Sinne. Er lockte Dietleib in ein Seitengemach und sperrte ihn dort ein. Darauf gab er den andern einen Zaubertrank, von dem sie in tiefen Schlaf fielen, und schleppte sie nun, an Händen und Füßen gebunden, der Waffen beraubt, in einen festen Thurm, den er verschloß, worin die Helden erst am sechsten Tage erwachten. Da Laurin den Bitten seiner Gemahlin, die Helden zu befreien, kein Gehör schenkte, befreite sie dieselben selbst. Sie steckte, während der Zwerg schlief, ihrem Bruder Dietleib einen Ring zu, der die Kraft hatte, die Thüre des Gefängnisses zu öffnen; dann band sie die Harnische der andern zusammen, ließ sie an einem Seil in den Thurm hinab, gab den darin Verschlossenen gleichfalls Zauberringe, so daß auch ihnen sich die Thüre öffnete. Sobald Laurin bemerkte, daß die Helden frei im Berg umhergingen, rief er seine Zwerge zusammen, mit welchen sie einen furchtbaren Kampf zu bestehen hatten, der mit der Niederlage der Zwerge endigte. In grimmiger Wuth rannte Laurin vor den Berg, und stieß in sein Horn, auf dessen Ton sechs schreckliche Riesen herbeieilten und sich auf die Helden stürzten; doch auch diese mußten unterliegen. Laurin hatte sich unterdessen bei seiner Gemahlin verborgen und wagte sich erst hervor, als sie ihm Sicherheit versprachen. Die Fürsten bemächtigten sich nun all' der herrlichen Schätze, die in dem Berg lagen, zerstörten denselben und kehrten unter großem Jubel

nach Bern zurück. Dietleibs Schwester wurde einem andern Fürsten vermählt, Laurin aber war so arm geworden, daß er als Gaukler vor Fürsten und Herren spielte, damit er sich ernährte.

### Aus König Laurin, oder der kleine Rosengarten.

#### Wie Similt ihren Bruder Dietleib empfängt.

Ihren Bruder schöne sie empfing,
Mit Armen sie ihn umfing,
Sie sprach: Du sollst willkommen sein
Hier, viel lieber Bruder mein.
Sie drückte ihn an ihre Brust,
Umarmte ihn mit heißem Kuß;
Durch treue Liebe das geschah.
Dietleib da zu ihr sprach:
Nun sage, liebe Schwester mein,
Willst du länger hier sein,
In diesem hohlen Berge
Bei Laurin, dem Zwerge,
Oder willst dir helfen lan?
Dir wird noch ein biederer Mann!
Sie sprach: „Lieber Bruder mein,
Was du räthst, das soll sein;
Kein Ding mir hier gebricht.
Dienst über Dienst mir geschicht,
Was mein Herz nur begehrt,
Das wird ihm hier gewährt,
Tausendfältig und wohl.
Wenn ich aber denken soll
Derer, die uns're Freunde sind,
So wird mir all' meine Freude blind.
Ein ungetauftes Volk ist das,
Christ vom Himmel ist ihnen verhaßt;
Ihr Glaube ist mir unwerth,
Mein Sinn ins Heimathland begehrt.
Gern wär' ich bei der Christenheit!"
Da sprach er aber zu der Maid:
Similt liebste Schwester mein,
Nun laß dein Trauern sein!
Ich nehme dich dem kleinen Mann,
Und sollt es an den Leib mir gan."

5) Die Rabenschlacht, oder die Schlacht von Ravenna genannt.

Die älteste Form eines Gedichts, was diesen Namen führt, besitzen wir nicht mehr; dasjenige, was unter diesem Titel auf uns gekommen ist, scheint eine Ueberarbeitung und Vereinigung von zwei den gleichen Stoff behandelnden Gedichten zu sein. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert, erzählt gleichfalls eine Begebenheit aus der Dietrichsage, und ist in einer, etwas von der Nibelungenstrophe abweichenden, doch ähnlichen Strophe abgefaßt:

Dietrich von Bern zieht gegen seinen Oheim Ermenreich, einen sagenhaften römischen Kaiser, der ihm sein Erbe genommen, in Begleitung von nur wenigen treuen Rittern und Dienstmannen. Er kommt zu Rüdiger von Bechlarn, der ihn mit Freundschaft aufnimmt und König Etzeln zuführt; dieser empfängt ihn mit Freuden, gibt ihm nicht nur seine schöne Tochter Herrat zur Gemahlin, sondern stellt ihm auch ein großes Heer zur Verfügung, um mit Hülfe desselben sein Reich von Ermenreich wieder zu erobern. Etzels beide, noch junge Söhne bitten um die Erlaubniß, mitgehen zu dürfen, die ihnen wegen ihrer Jugend, und weil ihre Mutter Helge geträumt hatte, daß ein Drache sie entführen und ein Greif sie tödten werde, sehr ungern und nur dann ertheilt ward, als Dietrich versprach, für ihre Sicherheit zu sorgen. Dietrich zieht mit dem Heere und Etzels Söhnen, Scharpfe und Ort fort. In Bern angelangt, werden diese beiden Knaben, sowie Dietrichs jüngster Bruder, Diether, dem starken Ilsan in Obhut gegeben mit dem ausdrücklichen Befehl, sie nicht aus der Stadt zu lassen. Doch kaum ist Dietrich mit seiner Schaar gegen Ravenna aufgebrochen, um dort den Feind zu überfallen, so

läßt Ilsan, da ihn die drei Knaben zu sehr mit Bitten bestürmen, und er es auch für ungefährlich hält, sie hinaus. Sie reiten lange umher, verfehlen bei einem starken Nebel den Weg und treffen plötzlich mit Witegen, einem früheren Dienstmanne Dietrichs, der aber von ihm abgefallen und zu Ermenreich übergegangen war, zusammen; sie greifen denselben im Zorn an, werden aber alle drei von ihm erschlagen. Unterdessen ist das hunnische Heer vor Ravenna angekommen, und belagert sogleich die Stadt. Ermenreich versucht einen Ausfall, wird aber mit seinem ganzen Heere von den Hunnen geschlagen. Noch sind die Hunnen mit dem Aufheben der Todten beschäftigt, da kommt Ilsan, der bis jetzt die Knaben vergeblich gesucht, herbei, um Dietrich zu berichten, wie er sie verloren. Zugleich kommt ein Anderer und meldet, daß man sie todt gefunden. Dietrich, der sogleich zu den Leichen der Knaben eilt, ist außer sich, und bricht in schreckliche Klagen aus. Nachdem er Witege, den er über die Heide laufen sah, vergeblich verfolgt hatte, da derselbe von einem Meerweib mit in die Tiefe genommen wurde, und nachdem er nochmals vor Ravenna eine Schlacht gewonnen und die Stadt eingenommen hatte, zieht das Heer ins Hunnenland zurück. In der Stadt Gran, wo sich Frau Helge aufhält, erblickt dieselbe die Leichen ihrer Söhne und verflucht Dietrich. Erst nach wiederholten Bitten Rüdigers und nachdem er ihr erzählt, wie auch Dietrichs Bruder todt sei und wie sehr er den Tod ihrer Söhne beklagt habe, läßt sich Helge erweichen und ist bereit, ihm zu verzeihen und auch Etzels Verzeihung zu erwirken. Rüdiger eilt nach Bern, Dietrichen zu holen und er wird bei seiner Ankunft freudig von allen Hunnenhelden begrüßt. Als nun Dietrich sein Haupt zu des Königs Füßen neigt und ihn bittet sein Leid an ihm zu rächen, da verschwindet auch der letzte Rest von Unwillen aus Etzels Herzen und er versichert ihn seiner Verzeihung und Huld.

## Aus der Rabenschlacht.

### Etzels Söhne wünschen die Fahrt mitzumachen.

1. Es hat Etzel, der reiche, an denselben Tagen
Zwei Söhne, herrliche, wie wir das Buch hören sagen.
Gar lieb waren ihm beide,
Sie waren sein Freud und Augenweide.

2. Die jungen Könige hehre, die gingen da zuhant,
Mit großem Herzeleide, wie mir die Mär ist bekannt,
Zur Frau Helgen, der guten,
Sie ging entgegen den Kindern wohlgemuthen.

3. Gott willkommen beide, ihr lieben Söhne mein,
Meine blühende Augenweide, das müßt ihr wohl sein,
Mein Ostertag, Maienfreude mein,
Wenn ich euch sehe, muß ich fröhlich sein.

4. Sie küßte liebreich die Kinder an ihren Mund.
Die jungen Könige, reiche, sprachen zur selben Stund:
Wenn, liebste Mutter, du gnädig uns bist,
Wir möchten etwas bitten zu dieser Frist.

5. Wir bäten gar gerne, sprach Scharpfe, der Degen,
Wir wollten mit dem von Berne nach römisch Land ziehen;
Wir sähen gar gerne,
Davon er heißt, die gute Stadt Berne.

6) Ortnit, ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes, in einer von der Nibelungenstrophe etwas abweichenden Form abgefaßtes Gedicht, in welchem, wie in den Uebergangsgedichten Rother, Orendel 2c., die deutsche Sage mit dem Morgenlande verbunden ist. Ueberhaupt hat es im ersten Theil eine so große Aehnlichkeit mit den genannten Gedichten, daß es unnöthig erscheint, den Inhalt näher anzugeben. Hier, wie dort zieht ein junger, mächtiger, christlicher König nach dem Morgenlande, um sich eine ihrer Schönheit wegen berühmte, heidnische Prinzessin zur Gemahlin zu nehmen, deren Vater sie nicht von sich lassen will; besteht dabei mit seinen treuen Dienstmannen die schrecklichsten und seltsamsten Abenteuer und gewinnt nach schweren Prüfungen und harten Kämpfen endlich die Prinzessin, die sich taufen läßt und mit ihm nach seinem Königreich zieht. Doch hat der Ortnit noch einen zweiten Theil, dessen Inhalt mit den genannten Gedichten nicht ganz übereinstimmend ist: Nachdem nämlich dem heidnischen Könige seine Tochter entführt ist, kommt ein wilder Jäger zu ihm, der sein zorniges Gemüth dadurch besänftigt, daß er ihm verspricht, ihn an Ortnit zu rächen, und zwar dadurch, daß er zwei Dracheneier, die er einem ungeheuren Wurm aus dem Neste genommen, in Ortnits Lande trägt, welches, nachdem die Würmer groß geworden, durch dieselben aufs schrecklichste verwüstet, worauf dann unfehlbar Ortnit ausziehen werde, die Würmer zu erschlagen, diese aber werden ihn zerreißen.

Erfreut über den Vorschlag, gibt der König liebevolle Briefe an seine Tochter dem Jäger mit, um sie und ihren Gatten recht sicher zu machen. Ortnit empfing auch den Jäger aufs beste und derselbe gab die beiden Dracheneier für etwas ganz Seltsames aus, die mit der größten Sorgfalt im Gebirge erzogen werden müßten. Alles geschieht, wie es der wilde Jäger vorausgesehen. Nachdem er die Würmer 12 Monate in einer Steinwand groß gezogen, läßt er sie los und sie verwüsten nun das ganze Land; weder Menschen noch Vieh ist vor ihnen sicher. Vergeblich ziehen viele tapfere Ritter gegen die Würmer aus, bis endlich, trotz der Bitten und Klagen seiner Gemahlin, Ortnit selbst fortzieht, dieselben zu bekämpfen. Zuerst gelangt er zu einem Zwerg, Alberich, der ihm treu ergeben war, und der ihn vor dem Schlaf warnte, da die Würmer ihn nur im Schlaf bezwingen könnten. Nachdem Ortnit lange nach denselben gesucht, überfällt ihn eine fürchterliche Müdigkeit; er legt sich hin, schläft ein; bald darauf kommt der Drache, schleppt ihn trotz des treuen Hundes Kratzen und Bellen in seine Höhle, wo ihn die jungen Drachen durch die Rüstung aussaugten, da sie ihn wegen derselben nicht zerreißen konnten. Der Hund kehrte in die Burg zurück, und es wird nun kund, wie Ortnit umgekommen sei. Alle seine Dienstmannen

beklagten seinen Tod; seine Mutter starb vor Leid, und auch die junge Königin war voll Trauer. Nach mehreren Jahren wollte man sie zwingen, einen andern Gemahl zu nehmen; da sie sich dessen weigerte, weil Ortnit ihr gesagt, sie möge sich nach seinem Tode nur mit dem vermählen, der den Lindwurm erschlagen hätte, so ward sie in einen tiefen Thurm eingesperrt, wo sie Jahre lang in Jammer lebte. Der aber, der den Wurm erschlagen sollte, war noch nicht geboren; es war dies der Urahne Dietrichs von Bern.

### Aus Ortnit.

### Klagen der Königin.

#### Als Ortnit fortzieht, die Drachen zu bestehn.

1. Sie drückte ihn ans Herz und küßt ihn hundert Stund:
Herr Gott im Himmel oben, was will mir werden kund?
O weh! mir armen Frauen, was wird mir nun geschehn?
Wehe über die Augen, damit ich dich habe gesehn.
2. Und wehe über die Arme, damit ich dich umfangen han.
König und Herre mein, wem willst du mich nun lan?
Nun habe ich verlassen Vater und Mutter mein,
Sprach die Königin, um den Willen dein.
3. Und alle meine Sippen, sprach die Fraue hehr,
Müßt' ich auch dich verlieren, so hab' ich Niemand mehr.
All' meine Sippen verließ ich, Herr, um dich,
Reicher, edler König, wem willst du lassen mich?

7) Hug= und Wolf=Dietrich stammt aus derselben Zeit, ist in demselben Versmaß abgefaßt und hat auch sonst viel Aehnlichkeit mit dem vorigen und den Uebergangsgedichten. Ursprünglich waren Hug= und Wolf=Dietrich zwei verschiedene Gedichte, die aber der letzte Bearbeiter derselben, der wohl auch sonst mehrere Veränderungen damit vorgenommen, zu einem Ganzen verbunden hat, und zwar so, daß Hug=Dietrich, der viel kürzer gehalten ist, gleichsam als Einleitung zu Wolf=Dietrich erscheint:

Hug=Dietrich, König von Constantinopel, wollte König Walgunt zu Salvecks Tochter, die schöne Hildburg, zur Gemahlin haben; da er jedoch wußte, daß ihr Vater sie weder mit Güte, noch mit Gewalt hergeben würde, und sie in einem festen Thurm verschlossen hielt, so ersann Hug=Dietrich die List, als Frau verkleidet und in allen weiblichen Arbeiten erfahren, nach Salveck zu gehen, sich dort für eine von ihrem Bruder vertriebene Prinzessin auszugeben, und es gelang ihm wirklich, sich so bei Hildburg Einlaß zu verschaffen. Nachdem er sich ihre Neigung zu erwerben gewußt, entdeckte er sich ihr, und sie lebten fortan miteinander. Als Hildburg einen kleinen Knaben geboren hatte, entfernte sich Hug=Dietrich unter dem Vorwande der Versöhnung mit ihrem Bruder, und das Kind ward einem Wächter anvertraut, der es aber ans Furcht vor Entdeckung in den Wald legte, wo es von Wölfen geraubt wurde, die es in ihre Höhle trugen, ihm aber nichts zu Leide thaten. Bei einer Jagd, die König Walgunt hielt, wobei er zwei alten Wölfen besonders eifrig nachsetzte, ward das Kind gefunden, und der König, dem es

sehr gefiel, nahm es selbst mit sich und empfahl es seiner Gemahlin zur Pflege; es ward getauft und einer Amme übergeben. Die Königstochter aber erkannte es an einem rothen Kreuz zwischen den Schultern als ihr Kind, entdeckte sich ihrer Mutter, welche den König bewog, ihr zu verzeihen und in die Ehe mit Hug-Dietrich zu willigen. Derselbe ward nach Salbeck entboten, die Hochzeit dort glänzend gefeiert und Hildburg zog mit Hug-Dietrich nach Constantinopel, lebten dort glücklich und der Himmel schenkte ihnen noch zwei Söhne. Soweit geht Hug-Dietrich.

Wolf-Dietrich, der erste Sohn Hug-Dietrichs, der diesen Namen führte, weil er bei den Wölfen gewesen, war dem Herzog Perchtung von Meran zur Erziehung übergeben worden, der ihm, als Hug-Dietrich starb und dessen beide andern Söhne das Reich für sich in Besitz nahmen, mit allen seinen Mannen und seinen sechzehn Söhnen behülflich war, sein väterliches Reich wieder zu erobern. Sie zogen gegen Constantinopel, es kam zum Kampf, wobei Perchtungs Heer nebst sechs seiner Söhne erschlagen wurden; nur er, zehn seiner Söhne und Wolf-Dietrich entkamen in einen Wald, in welchem sie die Nacht zubrachten. Hier im Walde hatte Wolf-Dietrich mit Zauberern, die ihn von seinen Genossen trennten, vielerlei Abenteuer zu bestehen, die aber endlich glücklich damit endeten, daß er die Zauberin, die ihn so lange geneckt, und die sich nun als das schönste Weib weit und breit zu erkennen gab, zur Gemahlin nahm, und mit ihr glücklich in ihrem Lande lebte, bis einmal auf der Jagd sie ihm von einem alten Ritter geraubt ward. Wieder bestand er die mannigfaltigsten Abenteuer auf seinem Zuge sie zu suchen, fand sie endlich und nahm sie nach schweren Kämpfen wieder mit in die Heimath; doch ein halbes Jahr darauf starb sie. Nun hörte er von Ortnits Noth mit den Drachen und daß dieser bei Bekämpfung derselben das Leben verloren hatte; er zog aus, Ortnits Land von den Würmern zu befreien.

Bis hierher geht nur das eigentliche Gedicht; aus einer späteren Bearbeitung desselben erfährt man noch, daß Wolf-Dietrich Ortnits Tod rächte, die Würmer erlegte und des Kaisers Wittwe heirathete, dann nach Constantinopel zog, dort seine Brüder bekämpfte und gefangen nahm, das von denselben unrechtmäßig in Besitz genommene Land wieder eroberte, und schließlich noch die Söhne Perchtungs, der unterdeß gestorben war, aus dem Gefängniß, in dem sie schon lange schmachteten, befreite.

### Aus Hug- und Wolf-Dietrich.

#### Wie Wolf-Dietrich bei den Wölfen gefunden ward.

1. Ritter und Knechte mußten sehr graben,
Und vor dem Berg große Arbeit haben,
Bis man die zwei alten Wölf' in dem Loch erstach,
Und auch das kleine Kindel mit Augen da ersah.
2. Nun die alten zwei da waren gelegen todt,
Hinein kroch er, ein Jäger, herfür er sie zog,
Und auch die vier Jungen, mehr mochten ihrer nicht sein;
Da er heraus wollt' gehen, da weinte das Kindelein.

3. Er trug es zu dem Lichte, zu schauen er's begann:
Nie sah er mit seinen Augen ein Kind so wonnesam;
Schaue von Salvecke, König Walgunt,
Ich hab' allhier gefunden einen richtigen Fund.
4. Nun sieh, König reiche, welch ein Kindelein:
Ich glaub', daß in der Welt kein schöneres mag sein.
In das Holz sie gingen und suchten auch das Weib,
Ob die Wölfe hätten genommen ihr den Leib.

Die meisten dieser bis jetzt genannten Gedichte aus der zweiten Literaturperiode bearbeitete um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Bänkelsänger Kaspar von der Rön, in der Art, daß sie bedeutend verkürzt und so beschaffen waren, um in einem kurzen Vortrag ganz erzählt werden zu können. Er nannte diese Bearbeitung der deutschen Sage das Heldenbuch; alle darin enthaltenen Gedichte sind in der achtzeiligen Strophe oder in dem sogenannten Berner Tone abgefaßt; doch haben sie in dieser Bearbeitung das meiste ihrer poetischen Schönheiten verloren.

## Dritte Gruppe.

## Minnesänger.

Wir wenden uns nun, da wir die Reihe der Volksepen dieses Zeitraumes durchlaufen haben, zu den Minnesängern, welche die lyrische Poesie zu ihrer höchsten Blüthe brachten, aber auch in der epischen manche bedeutenden Werke geschaffen haben. Das Drama erscheint erst zu Ende dieses Zeitraumes in seinen ersten Anfängen. Die Liebe oder Minne ist derjenige Stoff, der uns vorzugsweise in den lyrischen Dichtungen dieser Zeit begegnet, daher die Dichter alle Minnesänger genannt werden, sogar die mit inbegriffen, die selbst keine Minnelieder geschaffen haben. Man nennt auch wohl diese Poesie die höfische, weil die meisten Dichter ritterlichen Standes waren und am Hofe lebten; nur einzelne der Minnesänger sind aus bürgerlichem oder geistlichem Stande. Doch besangen sie nicht alle ausschließlich die Minne; es gab auch Lieder zur Ehre Gottes und seiner Heiligen, zur Verherrlichung von Fürsten und Herren, ebenso Frühlings- und Winterlieder und dergl. — Zuerst wurden die Gedichte der Minnesänger, so wenig wie die Volkslieder aufgeschrieben, da die meisten Dichter selbst nicht schreiben konnten, und erst später, als die eigentliche Blüthezeit schon vorüber war, sorgte man für Aufzeichnung derselben. Es mag dabei wohl Manches verloren gegangen sein, doch ist die Menge der uns erhaltenen Dichtungen noch so groß, daß hier nur die hervorragendsten Minnedichter besprochen werden können. Die vollständigste Sammlung von Minneliedern ist die Manassische, die im 14. Jahrhundert von einem Züricher Rathsherrn, Rüdiger von Manasse, veranstaltet ward, und Lieder von 140 Minnesängern enthält. Von den Lebensumständen der meisten dieser Dichter läßt sich nur Weniges mit Bestimmtheit sagen,

nicht einmal immer, wann und wo sie gelebt haben; doch soll bei Besprechung derselben soviel wie möglich die Zeitfolge eingehalten werden. —

Wir beginnen mit Heinrich von Veldecke, der gewöhnlich der Vater des Minnesangs genannt wird, weil er nicht allein sich um Sprache und Versbau zu seiner Zeit große Verdienste erwarb, und statt der bis dahin am meisten gebräuchlich gewesenen Nibelungenstrophe aus Frankreich herübergebrachte Kunstformen einführte, sondern auch der Erste war, der die Minne als Hauptmotiv seinen Gedichten unterlegte, welchen Schritt alle Andern nachahmten. Veldecke war als lyrischer Dichter nicht unbedeutend, doch war seine poetische Thätigkeit vorzüglich auf das Epische gerichtet. Sein Hauptwerk ist die „Eneit", ein größeres episches Gedicht, welches er wahrscheinlich nach einem französischen Gedichte: „Aeneas", bearbeitet hat, und nicht nach dem Aeneas des römischen Dichters Virgil. Es enthält die Geschichte des Aeneas von der Zerstörung Troja's bis zur Erbauung von Alba in Latium, doch läßt er seine Helden so durchaus im Geiste des Mittelalters handeln, und die Minne ist so sehr Hauptmotiv aller Begebenheiten, daß man die Ritter von der Tafelrunde darin zu erkennen glaubt; auch sind in dem ganzen Gedichte nur die Stellen vortrefflich, anmuthig und lieblich, wo er von der Liebe sprechen, oder die Verhältnisse der Liebenden schildern kann. So besonders die Gespräche Laviniens, der Tochter des Latinus, mit ihrer Mutter. Ein anderes episches Gedicht Veldecke's: die Legende vom heiligen Servatius, ist verloren gegangen, ebenso viele seiner lyrischen Gedichte; doch zeugen die uns erhaltenen von poetischer Begabung.

Heinrich von Veldecke oder Veldekin war geboren zwischen 1140—1150, wahrscheinlich in Westphalen und von adeligem Stande; er lebte zuerst am Hofe zu Cleve, dann folgte er bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit einer Gräfin von Cleve dieser an den Hof von Thüringen. —

### Aus der „Eneit" von Heinrich von Veldecke.

#### Laviniens Geständniß.

Die Jungfrau sprach wieder
Und sah traurig hernieder:
„Mein Herz ist mir gebunden
Sprach sie; vor kurzen Stunden
War es noch ledig und frei,
Ich weiß nicht, ob es von Minne sei."
„Tochter, mir ist es gewiß;
Nun sage mir recht, wie's dir ist:
Steht dir zu Jemand dein Muth?"
„Weiß Gott, Frau, ja es thut,
Sprach sie mit großen Sorgen;
Ja seit gestern Morgen,
Daß ich einen Mann sach,
Den ich nimmer vergessen mag,
Noch kann."
„Tochter, nun nenne mir den Mann,
Weiß Gott, Frau, ich wage es nicht,
So ist es der Fürst Turnus nicht,
Zu dem ich rieth?"
„Nein, Frau, der ist es niet."
„Nun sage mir froh, wer es sei!
Gern thät' ich's, wenn ich mich nicht fürcht
Dabei."
„Tochter, dann schreib' mir seinen Namen,
Und mich ihn lesen laß."
„Frau muß es denn sein baß,
Sprach die Magd lobesam:"
Ihre Tafel sie nahm
Und einen Griffel von Gold,

Damit sie schreiben wollt.
Mit Angst geplagt sie da was
Und sollte schreiben Aeneas,
Weil ihr ihre Mutter Urlaub gab.
E war der erste Buchstab,
Darnach N und aber E,
Die Angst that ihr viel weh;
Danach schrieb sie A und S,
Da bereitete sich die Mutter des.
Und sprach, da sie den Namen las:
„Hier steht Eneas.“ —
„Ja, viel liebe Mutter mein.“
Deß müssest du unselig sein,
Sprach die Königinne,
Daß du deine Minne
An den Mann kehrest,
Da du dich mit entehrest
Und dein ganzes Geschlecht. —

## Minnelieder von Heinrich von Veldecke.

### Winterlied.

Seit die Sonne ihren lichten Schein
Gegen die Kälte hat geneiget,
Und der kleinen Vögelein
Süßer Gesang ganz schweiget.
Traurig ist das Herze mein,
Ich wähne, es wird der Winter sein,
Der uns seine Kraft jetzt zeiget;
An den Blumen, die in Sommerfreud'
Glänzten so reich,
Nun sind sie erbleicht:
Davon sich alle meine Freud',
Verwandelt in Leid.

### Macht der Liebe.

Tristan mußte sonder Dank
Treue sein der Königinne,
Weil ihn der Trank dazu zwang,
Mehr als die Kraft der Minne.
Deß soll mir die Gute Dank
Wissen, daß ich solchen Trank
Nie nahm, und sie doch minne
Mehr denn er; und mag das sein
Wohlgethan.
Ohne Wank
Laß mich werden dein,
Und du mein.

Um dieselbe Zeit, wie Veldecke, trat auch Dietmar von Aist oder Eist als Minnedichter auf, ungefähr auch zwischen 1140—1150, wahrscheinlich lebte er in Oesterreich; doch ist darüber gar nichts Näheres bekannt. Seine Lieder, die noch mehr volksmäßig, als die Veldecke's und der späteren Minnedichter gehalten sind (besonders gebraucht er noch ganz die Formen der frühern Volkslieder), zeichnen sich durch Tiefe und Kraft der Empfindung aus.

## Dietmar von Aist.

### Frühlingslust.

Ahi, nun kommt uns die Zeit
Der kleinen Vögelein Sang,
Der grünenden Linde breit.
Vergangen ist der Winter lang,
Nun sieht man Blumen wohlgethan
Auf der Heide, über ihnen der Sonne Schein;
Da wird wohl manches Herze froh,
Deß tröste dich, du Herze mein.

Meister Sperrvogel lebte um dieselbe Zeit, wie der vorhergehende Dichter, ungefähr um 1170. Von seinem Leben ist durchaus nichts bekannt; man weiß nicht einmal mit Bestimmtheit, ob Sperrvogel ein wirklicher oder nur angenommener Name ist. Wahrscheinlich war er bürgerlichen Standes, da er sich Meister Sperrvogel nennt, und aus Oberdeutschland gebürtig. Eigentliche Minnelieder verfaßte er keine; seine Gedichte sind größtentheils

Sprüche lehrreichen Inhalts oder religiöse Lieder. Auch er hält sich noch ganz an die einfachen, kunstlosen Formen des Volksliedes; doch ist in seinen Gedichten trotz seiner einfachen Sprache Schwung und Tiefe nicht zu verkennen.

## Sperrvogel.

### Sprüche:

#### Freundschaft.

Wer einen Freund will suchen, da keiner steht,
Und im Walde spüren, wenn der Schnee zergeht,
Und kaufet unbesehen viel,
Und hält fest an verlorenem Spiel,
Und dienet einem bösen Mann, da er ohne Lohn bleibt,
Dem wird wohl Reue kund, wenn er's lange treibt.

#### Lobspruch.

Wurzel des Waldes
Und Erze des Goldes,
Und jeder Abgrund,
Die sind dir, Herr! kund;
Die stehen in deinen Händen.
All' himmlisches Heer
Vermögen dein Lob nicht zu vollenden.

#### Tugend, das schönste Kleid.

Wenn ein reines Weib auch schlechte Kleider hat,
Ihre Tugend ist ihr der größte Staat;
Geschmückt und gezieret sie da steht,
Gleich als wenn die lichte Sonne aufgeht,
Die gegen den Morgen scheint früh so hell und reine,
Wer nur durch schöne Kleider glänzt, deren Ehre ist kleine.

#### Unstern.

Daß ich Unglück habe, das thut mir weh:
Drum mußt' ich ungetrunken gehn von einem See,
Daraus ein kühler Brunnen floß,
Deß Kraft war so unendlich groß:
Da löschte mancher seinen Durst und ward da wohl ergötzet,
Wie oft ich meinen Napf hin bot, er ward mir nie genetzet.

Der von Kürenberg hält sich, ebenso wie die beiden vorhergenannten Dichter, trotz Veldecke's Vorgang, noch in Sprache und Darstellung an dem mehr volksthümlichen Elemente. Er stammt wahrscheinlich aus der alten Burg Kürenberg im Breisgau, und lebte etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts 1150. Nur wenige seiner Gedichte sind uns erhalten; die meisten derselben sind kurz, in der Nibelungenstrophe abgefaßt und besingen mit außerordentlicher poetischer Feinheit den Schmerz und die Wonne der Minne.

## Der von Kürenberg.

#### Liebesleid.

Leid bringt Sorge, viel Liebe bringt Wonne,
Ich kannte einen Ritter, schön wie die Sonne;
Daß mir den genommen die Merker und ihr Neid,
Deß wurde mein Herz nie wieder froh seit der Zeit.

### Das Unerreichbare.

Es hat mir in dem Herzen gar oft gethan so weh,
Daß ich danach gelüstet, was mir wurde nimmermeh.
Nicht mein' ich Gold, noch Silber, noch and're hohe Pracht:
Mein Wunsch ist bei den Menschen gar oft gering geacht.

Friedrich von Hausen nähert sich in seinen Liedern schon mehr der höfischen Poesie; durch ihn wurden sogar mehrere neue Kunstformen in die deutsche Lyrik eingeführt. Er lebte gleichfalls um die Mitte des 12. Jahrhunderts und stammte wahrscheinlich aus der Rheingegend; Einige vermuthen aus der Gegend von Trier, da aus seinen Gedichten hervorgeht, daß er dort sehr bekannt war; Andere glauben die Rheinpfalz bei Mannheim als seine Heimath ansehen zu müssen. Ungefähr in den Jahren 1184 und 1185 war er mit Kaiser Friedrich längere Zeit in Italien und später, als Kaiser Friedrich einen Kreuzzug unternahm, folgte ihm Friedrich von Hausen und zeichnete sich dort durch Muth und Tapferkeit aus. Er fand im Jahr 1190 dabei seinen Tod. Die meisten seiner Lieder beziehen sich auf seine italienische Reise und auf den Kreuzzug; doch sprechen sie dabei seine Sehnsucht nach der Heimath und der Geliebten aus.

## Friedrich von Hausen.

### Sehnsucht.

I.

Erlebte ich wieder die schöne Zeit,
Daß ich das Land sollte schauen,
In dem liegt alle meine Freud',
Schon lang an einer schönen Frauen,
So sähe weder Mann, noch Weib
Nie mehr wohl meinen Leib
Trauern oder trübe schauen.
Jetzt dünkte mich wohl manches gut,
Davon stets schwer mir war mein Muth.

II.

Ich wähnte ihr da sehr fern zu sein:
Könnt' ich jetzt ihr ziehen nach;
Nun erst fühlt das Herze mein,
Von der Fremde groß Ungemach.
Wie groß würd' meine Freude sein,
Wär' ich nur irgend um den Rhein:
Ich hörte vielleicht dann eine andere Sprach',
Die ich noch leider nie vernahm,
Seit daß ich über die Berge kam.

III.

So lange Zeit ich's ihr auch sage,
Wie sehr sie mein Herz bezwang:
Hassend verschließt sie sich meiner Klage,
Und Zweifel sind mein Dank.
O! könnte doch ihr hartes Herz
Erweichet werden durch meinen Schmerz,
Nicht sollte sie den machen krank.
Und lassen das Herz unbelohnet,
In dem nur sie alleine thronet.

IV.

Nicht schwer sollt es ihr sein,
Mich zu erlösen vor einem Jahr
Von all' den Sorgen mein,
Wenn es der schönen Willen war.
Wie oft beglückte mich ein lieber Wahn,
Denn, wenn meine Augen sie sah'n,
Freude das für all' meinen Kummer war.
Nur sie allein will's glauben nicht,
Daß sie mein Auge gerne sicht.

Der Pfaffe Konrad lebte um dieselbe Zeit, ungefähr 1170; er war, wie er im Epilog seines epischen Gedichtes: „Rolandslied" genannt, selbst berichtet, ein Geistlicher, wahrscheinlich Kaplan bei Herzog Heinrich dem Löwen, und bearbeitete auf dessen Veranlassung ein französisches Gedicht, welches die

Kriegszüge Karls des Großen in Spanien und die Heldenthaten seines Neffen Roland, sowie dessen Tod bei Ronceval schildert. Zuerst übersetzte Konrad dasselbe ins Lateinische und brachte es dann nach dieser lateinischen Uebersetzung in deutsche Verse. In wiefern das Rolandslied Konrads vom französischen Originale abweicht, ist nicht zu bestimmen, da dasselbe verloren gegangen ist; doch zeugt das deutsche Gedicht trotz der unbeholfenen Sprache und des unausgebildeten Reimes, von poetischem Sinne des Verfassers.

Diese Rolandssage, die auf folgendem historischen Ereignisse der Jahre 777—778 beruhte, ward noch von mehreren spätern Dichtern bearbeitet, besonders von dem Stricker; doch ist Konrads Bearbeitung die beste.

Aus Saragossa kam eine Gesandtschaft des Statthalters nach Paderborn zu Karl dem Großen, um Hülfe gegen den Emir Abderrhaman zu erbitten. Karl zog hin und entsetzte Saragossa. Ein Sachsenaufstand rief ihn zurück. Auf dem Rückwege erlitt das Heer durch den Ueberfall eines Bergvolkes einen bedeutenden Verlust, wobei Roland blieb. Dieses historische Scelet arbeitete nun die Sagenpoesie zum schönsten Lebensbilde und zwar auf folgende Art aus:

Karl läßt nach den in Spanien erfochtenen Siegen, bei seiner Rückkehr nach Deutschland, Roland mit einer Heldenschaar zurück, und diese werden in dem Thal von Ronceval durch ein ungeheures Heidenheer plötzlich überfallen. Sie kämpfen lange mit ausgezeichnetem Muth und der größesten Ausdauer, besiegen drei nach einander anrückende Heere. Doch endlich siegt die Uebermacht; und erst, als nur noch wenige, darunter vor allen Roland selbst und sein Freund Olivier übrig sind, stößt Roland in sein elfenbeinernes Zauberhorn: Olifant, daß es weit hin, bis in Kaiser Karls Ohr dringt. Der vernimmt entsetzt den unheilvollen Ton und eilt zur Hülfe herbei. Aber unterdeß fallen Alle, auch Roland, doch erst, nachdem er sein herrliches Schwert Durandarte an einem Felsen zerschlagen hat, damit es keinem Feinde diene. Doch plötzlich, nach diesem schrecklichen Untergange der Streiter Christi bebt die Erde, der Himmel verdunkelt sich, und alle Ordnung der Natur ist aufgehoben, bis durch die gerechte Rache Karls an den Heiden und besonders an Genelun, einem abtrünnigen Ritter von Rolands Heldenschaar, durch dessen Verrath die Helden gefallen waren, die alte Ordnung wiederhergestellt wird.

### Aus dem Rolandslied des Pfaffen Konrad.

#### Rolands Tod.

Roland kehrte nach Spanien,
Fern von den Erschlagenen,
Unter einem Baum, verwundet bis zum Tod,
Saß er in Schmerz und Noth.
In seiner einen Hand
Hielt er das Horn Olifant,
In der andern Durandarte,
Ein Heide ihn gewahrte,
Der sich mit Blut bestrich
Und heimlich ihm nachschlich.
Dabei gedenkend im Herzen sein,
Unter diesem Stein
Stirbt Roland.
Durandarte nehm ich in meine Hand
Und Olifant;
Und sage in dem Land,
Daß wir gesieget haben
Und ich hab' Roland erschlagen;
Daß große Freude werde
Auf der ganzen arabischen Erde.

Roland war von den Seinen getrennt,
So weit der Pfeil eines Bogens rennt.
Auf einen Stein gestrecket hin,
Da wähnte der Heide in seinem Sinn:
Der Tod, der sei ihm nah.
Still hielt sich der wackere Held da,
Bis ihm der Heide zu nahe kam,
Sein Horn er da nahm,
Und traf den Heiden so gut,
Daß ihm das Blut
Aus den Augen sprang.
Er sprach: „das sei dein Dank,
Daß du durftest mir nahen,
Olifant ist zerschlahen.“
Er zürnte gar sehr,
Zu Durandarte sprach er:
„Wenn ich dich nicht mehr tragen kann,
Keinem Christen sollst du schaden dann!“
Er hob auf das Schwert sein
Und schlug es auf den harten Stein;
Doch blieb das herrliche Schwert
Blank und unversehrt.
Mit beiden Händen fest umspannt,
Schlug er zur Hand
Fruchtlos zehen Stund.
Dann sprach er: „Lägst du in des Meeres Grund,
Daß du keinem Christen je
Schaden könntest fürder meh;
Kein Heide soll dich tragen,
Wenn ich dich kann zerschlagen!“
Mit Grimm schlug er hinwieder
Das Schwert zum Stein hernieder.
Doch ohne Mal und Scharte
Stand vor ihm Durandarte.
Er sprach: „ich kenne wohl deinen Sinn,
Daß du nicht gehst dahin,
Trotz meinem Gebot,
Wo es nicht bringt den Tod.
Wie mahnest du mich doch
Der Siege, die ich erfocht.
In Aiun ich siegte,
In Patuwin ich kriegte.
Ich bezwang Provinzia
Und die starke Progetania,
Die Lombardei ich mit dir bezwang,
In Apulien ich siegreich eindrang.
Malve und Palerm
Unterwarf ich meinem Herrn.
Die grimmigen Serbiten
Und die Baiern, die stritten
Mit ihren scharfen Schwerten;
Sachsen, die viel Bewährten,
In manchen blutigen Reigen,
Die mußten sich dir neigen.
Allemanien ich erwarb,
Ungarn ich verdarb,
Brittanien nicht widersteh'n mocht,
Böhmen und Polen ich erfocht;
Die Franken, die Braven,
Ließ ich nicht schlafen,
Bis ich sie gewann,
Friesland nahm ich dann;
Schotten und Irland
Erwarb ich mit meiner Hand.
England ich gewann
König Karl dem kühnen Mann,
Und noch manche Reiche.
Nie ward Deinesgleichen
Ja geschmiedet auf Erden,
Noch wird es jemals werden:
Das bewährtest du an diesem Wall
Zu Moriana in dem Thal,
Der Engel dich meinem Herrn brachte,
Gnädiglich er mein gedachte.
Bei Namen er mich nannt,
Er befahl mir, Roland,
Kaiser Karl zu schirmen,
Und Wittwen und Waisen, vor Stürmen;
Und hieß mich Durandarten umbinden.
Daß ich so mußt erblinden,
Das reuet mich gar sehr:
Vergieb du mir, himmlischer Herr,
Daß ich es schlug mit frev'lem Muth,
Um des heiligen Petrus Blut.
Um des heiligen Blasius Herrschaft,
Um der heiligen Maria Gewand.
Dem Kaiser war wohl bekannt
Des Schwertes Stärke groß gar.
Keinem ich dich lassen mag,
Als dem Herrn soll es sein,
Der geboren ward von der Magd rein.
Jetzt soll ich verlieren das Leben;
In seine Gnade will ich mich ergeben;
Das Leben, was ich von ihm hab',
Wann er will, nehm er mir's ab.“
Den Handschuh er abzog,
Gegen Himmel er ihn bog.
Den nahm ein Engel aus seiner Hand,
Das ist der Held Roland,
Von aller Christenheit geehret,
Wie uns das Buch lehret.

Roland fiel zur Erde hin;
Er sprach: „Herr, du kennst meinen Sinn,
Daß mein Herz nur dich verehrt.
Deine Kraft hast du an mir bewährt,
Herr, bei meinem Ende,
Mögest du mir deinen Boten senden.
Gnade meiner armen Seele,
Daß kein böser Geist sie sich erwähle.
Ich bitte dich für meinen Herrn,
Befestige ihn in allen Rechten und Ehren.
Die wider ihn sind, laß erliegen,
Ihn vor seinen Feinden obsiegen,
Um deines Namens Ehren
Und um des guten Herrn.
Alle seine Unterthanen
Befehl ich deinem Namen.
Alle, die ihm sind treu ergeben,
Sie mögen todt sein oder noch leben,
Laß sie gelangen in Abrahams Schooß;
Deine Macht und Stärke ist ja groß."
Roland das Haupt jetzt senkte,
Die Hände er aufwärts lenkte.
Gott, dem Herrn allzumal
Er seine Seele befahl.
Er bat den heiligen Michael,
Den heiligen Gabriel,
Den heiligen Raphael
Um ihren Beistand für seine Seel'.
Da Roland nun gestorben lag,
Ein großes Licht am Himmel war,
Nach einer Weile eben
Begann die Erde zu beben.
Donner und Himmelszeichen
Vernahm man in den zwei Reichen,
Zu Karlingen und zu Spanien,
Der Wind begann zu wehen.
Widerstehn konnt ihm kein Baum,
Die Menschen retteten sich kaum.
Sie sahen mit Schrecken
Die Sonne sich mit Finsterniß bedecken.
Die Heiden in die Erde sanken
Und in dem Wasser sie ertranken.
Der lichte Tag
Ward finster wie die Nacht.
Nicht standen mehr fest
Thürme noch Paläst;
Die Sterne öffneten sich,
Das Wetter war fürchterlich.
Jeder dachte dabei,
Daß die Zeit erschienen sei,
Wo die Welt enden sollte
Und Gott richten wollte.

Auch viele Fürsten aus dem 12. und 13. Jahrhundert gehören zu den bedeutendern der Minnesänger; einer der hervorragendsten darunter ist Kaiser Heinrich III.; im Jahre 1165 geboren, wurde er schon 1169 zum römischen König gekrönt. 1190 folgte er seinem Vater Friedrich I. in der Kaiserwürde. Er starb, vermuthlich durch Gift, am 28. September 1197 in Messina, und ward zu Palermo begraben. Nur zwei Minnelieder sind von ihm erhalten; doch sind dieselben von so ausgezeichneter Zartheit der Empfindung und vollendeter Form, daß man Kaiser Heinrich III. wohl um derselben willen einen der ersten Plätze unter den Minnesängern einräumen muß.

## Kaiser Heinrich III.

### Liebe, die schönste Krone.

Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich nicht meiden kann noch mag;
Da ich sie noch konnt' mit dem Munde grüßen.
Ach leider, das ist schon manchen Tag.
Wer nun dieses Lied singt vor ihr,
Die ich sogar schmerzlich entbehr',
Es sei Weib oder Mann, der grüße sie von mir.
Mir sind Reich und Land unterthan,
Wenn ich bei der Minniglichen bin;
Und wenn ich von ihr scheide dann,

So ist all mein' Gewalt und Reichthum dahin:
Nur sehnenden Kummer ich dann hab',
So steigen Freud' und Leid in mir auf und ab;
Und werden wechseln, dünkt mich, bis zum Grab.
Daß ich sie so herzlich minne
Und sie ohne Wanken zu allen Zeiten trage
Beides, im Herzen und im Sinne,
Unterbrochen zuweilen durch manche Klage,
Was gibt mir darum die Liebe zum Lohne?
Sie gebietet mir herrlich und schöne:
Eher als auf sie, zu verzichten auf die Krone.
Der sündigt, wer das nicht glaubt,
Daß ich leben möchte manch' lieben Tag,
Wenn auch nimmer käme die Kron' auf mein Haupt,
Doch ohne sie ich nicht leben mag.
Verlöre ich sie, was hätte ich dann?
Nicht taugte mehr zur Freud ich, für Weib noch Mann,
Und wäre mein liebster Trost dann Acht und Bann.

Heinrich von Morungen lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts um 1210. Er stammt wahrscheinlich aus dem sächsischen Geschlechte der Morungen, welche ihre Burg bei Göttingen am Flüßchen Mor hatten. Auch seine Minnelieder gehören zu den bessern der Zeit, besonders ist er reich an schönen Bildern.

## Heinrich von Morungen.

### Härte der Geliebten.

I.

Wüßt' ich, ob es wohl verschwiegen möchte sein,
Ich ließ euch sehen meine schöne Frauen:
Wer entzwei bräche mir das Herze mein,
Der könnte sie darin in Schönheit schauen!
Sie kam herein durch die Augen mein ohne Thür' gegangen;
O, wenn sie wollte mich doch auch mit süßer Minne empfangen.

II.

Wenn Jemand lange ruft in einen Wald,
So wird zuweilen Antwort ihm zu Theile;
Nun klag' ich ihr so oft und mannigfalt
Von meiner Noth, die nur ihr Auge heile.
Meinen Kummer ihr kündete schon mancher Gesang:
Sie bleiben stumm, als hätt' sie geschlafen so lang.

III.

Ein Papagei oder Staar, die hätten gelernet so weit,
Daß sie sprächen von süßem minnen:
Ich hab' ihr gedienet so lange Zeit,
Wohl könnt' sie sich meiner Red' entsinnen.
Doch nicht geschieht's, Gott möchte denn ein Wunder an mir zeigen.
Eher könnte ich wohl einen Baum durch meine Bitten beugen.

Reinmar von Hagenau, auch Reinmar der Alte genannt, zum Unterschied von einem spätern Dichter, Reinmar von Zweter, dichtete mit Ausnahme einiger lehrhaften Sprüche nur Minnelieder, und zwar ganz in der von Veldecke eingeführten Weise, zeichnete sich aber durch Fruchtbarkeit und Feinheit der Empfindung so rühmlich aus, daß ihn Gottfried von Straßburg, der ihn als seinen Lehrer in der Dichtkunst anführt, die Nachtigall von Hagenau nennt. Ueberhaupt wurde sein Tod von allen damals lebenden Minnesängern als ein großer Verlust für die Poesie beklagt. Es ist von seinen Liedern noch eine ziemlich bedeutende Anzahl auf uns gekommen, unter denen das Klagelied auf den Tod Herzog Leopolds, das er einer liebenden Gattin in den Mund legt, für eines der schönsten gilt.

Reinmar der Alte war seiner Herkunft nach wohl ein Elsasser oder Baier und 1210 bereits gestorben. Er lebte am Hofe Herzog Leopolds IV. von Oesterreich, mit dem er an dem Kreuzzug nach Palästina 1190 scheint Theil genommen zu haben. Doch ist auch von seinem Leben nichts Näheres bekannt. —

## Reinmar, der Alte.

### Klage um den Tod Leopolds von Oesterreich.

I.

Sie sagen, der Sommer, der sei hie,
Die Wonne, die sei kommen,
Nun sollt' ich freuen mich wie eh;
Doch sprechet und rathet wie?
Der Tod hat mir genommen,
Was ich verschmerze nimmermehr.
Was sollen wonnigliche Tage mir,
Seit Leopold im Grabe ruht, er aller Freude Zier,
Den ich nie traurig sah,
Es hat die Welt an ihm verloren,
Daß ihr von Mannes Tod noch nie
So großer Schade je geschah.

II.

Mir armen Weibe war zu wohl,
Wenn ich gedacht an ihn;
Mein Glück nur an seinem Leben lag:
Daß ich das nun nicht mehr haben soll!
Drob geht mit Jammer hin
Die Zeit, die ich noch erleben mag.
Meiner Wonne Spiegel der ist verloren;
Den ich von allen mir zum Troste hab' erkoren,
Ohne den muß ich nun leider sein.
Da man mir sagte, er sei todt,
Da fiel mir das Blut
Von dem Herzen auf die Seele mein.

III.

Meines lieben Herren Tod
Mir alle Freude verbot.

Sie alle zu entbehren,
Brauch ich mein klagendes Herz nicht zu lehren,
Es ringt nur noch mit Noth.
Die nun immer beweinet,
Nichts als den vielseligen Mann bin ich;
Wenn er lebte, er tröstete mich,
Der ist nun hin, was thu ich hie?
Führe ihn gnädig, Herr Gott,
Denn tugendhaftern Gast
Kam in dein Gesinde nie.

Einer der trefflichsten Minnesänger, von dessen Lebensverhältnissen etwas mehr bekannt ist, durch einzelne in seinen Liedern enthaltene Aeußerungen, ist „Hartmann von der Aue oder von Aue“, geboren um 1170 in Schwaben. In einer Klosterschule, wahrscheinlich zu Reichenau am Bodensee, hatte er für einen Ritter damaliger Zeit eine nicht unbedeutende Bildung erhalten. Er verstand außer Lesen und Schreiben auch Lateinisch und Französisch. Nach dem Tode seines Lehnsherrn, den er in mehreren seiner Gedichte beklagt, scheint er sich in Franken aufgehalten zu haben, und zog von da, vermuthlich mit dem von Kaiser Heinrich III. veranstalteten Kreuzzuge, 1195 nach dem gelobten Lande. Daß er in die Heimath zurückkehrte, ist gewiß; doch fehlen von da alle weiteren Nachrichten über ihn. Sein Tod muß zwischen 1210—1220 fallen, da ihn Gottfried von Straßburg 1207 als Lebenden nennt, und 1220 Heinrich von dem Türlein ihn in einem Gedichte als einen Todten beklagt. Nach seiner eigenen Angabe trieb er die Dichtkunst zum Zeitvertreib müßiger Stunden, und gewann den Stoff zu seinen (epischen) Dichtungen durch eigenes Lesen der Sagen und der ältern Volksgedichte.

Was nun zuerst Hartmanns lyrische Gedichte, meist Kreuzlieder und einige Minnelieder betrifft, so ist er, wie schon gesagt, einer der trefflichsten der Minnesänger. Seine Gedichte sind nicht allein in der Form vollendeter, wie diejenigen der frühern Dichter, sondern sie zeichnen sich auch durch ihre Innigkeit und Gefühlswärme aus. Doch ist Hartmann als epischer Dichter noch bedeutender. Hier, wie in der Lyrik ist Sprache und Reim vollendet; dabei ist die anschauliche und gemessene Darstellung besonders hervorzuheben. Seine epischen Werke sind: „Erek und Enite“, „Iwein“ oder „der Ritter mit dem Löwen“, „der arme Heinrich“, „Gregor auf dem Steine“.

Erek und Enite, das erste und unbedeutendste der genannten Gedichte verfaßte er ungefähr 1197. Es erzählt eine Begebenheit aus der Artussage, und zwar die Fahrten, Abenteuer und schweren Prüfungen, die der Ritter Erek durchmachen muß, ehe er Enite, die Tochter eines verarmten Ritters Namens Karolus, die von ihm verehrte Jungfrau, das Ideal der reinsten Weiblichkeit, zur Gemahlin erhält.

Das zweite seiner Gedichte „Iwein“, oder der Ritter mit dem Löwen, erzählt ebenfalls eine Begebenheit aus der Artussage: Iwein, ein Ritter von der Tafelrunde, besteht vielfache Abenteuer und schwere Prüfungen, ehe

er mit Laudine (seiner Geliebten) bleibend vereinigt wird. Er führt einen Löwen mit sich, dem er im Kampfe mit einem Drachen zu Hülfe gekommen, und der ihm nun, wie ein treuer Hund folgt, daher auch der Name: Der Ritter mit dem Löwen. Das Gedicht ist höchst abenteuerlich, aber reich an poetischen Schilderungen.

Der „arme Heinrich" erzählt in ergreifender Weise eine schwäbische Volkssage. Der Inhalt ist folgender: Herr Heinrich von Aue, ein reicher schwäbischer Ritter, wird zur Strafe seines sündhaften Lebens mit Aussatz befallen. Verzweifelnd und von allen Menschen geflohen, reiste er umher zu berühmten Aerzten, um sich heilen zu lassen; doch sagten ihm alle, daß er unheilbar sei; nur einer, in Salerno verkündigte ihm, daß er durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, die sich für ihn opfern wolle, geheilt werden könne. Aller Hoffnung beraubt, kehrte er in die Heimath zurück, verschenkte seine Güter an arme Bedürftige, an Gotteshäuser und zum Messelesen zur Vergebung seiner Sünden und lebte auf einer kleinen Meierei, welche ein Bauer bewirthschaftete, der durch Heinrichs Güte wohlhabend geworden. Dieser pflegte ihn getreulich, dabei unterstützt von seiner Frau, besonders aber von seiner Tochter, einem zwölfjährigen Mädchen, die Herrn Heinrich äußerst zugethan war. Nach drei Jahren erfährt die Kleine zufällig durch ein Gespräch Heinrichs mit ihrem Vater das Mittel, wodurch ihr Herr gerettet werden kann, und ist sogleich entschlossen, sich für ihn zu opfern. Vergebens suchen die Eltern ihr diesen Entschluß auszureden, sie weiß dieselben mit so frommen und sinnigen Gesprächen zu überreden, daß die Eltern glauben, der heilige Geist spräche aus ihr, und deßhalb schon geneigter sind, ihrem Wunsche zu willfahren. Als das Mädchen die Nachgiebigkeit der Eltern sah, verkündigt sie freudig den andern Morgen ihrem Herrn den Entschluß; dieser lobt ihren guten Willen, ihre Treue und ihren Muth, lächelt aber über ihren Einfall und verweiset sie zuletzt an ihre Eltern. Als nun aber diese, wenn auch mit schwerem Herzen, in das fromme Begehren ihrer Tochter einstimmen, weint Heinrich bitterlich, ebenso die betrübten Eltern. Endlich entschließt er sich dennoch, das Opfer anzunehmen. Glänzend wird die Reise vorbereitet und die Jungfrau, herrlich geschmückt, nimmt, unter lautem Wehklagen der Eltern, deren Trauer nur durch den Gedanken gemildert wird, daß es Gottes Wille ist, Abschied. Sie kommen zu dem Arzt nach Salerno; der Meister findet es unglaublich und prüft die Beharrlichkeit der Jungfrau, schildert ihr den Tod und die Schmerzen und fügt hinzu, daß dennoch Alles umsonst sei, wenn sie unter dem Todesschmerz auch nur eines Haares breit Reue fühle. Aber die Jungfrau bleibt beständig und tadelt des Meisters Zaghaftigkeit. Da erklärt sich dieser bereit und führt sie in die verhängnißvolle Kammer; Heinrich muß draußen bleiben. Schon liegt die Jungfrau gebunden, schon wird das Messer geschliffen, da kann Heinrich, welcher durch eine zufällige Oeffnung lauscht, und durch ihre treue Beharrlichkeit und Schönheit aufs äußerste gerührt wird, sich nicht länger mehr halten; er ruft dem Meister zu, inne zu halten, er wolle sein ihm von Gott geschicktes Leid noch länger geduldig tragen,

die Jungfrau solle nicht für ihn sterben. Die Jungfrau hob zwar an, darüber zu klagen, und zu weinen; auch schalt sie Herrn Heinrich wankelmüthig und verzagt; doch er bestand darauf, sie dürfe nicht sterben, und sie fuhren wieder zusammen nach Hause zurück. Doch genas Heinrich auf dem Heimwege von seiner Krankheit, wie das Gedicht sagte:

Da zeigte der heilige Christ,
Wie lieb ihm Treue und Erbarmen ist. —
Er schied sie da beide
Von allem ihrem Leide,
Und macht ihn zur Stund
Rein und gesund. —

Zu Hause angekommen, nahm er die Jungfrau zum Weibe, und lebte mit ihr und den Eltern in Glück und Wohlstand.

Das vierte von Hartmanns epischen Gedichten, dessen Stoff verwandt ist der griechischen Mythe von Oedipus, ist: „Gregor auf dem Steine.“ Es behandelt eine Heiligenlegende, und zwar die vom heiligen Gregorius, der unwissend seine Mutter geheirathet hat, und als er es erfährt, läßt er sich in Reue und Verzweiflung auf einem öden Felsen im Meer anschmieden, und wird hier 17 Jahre von Gott wunderbar erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit gebietet Gott dem römischen Volke, Gregor aufzusuchen und ihn zum Pabste zu machen.

Wie schon erwähnt, sind der arme Heinrich und Iwein in jeder Hinsicht gelungener zu nennen, als Erek und Enite und Gregor auf dem Steine. Hartmanns epische Gedichte sind alle in kurzen Reimpaaren abgefaßt und neuerdings mehrfach übersetzt und bearbeitet worden; der arme Heinrich am besten von Simrock.

## Hartmann von Aue.

### Kreuzlied.

I.

Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth,
Und keuscher Sinn;
Dadurch man Heil und alles Gut
Hat zum Gewinn.

II.

Auch ist es nicht geringe Haft
Dem thörichten Mann,
Der seine liebe Herrschaft
Nicht tragen kann.

III.

Es will nicht, daß man sei
Der Werke darunter frei;
Dem nutzt's von außen nicht,
Wem's nicht im Herzen liegt.

IV.

Nun gebet, Ritter, euer Leben
Und auch den Muth
Dem, der euch hat gegeben
So Leib wie Blut.

V.

Wes Arm je war zu Dienst bereit der Welt,
Um hohen Preis
Und nun dem Herrn ihn vorenthält,
Der ist nicht weis'!

VI.

Denn, wem das ist bescheert,
Daß er dahin mit fährt,
Erhält beide Theil:
Der Welt Lob, der Seele Heil.

VII.

Wohl bin ich manchen Tag
Der Welt gelaufen nach;
Da niemand Treue finden mag:
Mir auch so geschach.

VIII.

Es lacht' die Welt mich trüglich an
Und winkte mir,
Da bin ich wie ein thörichter Mann
Gefolget ihr.

IX.

Nun hilf mir, Herre Christ,
Der mein Gefährte ist,
Daß ich dem entsage
Durch dein Zeichen, was ich trage.

X.

Seit mich der Tod beraubet hat,
Des Herren mein,
Wie nun die Welt auch staht,
Ich lasse sie sein.

XI.

Meiner Freude besten Theil
Hat er dahin;
Schaffte ich nur der Seele Heil:
Das wär' mein Sinn.

XII.

Mag ihm zur Hülfe kommen,
Die Fahrt, die ich hab' unternommen;
Halb' sei sie für ihn geschehn,
Vor Gott möcht' ich ihn sehn.

## Wahre Minne.

I.

Ich scheid' in Frieden von euch, Herrn und Verwandte,
Was ich verlasse, all gesegnet sei.
Fragt nicht: wohin die Fahrt, nach welchem Lande?
Ich sage meiner Reise Ziel euch frei.
Gefangen hat die Liebe mein Herz im Streit,
Und hat geboten mir die Kreuzesfahrt,
Nun muß gehorchen ich nach Ritterart;
Wie könnt' ich brechen meine Treu' und meinen Eid?

II.

So mancher rühmt, was er gethan aus Minne;
Wo sind die Werke? Die Worte hör' ich wohl;
Doch hätt' ich gern, er zeigte meinem Sinne,
Daß er der Herrin dient, wie man ihr dienen soll.
Der minnt, der aus Minne selber sich verbannt,
Wie mich die Minne treibet über's Meer:
Herr Saladin mit seinem ganzen Heer
Hätt' nimmer mich gebracht aus meinem Frankenland.

III.

Ihr Minnesänger, euch muß es mißlingen,
Weil ihr nur Wahn besingt und leeren Schein;
Ich kann mich rühmen, daß ich darf von Minne singen,
Seit ich der Minne bin, und sie ist mein.
Seht, was ich will, das will auch haben mich:
Bis ihr den Wahn aufgebt, schweigt von der Minne still;
Ihr ringt um Liebe, die euch niemals will:
Wann werdet ihr minnen solche Minne, so wie ich?

(Uebersetzt von L. Köhler.)

### Aus dem armen Heinrich.

#### Der Jungfrau Gespräch mit den Eltern.

„Mein Vater,“ sprach darauf das Kind:
„Bin ich auch thöricht noch gesinnt,
So weiß ich doch, des Leibes Tod
Ist eine harte bittere Noth.
Doch ist es auch nicht minder wahr,
Wer sich in Mühsal immerdar
Im Leben plagt, hat auch nur Leid.
Und demnach kommt auch ihm die Zeit,
Wo er nach all' den schweren Tagen
Zuletzt doch muß den Tod ertragen.
Was hilft es, ihm ein langes Leben
Der Noth, der Mühsal hinzugeben,
Wenn er nichts weiter kann erlangen,
Als das zuletzt auch zu empfangen,
Was er schon in der Jugend Tagen
Mit leichter Mühe kann erjagen?
Schwer ist's, der Seele Heil zu wahren,
Das Leben droht ihr mit Gefahren,
Und ginge mir mein Heil verloren,
Viel besser wär' ich nie geboren.
Drum muß ich Gott von Herzen preisen,
Will er die Gnade mir erweisen,
Daß ich den jungen Leib darf geben,
Um zu erringen ew'ges Leben.
Ihr sollt mir's nicht verleiden,
Was mir und auch euch beiden
Zum Heil mag gelingen.
Ich will mein Heil erringen
Und euch vor den Gefahren,
Die euch drohn, bewahren.
Ihr sollt den guten Herrn behalten,
Der euch läßt ungekränket schalten
Mit dem, was euch gewährt das Feld,
Das ihr mit eurer Hand bestellt.
So lang er lebt, wird's euch verbleiben,
Er ist zu gut, euch zu vertreiben;
Doch lassen wir ihn sterben,
So müssen wir verderben.
Drum will ich ihm das Leben,
Und Kraft zum Leben geben:
So schaff' ich Heil uns allen,
Drum laßt es euch gefallen.“
Als sie der Tochter Ernst erkannt,
Da sprach die Mutter schmerzentbrannt:
„Gedenke, Tochter, liebes Kind,
Wie groß die Qual, die Schmerzen sind,
Die ich dereinst um dich erlitten,
Und laß dich jetzt von mir erbitten,
Gib auf den schrecklichen Gedanken,
Ist das der Lohn, um mir zu danken?
Die ich in Schmerzen einst geboren,
Geht die in Schmerzen mir verloren?
Willst du die Eltern dein verlassen?
Das heißt, den Willen Gottes hassen,
Wie! oder hast du ganz vergessen,
Was Gott gebeut? Gedenke dessen!
Es heißt: Ein langes Leben gibt
Gott dem, der seine Eltern liebt.
Sieh zu, wie ist dein Sinn verkehrt,
Daß wider Gott dein Herz begehrt.
Du sprichst, du willst dein Leben
Zu unsrem Heile geben:
O nein, du willst uns beiden
Das Leben ganz verleiden,
Du bist's allein ja auf der Welt,
Warum das Leben uns gefällt.
Ja, mein geliebtes Töchterlein;
Du solltest unsre Freude sein,
Die Sonne unsres Lebens,
Das Endziel unsres Strebens.
Und unsres Alters Trost und Stab;
Doch schaffst du, daß ein frühes Grab
Dich uns entreißt, daß uns in Leid
Verkehrt des Herzens Freudigkeit,
Muß ich an deinem Grabe stehn,
In Weh und Angst und Schmerz vergehn;
Dann wisse: wie du uns verlassen,
So wird der heilige Gott dich hassen,
Und was du an den Eltern dein
Gethan, wird dir zur ewigen Pein.“
Da sprach das fromme Mägdelein:
Ach, herzgeliebte Mutter mein,
Wie sollt ich nicht zu jeder Zeit
Erkennen meine Schuldigkeit,
Da ich doch eure Güte
Mit dankbarem Gemüthe,
An jedem Tag erfahren.

(Uebersetzt von Marbach.)

Der gedankenreichste, tiefste und vielseitigste der Minnesänger ist: Walther von der Vogelweide, wahrscheinlich zu Würzburg zwischen 1165 bis 1170 geboren; aus altem, adeligem Geschlechte stammend, war er arm

und unbegütert. Bis zum Jahr 1198 am österreichischen Hofe zu Wien lebend, wo er seine Dichtkunst, in der Reinmar der Alte, nach seiner eigenen Angabe, sein Lehrer war, erlernte und übte, hatte er an dem jungen babenbergischen Herzoge, Friedrich dem Katholischen, einen höchst wohlwollenden Gönner; als dieser auf einem Kreuzzuge starb, begann Walther im Jahre 1198 ein langjähriges Wanderleben als ritterlicher Sänger, durch ganz Deutschland und noch über dessen Grenzen hinaus, die Höfe der Könige und Fürsten aufsuchend. Er verweilte zuerst längere Zeit bei König Philipp von Burgund, und begleitete ihn auf mehreren Reisen; doch trennte er sich 1205 für immer von diesem, weil er dessen unkönigliche Kargheit nicht ertragen konnte. Nun begab er sich an den Hof des gepriesenen Dichterfreundes, des Landgrafen Herrmann von Thüringen zu Eisenach; er lebte hier sechs Jahre bis 1211, als der Landgraf, nach Vorschrift des Pabstes mit einigen anderen Fürsten die Wahl Friedrichs II. zu fördern suchte, welchen Schritt Walther entschieden mißbilligte, der sich zu Otto IV., dem allein rechtmäßigen Kaiser hielt, und es mit seinem Rechtsgefühl nicht vereinigen konnte, dem Landgrafen seine Mißbilligung nicht zu zeigen. Nach Otto IV. Tode ergriff Walther gleichfalls die Partei Friedrichs II., weil nun diesem rechtmäßig das Reich zustand. Bis zum Jahr 1218 verweilte Walther nun noch längere oder kürzere Zeit an verschiedenen Höfen. So bei Markgraf Dietrich von Meißen, dann nochmals am Hofe zu Eisenach; bis er 1220 von dem ihm sehr gewogenen Friedrich II. ein kleines Lehen zu Würzburg erhielt. Schon längst hatte Walther gewünscht, sich an einem der Kreuzzüge betheiligen zu können, da ihn seine innige Frömmigkeit nach dem gelobten Lande zog. Er folgte daher seinem Gönner Friedrich II. 1228 auf einem Kreuzzuge dorthin, und kehrte 1229 davon zurück, worauf er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Lehen lebte, und dort 1230 starb. Er liegt im Lorenzgarten des neuen Münsters zu Würzburg begraben, und hatte bei seinem Tode verordnet, auf seinem Leichensteine, gegen ein kleines Vermächtniß, täglich den Vögeln, den lieben Frühlingssängern, wie er sie selbst nennt, die ihn hier so oft erfreut, und die er so oft gefeiert, eine erquickliche Weide zu bereiten, und den Stein mit Weizen zu bestreuen; so war er noch lange nach seinem Tode eine wirkliche Vogelweide, bis nach vielen Jahren der Grabstein verfiel; die auf diesem Stein befindliche Grabschrift, die uns in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts noch erhalten ist, lautet in der deutschen Uebersetzung:

„Der du im Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen,
Du, die Blume der Kunst, der Weisheit Mund, bist gestorben,
Daß die himmlische Krone nun deine Tugend erringe,
Spreche, wer dieses liest: „Gott möge sich seiner erbarmen.“ —

1843 wurde ihm zu Würzburg ein neues Denkmal gesetzt mit derselben Grabschrift.

Walther von der Vogelweide, einer der ausgezeichnetsten unter den Minnesängern, vereinigt in sich die drei Hauptrichtungen der ritter-

lichen Poesie; er ist ebenso reich an eigentlichen Minneliedern, welche die Frauen besingen, als auch an Liedern zur Verherrlichung Gottes und der heiligen Jungfrau; ebenso über die Schönheit der Natur, die Vergänglichkeit irdischer Dinge; dann aber auch läßt er zur Ehre des deutschen Volkes, wie über politische Zeitfragen kurz und treffend seine Meinung im Lied erschallen. Er war, wie alle seine Zeitgenossen auch anerkannten, ein Meister in der lyrischen Dichtung sowohl nach Stoff und Gehalt, wie nach der Form. Daneben war er aber auch ein echter Mann, voll strenger Grundsätze, aufrichtiger Frömmigkeit und klarer Einsicht in das Leben, durchdrungen von Vaterlandsliebe, offen und unerschrocken gegen alle Hohe, freundlich gegen Niedere, bescheiden und anspruchslos. Epische Gedichte verfaßte er keine, da die Lyrik sein Hauptzweig war; doch haben neuere Gelehrte, darunter besonders Wilhelm Grimm, mit vieler Wahrscheinlichkeit zu beweisen versucht, daß Walther auch der Verfasser der berühmten Spruchsammlung: Freidanks Bescheidenheit, ist. Freidank ist ein angenommener Name, und mit dem Wort „Bescheidenheit" bezeichnete die alte Sprache: verständige Einsicht und richtige Beurtheilung der Dinge. Die Spruchsammlung ist ein didaktisches Gedicht voll echter Poesie. Da dieses Gedicht größtentheils auf dem Kreuzzug von 1228 und 1229, den Kaiser Friedrich II. unternahm, verfaßt wurde, so bot dieser Umstand einen Anhaltspunkt mehr, den Verfasser in Walther von der Vogelweide zu suchen, weil er ja diesen Kreuzzug in Kaiser Friedrichs II. Begleitung mitmachte. Es ist ein Spruchgedicht, d. h.: es bildet kein geschlossenes Ganze, sondern stellt in 53 einzelnen Abschnitten die Betrachtungen eines erfahrenen, edelfühlenden Mannes über alles, was das Menschenherz bewegt, dar. Es war so verbreitet, daß man es häufig die weltliche Bibel nannte, und noch jetzt leben viele der Sprüche daraus im Munde des Volkes; es wurde später durch häufige Zusätze und Abänderungen umgestaltet. Die beste neue Ausgabe des Gedichtes in unsrer jetzigen Sprache mit belehrenden Erläuterungen ist von Wilhelm Grimm. Die beste Uebertragung in's Neuhochdeutsche der Minnelieder von Walther ist die von Simrock.

## Walther von der Vogelweide.

### Beichte.

Hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise;
Seit ich von dir habe beides, Wort und Weise,
Wie darf ich unter deiner Zucht handeln so unweise?
Ich thu' die rechten Werke nicht, nicht hab' ich die wahre Minne,
Zu meinen Nebenchristen, Herr, Vater, noch zu dir:
So hold bin ich doch keinem, wie alleine mir.
Heiliger Christ, Vater und Sohn, dein Geist berathe meinen Sinn!
Wie sollt' ich den minnen, der mir Uebles thut?
Mir muß der immer lieber sein, der mir ist gut.
Vergib mir meine Schuld, ich will noch haben Muth.

### Letzter Wille.

Nun theil' ich, eh' man mich begräbt,
Mein fahrend Gut und liegend Land,
Daß niemand Anspruch d'rauf erhebt,
Als dem ich's hier zuerkannt;
All mein Unglück will ich denen hinterlassen,
Die sich mit Haß und Neid am liebsten befassen,
Dazu der Reue Bitterkeit;
All mein Grämen
Mag der Lügner nehmen,
Mein thöricht Sinnen
Sei denen, die mit Falschheit minnen,
Den Frauen vermach' ich: nach Herzensfreud' sehnend Leid.

### Die drei Dinge.

Ich saß auf einem Steine
Mit übergeschlagnem Beine,
Darauf gestützt den Ellnbogen
Kinn und Wange in der Hand gewogen,
Viele Gedanken ich machte mir,
Wie man sollt' richten sein Leben hier.
Wie man drei Ding' könnt' erwerben,
Wovon keines dürfte verderben;
Die zwei sind: Ehre und fahrend Gut,
Daß dir kein andrer Schaden thut.
Das dritte ist: Gottes Huld:
Der zweien Uebergold.
Die wollt ich haben in einen Schrein.
Doch leider! das kann nicht sein,
Daß Gut und weltlich Ehre
Und Gottes Hulde mehre,
Zusammen in ein Herz kommen,
Weg und Steg sind ihnen benommen,
Untreue ist im Schwange,
Gewalt ist im Gange.
Fried' und Recht sind sehr wund,
Drum die drei Dinge nicht zueinander kunt.

### Gute Zucht.

I.

Niemand kann mit Zwange
Kindeszucht erlange.
Den man zu Ehren bringen mag,
Dem ist ein Wort als ein Schlag,
Dem ist ein Wort als ein Schlag,
Den man zu Ehren bringen mag.
Kindeszucht erlange
Niemand kann mit Zwange.

II.

Hütet eure Zungen,
Das ziemt wohl den Jungen,
Stoßt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort dafür.
Laßt kein bößes Wort dafür,
Stoßt den Riegel vor die Thür;
Hütet eure Zungen,
Das ziemt wohl den Jungen.

III.

Hütet eure Augen,
Die zum Sehen taugen,
Laßt sie gute Sitte spähen
Und die bösen übersehen;
Und die bösen übersehen,
Laßt sie gute Sitte spähen,
Die zum Sehen taugen,
Hütet eure Augen.

IV.

Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Thoren.
Laßt ihr böses Wort darin,
Daß beschweret euch den Sinn.
Das beschweret euch den Sinn,
Laßt ihr böses Wort darin.
Oder ihr seid Thoren,
Hütet eure Ohren.

V.

Hütet wohl der Dreie,
Leider allzu freie
Zungen, Augen, Ohren sind
Gar sehr schalkhaft oft und blind.
Gar sehr schalkhaft oft und blind,
Zungen, Augen, Ohren sind
Leider allzu freie,
Hütet wohl der Dreie.

### Lob der Frauen.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen;
Es ward noch nie so wonnigliches anzuschauen.
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und Rosenblumen, so wie die leuchten,
Im Maithau durch das Gras und kleiner Vögel Sang,
Das ist gegen solch liebliche Freude krank.
Sieht man eine schöne Frau sitzen,
Das kann trüben Muth erfrischen,
Und löschet alle Trauer zur selben Stund.
So lieblich lacht in Liebe ihr süßer, rother Mund:
Und Pfeile aus strahlenden Augen schießen
In Mannes Herzensgrund.

## Aus Freidanks Bescheidenheit.

### Eingang.

Bescheidenheit bin ich genannt,
Als aller Tugenden Krone bekannt:
Mich hat berichtet Freidank.

### Von der Hoffart.

Hoffart, der Hölle Königin,
Die will bei allen Leuten sin;
Wie bieder oder bös er sei,
Sie läßt niemandes Herze frei.

Hoffart steiget manchen Tag,
Wenn sie nicht höher kommen mag;
So muß sie denn fallen;
Dies Beispiel sag' ich Allen:
Dem Teufel nichts ist lieber gar,
Als Neid, Geiz und Hoffart.
So ist des Teufels Herzeleid
Demuth, Treue, Geduldigkeit.
Arme Hoffart ist ein Spott:
Reiche Demuth minnet Gott.
Hoffart verdirbt alle Tugend,
So zieret Zucht die edle Jugend.

Wer Hoffart stets vermeiden mag,
Das ist dem Teufel ein rechter Schlag.
Hoffart zwinget kurzen Mann,
Daß er muß auf den Zehen gan.

Durch Hoffart Mancher fällt,
Der sich zu ihr gesellt.

Hoffart manch' Geberde hat,
Die weisen Leuten übel staht.
Hoffart, die hat kranke Schritte,
Und hat viel wandelbare Sitte.

Hoffart Manchen lehret,
Daß er den Hals verkehret
Daß er nicht ansehn kann
Recht weder Weib noch Mann.
Hoffart ist der Seele Noth.

**Von Gott.**

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.

Wer um diese kurze Zeit
Die ewige Freude geit,
Der hat sich selber gar betrogen,
Und zimmert auf den Regenbogen.
Wenn der Regenbogen zergeht,
Weiß er nicht, wo sein Haus steht.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer Gott minnt, als er soll,
Deß Herz ist aller Tugend voll.

Welcher Mensch lebt in Gottes Gebot,
In dem ist Gott und er in Gott.

Gott erhöhet alle Güte
Und erniedrigt Hochgemüthe.

Gott ist nichts verborgen vor,
Er sieht durch aller Herzen Thor,
Es sei übel oder gut.
Was Jemand im Finstern thut,
Oder in dem Herzen wird erdacht,
Es wird doch all' ans Licht gebracht.

Die Welt so ihren Lohn erhält
Von Gott, wie sie gedienet hat.

Nicht oft wird der übel gehn,
Der sein Vertrauen auf Gott hat stehn.

Wir sollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und minnen.

Das kleinste Werk von Gott geschafft
Geht über aller Welten Kraft.
Gott schuf nie einen Halm, so schwachen,
Den jemand also könnte machen.
Kein Engel, Teufel oder Mann
Auch einen Floh nur machen kann.

Gott hat allen Dingen geben
Die Maße, wie sie sollen leben.

Der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben: Wolfram von Eschenbach ist vorzüglich als epischer Dichter bekannt; auch wendete er seine Thätigkeit beinah ausschließlich der erzählenden Dichtung zu, trotzdem er, für die Lyrik, wie seine wenigen lyrischen Gedichte beweisen, ein entschiedenes Talent hatte, und nächst Walther wohl der beste der Minnesänger ist.

Herr Wolfram von Eschenbach oder Eschilbach war geboren um 1170 in dem fränkischen bei Ansbach gelegenen Städtchen Eschenbach, entstammte dem daselbst hausenden altadeligen Geschlechte von Eschenbach und Pleienfelde. Er empfing zu Masfeld bei Meiningen am Hofe des Grafen von Henneberg den Ritterschlag und brachte dann sein Leben meist auf Ritterzügen zu, wobei er, da er als nachgeborner Sohn wenig begütert war, von seinem Dichtertalent und der Freigebigkeit der Fürsten lebte; doch gehört er nicht zu den eigentlichen fahrenden Sängern, die nach Gunst und Gaben haschten; vielmehr bewahrte er seinen fürstlichen Gönnern gegenüber seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit und ließ sich nie von Gunst oder Gaben bestechen, gegen seine Meinung zu reden und zu handeln. Er verweilte außer bei den Hennebergern bald an den Höfen von Wildenberg, von Abenberg, bei dem Grafen von Werthheim, seinem Lehnsherrn, am meisten aber seit etwa 1209 am Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, welcher in dieser Zeit der Mittelpunkt aller höfischen Poesie und Ritterlichkeit war. Nach dem Tode des Landgrafen Herrmann 1215 zog er sich, wahrscheinlich nach Eschenbach auf den Stammsitz seiner Familie zurück; er starb da 1220 oder 1230. In der Liebfrauenkirche zu Eschenbach, wo ihm jetzt ein Denkmal errichtet ist, wurde er begraben; noch im 15. Jahrhundert war sein altes Grabmal vorhanden. Aus mehrern seiner Gedichte geht deutlich hervor, daß er verheirathet und seine Ehe mit Kindern gesegnet gewesen.

Wenn auch Wolfram nicht das übertriebene Lob verdient, was ihm spätere Kritiker spenden, z. B. Friedrich Schlegel, der ihn für den größten deutschen Dichter überhaupt erklärt, da seine so hoch erhobenen epischen Gedichte an manchen unverkennbaren Fehlern leiden, so ist er doch einer der ausgezeichnetsten aus dieser Periode der Literatur, trotzdem seine gelehrte Bildung nicht über die allgemein übliche der damaligen Ritter hinausging; er gesteht unverhohlen ein, daß er weder lesen noch schreiben könne. Seine lyrischen Gedichte gehören meist zu den sogenannten Tageweisen oder Wächterliedern, eine Gattung, für deren Erfinder er selbst gilt, und in der er jedenfalls das Beste gedichtet hat, die er jedoch später, aus sittlichem Antriebe wieder aufgab. Mit diesen Wächterliedern hatte es nämlich folgende Bewandtniß:

In einem Leben, wo die Liebe der einzige Punkt war, um den sich Alles drehte, wie in dem damaligen Ritterleben, kamen wohl auch öfter geheime Liebesverhältnisse vor. Bei den verstohlenen Zusammenkünften dieser Liebespaare wurden nun Wächter ausgestellt, die den kommenden Tag anzeigen mußten, damit der Ritter noch in der Dunkelheit der Nacht ungesehen entkommen konnte. Dies war die Veranlassung zu den Wächterliedern, in denen

meist der Wächter den nahenden Sonnenaufgang verkündet und zur Flucht mahnt; doch die Liebenden, denen es stets noch zu früh ist, können sich nicht scheiden und klagen über die nahe Trennung. Daher sind die Wächterlieder meist in dialogischer Form gehalten, wo der Wächter ermahnt, die Liebenden wechselsweise klagen und nicht aufhören können, sich ihrer Liebe immer wieder zu versichern. Die meisten der Minnesänger nach Wolfram haben solche Wächterlieder verfaßt.

Wolframs epische Gedichte bestehen in dem großen Epos: Parcival, gedichtet etwa um 1204—1212, dem Fragment des Titurel, 170 Strophen; beide aus der vereinigten Gral- und Artussage entnommen; und in dem ebenfalls unvollendet gebliebenen Wilhelm von Oranse oder Orange aus dem Sagenkreise von Karl dem Großen.

Wolframs Parcival ist ein Gedicht, welches den Entwickelungsgang des innern Menschen darstellt, die Läuterung der Seele im Kampfe mit der Welt und sich selbst. Es ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt und stand zu seiner Zeit in so hohem Ansehn, daß es neben dem Psalter und der Bibel das erste Buch war, welches nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt wurde, 1477. Die beste neue Ausgabe in der ursprünglichen Sprache ist von Lachmann. Uebersetzungen besitzen wir zwei, eine von Schulz (San Marte) und eine von Simrock. Der Inhalt des Gedichtes ist der:

Gahmuret, aus dem königlichen Geschlechte von Anjou, Parcivals Vater, verläßt, um nicht seinem ältern Bruder dienen zu müssen, die Heimath. Nach vielen Abenteuern gelangt er nach Patelamunt, wo Belakane, die Königin, von ihren Feinden hart bedrängt ward. Er widmet ihr seine Dienste und schlägt ihre Feinde. Als er nach siegreich beendigter Schlacht zurückkehrt, empfängt ihn die Königin, die ihm, trotzdem sie schwarz war, sehr wohl gefiel, und belohnt ihn mit ihrer Hand. So wird er Herr der Mohrenreiche Zasamank und Aßagog; aber bald sehnt er sich nach der Heimath zurück, und schifft sich heimlich ein. Kurze Zeit darauf gebar die Königin einen Sohn, der weiß und schwarz gefleckt war, und den sie Feirefiß Anschewein nennt. Gahmuret hatte sich nach Sevilla eingeschifft, um seinen Vetter, König Kaillet, aufzusuchen; derselbe war aber nach einem, von der Königin Herzeleide ausgeschriebenen Turniere gezogen, bei welchem der Sieger Herzeleidens Hand und Reich erhielt.

Gahmuret zieht gleichfalls dorthin, erregt durch seine Pracht die Aufmerksamkeit der Königin, deren hohe Schönheit auch ihn mit Bewunderung erfüllt. Gahmuret bleibt im Turniere Sieger und erhält Reich und Hand der Königin Herzeleide. Achtzehn Monate später fährt er wieder über Meer, um dem Kalifen von Bagdad, dem er schon früher seinen Dienst gewidmet hatte, gegen seine Feinde beizustehen. Dort fällt er durch Verrath; Herzeleide zieht sich mit ihrem kaum erst gebornen Sohne Parcival in die Wüste Soltane zurück, um ihn in tiefer Waldeinsamkeit zu erziehen, damit er in voller Unkenntniß des ritterlichen Heldenlebens bliebe, und nicht auch wie sein Vater, früh dahin gerafft werde. So wächst der Knabe auf, mit Ahnun-

gen der wunderbarsten Art erfüllt, und voller unbestimmter Sehnsucht. Auf seine Frage: Was ist Gott? antwortete ihm die Mutter einst, daß er licht und glanzvoll sei, wie der junge Tag, und dies bringt ihn zu dem Irrthum, einen an dem Saume des Waldes dahinreitenden glänzend geharnischten Ritter für Gott zu halten. Der Ritter lacht darüber und sagt ihm, er solle zu König Artus ziehen, da könne er auch ein solcher Ritter werden. Von nun an hat Parcival keine Ruhe mehr, er verlangt mit Ungestüm in die Welt, und seine Mutter kann ihn nicht mehr zurückhalten; doch um ihm die Welt zu verleiden, kleidet sie ihn in Narrentracht, hoffend, er werde verspottet, bald zu ihr zurückkehren. Auch gibt sie ihm ebenfalls, damit er verhöhnt werde, ein Gemisch von klugen und unklugen Lehren mit auf den Weg. Beim Abschied, als er ihren Augen entschwand, fällt sie bewußtlos hin, und bald nachher stirbt sie.

Parcival, der von diesem schmerzlichen Verlust nichts ahnt, reitet weiter, und wenn er auch zuweilen durch seine Tracht wie durch sein komisches Benehmen und Sprechen (er sagt z. B. bei jeder Gelegenheit: denn also rieth die Mutter mein) lächerlich erscheint, so nimmt er auf der andern Seite doch die Menschen wieder ein durch seine, bei allem durchschimmernden geistigen Anlagen, wie auch durch seine Schönheit und Anmuth. Ehe er zu König Artus gelangt, besteht er verschiedene kleine Abenteuer, unter denen das Bedeutendste das Zusammentreffen mit seiner Base Sigune ist, welche er in Schmerz versunken sieht über den Tod ihres geliebten Schionatulander; sie hat den Leichnam ihres Geliebten, der im Zweikampfe gefallen ist, in ihrem Schooße und benetzt ihn mit ihren Thränen. Parcival, obwohl er seine Base noch nicht kennt, ist von ihrem Schmerz so ergriffen, daß er ihr anbietet, den Tod des Geliebten zu rächen. Sigune läßt sich, gerührt von seiner Theilnahme, in ein Gespräch mit ihm ein, und erkennt ihn als ihren Vetter, als er ihr erzählte, daß seine Mutter ihn immer nur: bon fils, cher fils, beau fils genannt habe. Sie belehrt ihn nun über seine Herkunft und über das Schicksal seines Vaters, welches er noch nicht kannte, und gewinnt ihn so lieb, daß, als er sich von ihr trennt, und den Weg wissen will, den der Mörder ihres Geliebten genommen, um dessen Tod zu rächen, sie ihm einen falschen Weg zeigt, damit er nicht auch das Leben verliere.

Den folgenden Tag gelangt er an den Hof des Königs Artus, der sich gerade zu Nantes in der Bretagne aufhielt. Er erregte dort durch seinen wunderlichen Aufzug eine allgemeine Aufregung, ja sogar eine Dame des Hofes, die schöne Kunneware de Lalant, die das Gelübde gethan, nicht eher wieder zu lachen, bis der Ritter käme, der den höchsten Preis erwerben sollte, bricht bei seinem Anblick in lautes Lachen aus, worüber sie vom Hoffeneschall Kei einen scharfen Verweis erhält, wodurch wiederum der verschwiegene Antanor, der geschworen, nicht eher zu reden, bis Kunneware gelacht, veranlaßt wird, dem Hofmarschall Vorwürfe zu machen.

Parcival beschließt, künftig Kunneware an Kei zu rächen. Nach einiger Zeit der Prüfung, in welcher Parcival, unter andern Abenteuern, auch einen

vor Nantes haltenden, allgemein gefürchteten Ritter, der die ganze Tafelrunde zum Kampfe aufgefordert, besiegt hatte, und sich dessen rother Rüstung bemächtigte, um sich darein zu kleiden, wird er von Artus der Ritterwürde für werth erkannt, und heißt seitdem der rothe Ritter. Doch bevor er in die Tafelrunde aufgenommen werden kann, muß er zu der äußern ritterlichen Erscheinung auch die innere Weihe eines echten Ritters erhalten; er reitet deshalb zu dem verständigen und tapfern Fürsten Gurneman, dem Hauptmann aller Zucht und erwirbt sich dessen Herz durch seine treuherzige Naivität; derselbe gibt ihm mit väterlicher Theilnahme die trefflichsten Lehren für sein zukünftiges Verhalten; auch stellt er mit ihm mannigfache Uebungen in allen ritterlichen Künsten an.

Er reitet nun, innerlich wie äußerlich ein echter Ritter, von Gurneman fort und kommt nach Pelrapar, der Hauptstadt der jungfräulichen Königin Kondwiramur, einer schönen und liebenswürdigen Fürstin. Pelrapar ist belagert und die Königin in der größten Bedrängniß. Parcival besiegt ihre Feinde, und Kondwiramur wird seine Gemahlin. Doch so sehr ihn auch die Verbindung beglückt, so treibt ihn doch die Sehnsucht nach seiner Mutter, mehr aber noch der angeborne Trieb nach ritterlichen Abenteuern, von ihrer Seite weg. Er zieht wieder aus und läßt seinem Roß den Zügel schießen, daß es ihn trage, wohin das Geschick es will. So kommt er in einen einsamen Wald, in welcher die Gralsburg liegt, und Abends an einen See, wo er einige Fischer nach einer Nachtherberge fragt. Einer derselben, reich gekleidet, aber leidend und traurig, weist ihn nach der nahen Burg, wo er selbst sein Wirth sein werde. Parcival wird dort mit großen Ehren empfangen. Ausführlich beschreibt das Gedicht die prachtvolle Burg, und das geheimnißvolle, trauernde Wesen, welches in derselben herrscht. Jener reich gekleidete Fischer ist der unglückliche Anfortas, Parcivals Oheim, der von Schmerzen gequält auf einem Ruhebett liegt, und seinen ihn nicht kennenden Neffen liebevoll bewirthet. Einem Ausspruche des Grals gemäß, steht es jetzt in Parcivals Hand, den Unglücklichen zu retten, indem er mitleidig nach seiner Qual und überhaupt nach dem ganzen wunderbaren Treiben, was ihn hier geheimnißvoll umgibt, fragt. Doch Parcival, eingedenk der Lehre Gurnemans, unbescheidne Fragen zu vermeiden, und nicht bedenkend, daß hier eine theilnehmende Frage nicht unbescheiden sein könne, fragt nicht, trotzdem er alle Ursache dazu hätte. Er sieht unter den feierlichsten Ceremonien den heiligen Gral in den Saal tragen; er sieht die Blüthe der Ritterschaft und die schönsten Jungfrauen dort festlich versammelt, aber alle trauernd, er sieht von einem Knappen eine bluttriefende Lanze hereintragen, und hört alle Anwesenden bei ihrem Anblick in Jammergeschrei ausbrechen, aber er schweigt; er schweigt auch da noch, als ihm Anfortas ein kostbares Schwert schenkt, und dabei bemerkt, es half mir oft bevor mich Gott so schwer am Leibe verletzt hat; ebenso noch, als er durch eine geöffnete Thüre einen schönen, schneeweißen Greis, seinen eigenen Urgroßvater Titurel auf einem Ruhebett liegen sieht. Als die Zeit der Nachtruhe eintritt, wird Parcival in ein prächtiges Schlaf-

zimmer geleitet. Den andern Morgen aber findet er die Burg wie ausgestorben, doch steht sein Roß unten im Hof angebunden, und nachdem er lange vergebens nach den Bewohnern gesucht, besteigt er es unmuthig und reitet zu den weitgeöffneten Thorflügeln hinaus. Doch kaum ist er über die Zugbrücke, so wird sie heftig aufgezogen, und eine zornige Stimme schilt ihn eine Gans, daß er nicht gefragt habe, wo er doch durch Fragen das höchste Glück hätte erringen können. Bestürzt und verwirrt will er umkehren und sein Versäumniß wieder gut machen; aber niemand antwortet jetzt seinem Ruf, und die Brücke bleibt aufgezogen. Als alle Anstrengungen, wieder in die Burg zurückzugelangen, fruchtlos sind, reitet Parcival, in trübes Sinnen versunken, weiter. Und wieder kommt er zu der treuen Sigune, deren klagende Stimme er schon von weitem vernimmt. In den breiten Zweigen einer alten Linde findet er sie sitzen, den geliebten Schionatulander balsamirt in den Armen haltend. Erst erkennt er sie nicht, so hat der Gram ihre Schönheit verzehrt. Vergebens will er sie dann bereden, die Leiche zu begraben und ins Leben zurückzukehren; Sigune weist allen Trost zurück. Nur das eine könne ihr noch Freude gewähren, wenn endlich der arme Anfortas von seiner Qual erlöst würde; als sie nun aber von Parcival (nachdem sie ihm erklärt hatte, wo er gewesen und was das alles zu bedeuten gehabt habe) erfährt, daß er beim heiligen Gral nicht gefragt, ergreift sie ein zorniger Schmerz, sie flucht ihm und will nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Trauernd reitet er weiter und kommt bald wieder mit Artus und der Tafelrunde zusammen. Parcival hatte nämlich, eingedenk seines Versprechens, die schöne Kunneware an dem Hofmarschall Kei zu rächen, alle Ritter, die er besiegte, ihr zugesandt als huldigendes Sühnopfer für ihre gekränkte Ehre. Diese Ritter, die der schönen Kunneware dienten, hatten bei der Tafelrunde so viel von dem unüberwindlichen Helden erzählt, daß alle von Verlangen erfüllt waren, ihn zu sehen, und in ihre Mitte aufzunehmen. Daher ging Artus mit seinem ganzen Hofe aus, ihn aufzusuchen. Sie haben eben ihre Zelte an den Ufern des Plimzöl, in der Nähe des Gralswaldes aufgeschlagen, als Parcival am frühen Morgen auch dorthin kam. Ueber Nacht ist ein leichter Schnee gefallen, und plötzlich wird Parcivals Auge durch drei Blutstropfen auf denselben gefesselt Er verfällt darüber in träumerisches Sinnen und gedenkt sehnsüchtig seiner geliebten Kondwiramur, die auch weiß wie Schnee und roth wie Blut in ihrer vollen Jugendblüthe prangte. Tief versunken in diesen Anblick und in seine Gedanken steht er da, und bemerkt nichts, was um ihn her vorgeht. Zwei Ritter der Tafelrunde, die ihn nicht kennen, greifen ihn nacheinander an; er besiegt beide und wendet sich gleich wieder zu den drei Blutstropfen. Sein Vetter Gawan, der auch hinzukommt, begreift endlich, was ihn fesselt; er wirft ein Tuch auf die Stelle, und jetzt kommt Parcival erst wieder zu sich, und erfährt nun von Gawan, daß er in der Nähe der Tafelrunde, die sehnlichst nach ihm verlange, und daß einer der eben von ihm besiegten der Hofmarschall Kei ist. Gawan führt Parcival nun zum König Artus und der Tafelrunde, wo er mit Freuden empfangen

wird, ganz besonders von der schönen Kunneware, die auch Sorge trägt, daß er schön geschmückt bei Hofe erscheinen könne.

Artus trägt ihm nun den Wunsch aller vor, er möge sich in ihre Mitte aufnehmen lassen und Parcival willigt freudig ein. Aber kaum hat man sich fröhlich niedergelassen, so erscheint die Botin des Grals: Condrie la Sorcière, erklärt die Tafelrunde durch Parcivals Zutritt für beschimpft, weil er auf der Gralsburg nicht gefragt habe. Zugleich fordert sie die tapfersten Ritter auf, die Frauen und Jungfrauen zu befreien, die ein böser Zauberer Klinschor auf chatel merweil gefangen halte. Artus Neffe und Parcivals Vetter Gawan erbieten sich, dies Abenteuer zu unternehmen. Das Gedicht erzählt nun Gawans Fahrten und Abenteuer, und Parcival tritt solange in den Hintergrund. Nachdem er wehmüthig von den Rittern der Tafelrunde und von Kunneware Abschied genommen hat, und seiner Erbitterung dabei Ausdruck gegeben, verlieren wir ihn eine Zeit lang aus den Augen, bis wir ihn wiederfinden, ganz von Gott abgewandt, in trotziger Stimmung, theilnahmlos und freudlos in der Welt umherirrend. Er besteht zwar noch viele Abenteuer, verrichtet außerordentliche Heldenthaten, benimmt sich dabei auch stets edel, aber dennoch ist sein Herz von Gott abgewandt.

Eines Tages geräth er wieder in den Gralwald, und sieht eine neuerbaute Klause vor sich, sie ist über Schionatulanders Grab errichtet und die treue Sigune bringt dort ihre Tage zu. Parcival reitet an das kleine Fenster, um sich nach dem Wege zu erkundigen, und vernimmt dort eine Frauenstimme; das Fenster wird aufgemacht; doch beide erkennen sich zuerst nicht, bis Sigune sich nennt und Parcival den Helm abnimmt. Da erkennt sie ihn auch und fragt ihn, wie es jetzt mit dem Gral stehe: er antwortet betrübt, daß er immer den Gral noch nicht wiedergefunden habe, nach dem er unablässig suche, und verlangt von ihr Rath. Sie sagt ihm, daß die Botin des Grals, welche ihr immer die nöthige Speise bringe, eben von ihr weggeritten sei; er solle ihr nachreiten, vielleicht fände er sie noch, und sie könne ihm Rath ertheilen. Schnell nimmt er Abschied und reitet ihr nach, verliert aber bald im dichten Walde ihre Spur. Nach einem siegreichen Kampfe mit einem Gralritter, der ihm den Aufenthalt in diesem Walde verwehren will, begegnet Parcival einem alten, vornehmen Ritter, der mit Weib und Töchtern und vielem Gefolge eine Buß- und Bittfahrt macht, alle barfuß, obschon es die Nacht geschneit hat. Als Parcival sie ehrerbietig grüßt, macht ihm der alte Ritter sanfte Vorwürfe, daß er an einem so heiligen Tage wie der heutige im Harnisch reite und nicht Buße thue. Parcival antwortet darauf, daß er schon seit Jahren, seit ihn Gott, dem er früher gedient habe, verlassen, nicht Woche noch Tag kenne. Der Ritter belehrt ihn, daß es Charfreitag, und er solle, wenn er ein Christ sei, diese Zeit auch heiligen und den Einsiedler aufsuchen, der ihn mit Gott versöhnen werde. Des Ritters Worte machen einen tiefen Eindruck auf Parcival, und er reitet sinnend und an Gott denkend weiter; doch plötzlich kehrt er wieder um, dahin, wo er den Ritter mit den Seinigen verlassen hatte, und spricht zu ihnen, wenn Gottes Kraft so

groß sei, daß er Mann und Roß die rechten Wege zeigen könne, so wolle er seinem Roß die Zügel nicht führen, es würde ihn tragen, wohin es sollte, und das Roß trägt ihn wirklich zu diesem Einsiedler, dem frommen Trevezent, seinem Oheim. Dort bleibt er vierzehn Tage und derselbe führt mit ihm Gespräche über Gottes Wesen, Schöpfung der Welt, Entstehung des Bösen und dergleichen, um ihn mit sich und seinem Geschick zu versöhnen. Dann theilt er ihm die ausführlichsten Nachrichten über den Gral, wie auch über seine eigene und Parcivals Familie mit; ebenso gab er ihm die Nachricht, daß seine Mutter Herzeleide aus Schmerz über die Trennung von ihm gestorben sei. Endlich zieht Parcival, zwar beruhigt, aber doch noch nicht ganz mit sich einig, wieder fort von Trevezent. Unterwegs trifft er seinen Vetter Gawan, und da sich beide nicht erkennen, kämpfen sie miteinander; ebenso kämpft er mit Gramoflanz, einem andern berühmten Ritter, und besiegt beide. Parcival gelangt nun nochmals zu Artus, der ihn jetzt wirklich ohne Einrede des Grals in die Tafelrunde aufnimmt, und mit Ehren und Freundschaftsbeweisen überhäuft. Auch wird zugleich am Hofe Artus ein dreifaches Hochzeitsfest gefeiert. Doch dieses Fest erfüllt ihn nur mit Wehmuth und Sehnsucht nach seiner geliebten Kondwiramur; er reitet daher den andern Morgen unbemerkt wieder weg. Wiederum überläßt er die Wahl des Weges seinem Pferde, und trifft nun mit seinem Halbbruder Feirefiß, einem tapferen Heidenfürsten zusammen; sie kämpfen miteinander, ohne sich zu erkennen, bis endlich Parcival den Feirefiß an der gefleckten Haut für seinen Bruder erkennt und ihn voller Freude zu Artus führt, damit derselbe auch in die Tafelrunde aufgenommen werde. Als sie zusammensitzen, erscheint wieder die Botin des Grals: Condrie la Sorcière; aber diesmal segenbringend. Sie verkündet, daß eine Inschrift am Gral Parcival zum Könige desselben ernannt und bestimmt habe, auch jetzt könne noch Parcivals theilnehmende Frage Anfortas erlösen; jedoch dürfe ihn nur ein Mann nach Monsalwäsch begleiten. Zugleich theilt sie ihm mit, daß Kondwiramur ihm Zwillingssöhne geboren habe: Loherangrin und Kardeiß; ersterer solle ihm einst in der Würde als Gralkönig folgen, Kardeiß seine weltlichen Kronen erben. Bei diesen freudigen Nachrichten entstürzen Thränen der Wonne Parcivals Augen, und er bricht nach der Gralsburg auf in Begleitung seines Bruders Feirefiß. Sie werden dort mit Freuden empfangen, und alles ist wie damals, nur herrscht Frohsinn statt Trauer. Parcival bis zu Thränen gerührt von seines Oheims Leiden, wirft sich in inbrünstigem Gebet um dessen Erlösung dreimal vor dem heiligen Gral nieder, dann fragt er ihn: „Oheim, was fehlet Dir?“ und plötzlich von seiner Wunde geheilt, jugendlich und schön steht Anfortas wieder da. Unaussprechliche Freude herrscht jetzt auf Monsalwäsch, und Parcivals Glück erreicht seinen Gipfel durch die Nachricht, daß Kondwiramur mit den beiden Knaben schon unterwegs sei. Er zieht ihr entgegen und findet sie auf derselben Stelle mit den Kindern im Arme schlafend, wo ihn einst die drei Blutstropfen so zauberhaft fesselten; er weckt sie und sie ziehen vereint nach Monsalwäsch auf dem

Wege zurück, wo Sigune wohnt, damit Kondwiramur dieselbe kennen lerne. Sie finden sie jedoch todt bei dem Sarge ihres Geliebten. Parcival läßt den Stein von Schionatulanders Grab heben, der noch schön gebalsamt, als ob er lebe, daliegt; die treue Sigune wird neben ihn ins Grab gelegt und dann dasselbe wieder verschlossen. Bei ihrer Rückkehr nach der Gralsburg wird die neue Königin festlich empfangen und Feirefiß, der zu der Trägerin des Grals, der schönen Repanse de schoie, Anfortas Schwester, eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hat, läßt sich taufen und erhält sie zur Gemahlin. Sie folgt ihm nach Indien in sein Reich, wo er eifrig das Christenthum zu verbreiten sucht.

Hiermit endigt das Gedicht, dem die tiefsinnige Idee zu Grunde liegt, daß, wenn ein reines Gemüth in seiner Unschuld nicht den Gottesfrieden hat (hier der heilige Gral), er ihn nur dann empfangen kann, wenn sein Herz durch Leiden und Schicksale aller Art geläutert ist.

Spätere Sagen nennen den Sohn des Königs Feirefiß Johannes, und er ward, als der Regent eines Reiches, in welchem die Frömmigkeit den höchsten Grad erreicht habe, noch bis in das 16. Jahrhundert verehrt. Hierher in dieses priesterliche Königreich versetzte auch später die Sage den Gral, als das Abendland nicht mehr würdig war, desselben zu pflegen.

Man hielt Wolfram lange Zeit auch für den Verfasser eines Gedichtes, Loherangrin oder Lohengrin genannt, welches die Geschichte von Parcivals Sohn Lohengrin erzählt. Doch ergab sich später bei näherer Untersuchung aus der bei weitem schlechteren Schreibart, daß Wolfram der Verfasser nicht sein könne. Doch wird die Erzählung des ganzen Gedichtes Wolfram in den Mund gelegt. Die Abfassung dieses Gedichtes fällt ungefähr in das Jahr 1356; der Verfasser desselben ist bis jetzt unbekannt geblieben. Die Sage ist die: Lohengrin oder Loherangrin wird, nachdem er zum kräftigen Helden erwachsen ist, vom Gral einer Herzogin von Brabant zum Beistande in einem von einem Schwan gezogenen kleinen Nachen gesendet. Daher heißt das Gedicht auch zuweilen der Schwanenritter; er befreit sie von ihren Feinden, und da sie wechselseitige Liebe zu einander fühlen, vermählt er sich mit ihr, jedoch unter der Bedingung, daß sie nie nach seiner Herkunft fragen dürfe. Denn eine Inschrift des Grals hatte befohlen, wer, von Parcivals Aufnahme an, künftig aus seiner Schaar andern Ländern zur Hülfe gesandt werde, sollte alle Fragen über seine Herkunft verbieten. Mehrere Jahre lebte Lohengrin mit seiner Gemahlin und im Besitze vieler schönen Kinder glücklich; er verrichtet auch in dieser Zeit als Herzog von Brabant außerordentliche Thaten der Tapferkeit gegen die Feinde Brabants, bis endlich die Herzogin der Neugier nicht länger widerstehen konnte und ihn wiederholt mit Fragen nach seiner Herkunft bestürmte. Er offenbarte ihr alles und verließ sie dann auf immer, vom mystischen Schwan wieder abgeholt.

Wolframs zweites episches Gedicht ist der Titurel; wie schon erwähnt,

gehört es ebenfalls der vereinigten Grals- und Artussage an; es ist nur Fragment geblieben und in der sogenannten Titurelstrophe abgefaßt, einer Nachahmung der Nibelungenstrophe, doch etwas von ihr abweichend, für deren Erfinder Wolfram gilt. Von Simrock haben wir ebenfalls eine treffliche Uebersetzung desselben. Das erste Bruchstück des Titurel schildert die aufkeimende Liebe Schionatulanders und der Sigune, welche, beide noch Kinder, von Gahmuret und Herzeleide erzogen wurden. Bald nachdem sich die beiden bei einem Gespräch über die Minne ihre gegenseitige Neigung offenbart haben, zieht Gahmuret mit Schionatulander nach dem Morgenlande. Schionatulander beginnt dort aus Sehnsucht nach Sigunen zu siechen, und Gahmuret verspricht ihm, als er demselben seine Liebe bekannt, Beistand und Fürsprache. Auch Sigune konnte ihre Sehnsucht vor Herzeleiden nicht verbergen, die ihr gleichfalls Trost zuspricht und ihre Hülfe zusagt.

Das zweite Bruchstück heißt:

„Gardevias“, d. h. hüte der Fährte. Als nämlich Schionatulander zurückgekehrt ist, weilt er mit Sigune in einem Zelt im Walde. Da durchbricht ein Jagdhund, Gardevias, das Dickicht, und wird von ihnen festgehalten. Dieser Hund trägt ein kostbares Halsband, und ein noch reicher geschmücktes zwölf Klafter langes Seil, worauf sich eine Schrift befindet, deren Buchstaben Edelsteine bilden, die mit goldenen Nägeln auf das Seil geheftet sind, deren Inhalt die Geschichte zweier Liebenden ist. Sigune liest dieselbe, während Schionatulander im nahen Bach nach Fischen angelt. Plötzlich reißt der Hund sich los und schleppt das Seil mit, ehe Sigune die Geschichte ausgelesen hat. Vergebens setzt Schionatulander dem Hunde nach, endlich muß er mit, von Dornen, blutig geritzten Füßen und Beinen ohne denselben zu Sigunen zurückkehren. Diese aber wünscht so sehr die Geschichte auszulesen, daß er ihr verspricht, nicht eher zu ruhen, bis er das Seil zurückgebracht habe. Er zieht nun danach aus und erlebt mancherlei Abenteuer.

Hiermit endet das Fragment; aus dem Parcival erfährt man dann das traurige Ende Schionatulanders. Wolframs Titurel heißt der ältere, zur Unterscheidung von einer spätern, ausführlicheren, aber viel unbedeutendern Bearbeitung derselben Sage durch Albrecht von Scharfenberg, von dessen Lebensumständen gar nichts bekannt ist, als daß er etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts, 1270, seinen Titurel dichtete, der der jüngere Titurel genannt wird. Auch dieses Gedicht schrieb man früher, wie Lohengrin, Wolfram zu.

In dem dritten Gedichte Wolframs, dem Willehalm oder Wilhelm von Orange oder Oranse werden die Kämpfe Wilhelms von Orleans mit den Heiden erzählt. Es ist gleichfalls unvollendet geblieben und in kurzen Reimpaaren, dem damals für epische Gedichte gebräuchlichsten Versmaße, abgefaßt. Es gilt in Bezug auf Composition und Gewandtheit des Reimes für das gelungenste epische Werk Wolframs, und leidet auch nicht, wie Parcival, an zu sehr gehäuften Abenteuern, wodurch derselbe oft langweilig wird. —

Gegen das Jahr 1250 ward Wolframs Wilhelm von Orange fortgesetzt von einem aus Schwaben gebürtigen Dichter: Ulrich von Türheim; diese Fortsetzung soll jedoch nach dem Urtheil der Kritik äußerst unbedeutend sein, ebenso eine von einem andern Dichter aus Kärnthen: Ulrich von dem Türlein zwischen 1252 und 1278 verfaßte Vorrede zu Wolframs Wilhelm.

Dieser Wilhelm von Orange, der älteste Sohn des Grafen Narbonne, hatte Arabelle, die Gemahlin des heidnischen Königs Tybolt mit ihrem Willen entführt, und sich, nachdem sie in der Taufe den Namen Gyburc erhalten, mit ihr vermählt. Um die Entführung zu rächen, war Tybolt, dem sich Gyburc's Vater, Terramer, und dessen Bruder, Arofel, angeschlossen hatten, mit zahlreichen Schaaren über Meer gezogen. Die Heiden hatten auf den Ebenen von Alischanz ihr Lager aufgeschlagen und Wilhelm zog ihnen mit 20,000 Mann entgegen. Ein mörderischer Kampf entspann sich hier, in welchem das christliche Heer, trotz der größten Tapferkeit geschlagen wurde, da der Heiden hundert auf einen Christen kamen. Auch Vivian, der Schwestersohn Wilhelms, den er erzogen hatte, ward bei diesem Kampf erschlagen. Nur allein Wilhelm mit vierzehn Rittern blieb übrig. Auf dem Rückzug nach dem Schloß Orange fand Wilhelm Vivians Leichnam, bei dessen Anblick er in rührende Klagen ausbricht, und denselben mitnehmen will; doch verhindern ihn die Heiden, von denen er nochmals angegriffen wird, daran. Auf dem Schloß Orange angekommen, erhält Wilhelm von seinem Bruder, Arnalt von Gironde, Hülfe, und ist so im Stande, die heranrückenden Heiden vollständig zu besiegen. Ganz außerordentliche Dienste leistet ihm dabei ein Knappe Arnalts: Rennewart, von riesenmäßiger Stärke. Derselbe war als Kind von Kaufleuten aus heidnischem Lande gebracht worden, und erregte durch seine Aehnlichkeit mit Gyburc an Wilhelms Hof die allgemeine Aufmerksamkeit; doch gelang es nicht, etwas Näheres über seine Herkunft zu erfahren, da er den Kaufleuten, von denen er geraubt worden war, einen Eid geleistet hatte, Niemanden seine Abkunft zu entdecken. Als die Heiden bei Orange gänzlich geschlagen waren, und den andern Morgen die Todten begraben wurden, entdeckte man erst, daß Rennewart fehle; man suchte vergeblich unter Lebenden und Todten und es erwachte die Besorgniß, daß er gefangen sein möge. Bis hierher geht Wolframs Gedicht nur; in der Fortsetzung von Ulrich von Türheim ist der starke Rennewart, und nicht mehr Wilhelm die Hauptperson.

Ehe wir von Wolfram scheiden, muß noch der in mythisches Dunkel gehüllten Sage vom Wartburgkrieg Erwähnung geschehen; da Wolfram der Haupttheilnehmer an demselben gewesen sein soll. Daß ein solcher Wettgesang auf der Wartburg stattgefunden, wird ebensowenig zu beweisen, wie ganz wegzuläugnen sein. Die Sage läßt diesen Sängerkrieg zwischen 1206—1207 unter der Regierung des Landgrafen Hermann, in Thüringen, auf der Wartburg stattfinden, und nennt als Theilnehmer daran, außer den am Hofe Hermanns einst wirklich verkehrenden, auch andere theils rein erdichtete, theils existirende Dichter; nämlich vor allem Wolfram von Eschenbach, Walther von

der Vogelweide, Reinmar der Alte, dann ein Dichter, der tugendhafte Schreiber genannt, den Einige für Heinrich von Veldecke, Andere für einen höheren Beamten des Landgrafen hielten, der, Dichter und Schreiber zugleich, die poetische Verhandlung niederschrieb. Ferner Bitterolf, über den alle näheren Nachrichten fehlen, Heinrich von Ofterdingen, den Novalis in neuerer Zeit durch seinen geheimnißvollen Roman wieder ins Leben gerufen hat, und schließlich der völlig sagenhafte siebenbürgische Zauberer Klingsor. Diese sieben auf der Wartburg versammelten Dichter sollen nun, erzählt die Sage weiter, Wettgesänge unternommen haben, worin derjenige, der Sieger blieb, ein für allemal für den größten Dichter anerkannt; der Besiegte hingegen auf der Stelle enthauptet werden sollte, zu welchem Zweck der Scharfrichter von Eisenach gegenwärtig sein mußte. Auf Grund dieser geschichtlich sagenhaften Ueberlieferung entstand um 1300 von einem unbekannten Dichter ein wunderbares, dunkles, in zwei Theile zerfallendes Gedicht: „der Krieg von Wartburg" genannt.

Im ersten Theile, worin die Wartburg selbst der Schauplatz ist, und bei dem der Landgraf mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofstaate anwesend sind, fordert Heinrich von Ofterdingen die übrigen Dichter zu einem Gesangstreit über den ruhmwürdigsten Fürsten auf Leben und Tod heraus, und behauptet allein das Lob Herzog Leopolds von Oesterreich gegen den von den andern gepriesenen Landgrafen Hermann. Er ist dem Siege schon nahe, als ein Blick der schönen Landgräfin ihn so verwirrt macht, daß er seinen Gesang nicht fortsetzen kann und nur dadurch sein Leben rettet, daß er sich unter den Mantel der hohen Frau flüchtet und so ihren Schutz erhält. Der Landgraf entscheidet, daß Ofterdingen sich dem Urtheil des berühmten Klingsor aus Ungarland zu unterwerfen habe; wem dieser Unrecht gäbe, der müsse sterben; im folgenden Jahre sollte die Sache entschieden werden. Darauf reist der Landgraf mit seiner Gemahlin nach Paris, Ofterdingen nach Ungarn, um Klingsor zu holen.

In dem nun folgenden zweiten Theile ist der Schauplatz nicht die Wartburg, sondern Wolfram von Eschenbachs Zimmer in Eisenach und die eigentlichen Kämpfer sind nur dieser und Klingsor. Sie legen einander Räthselfragen vor, die alle mystischer Natur sind. Unsterblichkeit, Leben und Tod, Bekehrung von der Sünde, Gottes Offenbarung, Macht, Gerechtigkeit und Gnade sind ihr Inhalt.

Der Streit endet gütlich und Ofterdingen wird im ersten, Wolfram im zweiten als Sieger anerkannt, Niemand aber verlor das Leben. Der erste Theil dieses Gedichtes ist in einer großen, kunstreichen Strophe, dem Tone des Fürsten von Thüringen oder Kaufton genannt, abgefaßt. Die Strophe des zweiten Theils ist einfacher und kürzer, und heißt, mit Beziehung auf Klingsors schwarze Kunst: der schwarze Ton oder Spiegelton. Der Lohengrin ist in derselben Strophe abgefaßt und mögen die beiden Gedichte wohl vom gleichen Verfasser herrühren.

## Wolfram von Eschenbach.

### Aus dem Parcival.

#### Parcivals Eintritt in die Welt.

Der Wirth ließ ihn schwatzen, doch freundlich dann
Nahm seine Hand er und hob an:
Ihr redet, Junker, wie ein Kind.
Führt nicht die Mutter stets im Munde,
Nehmt auch mit Fleiß verständig Kunde
Von andern Dingen, die da sind.
Haltet euch treu an meinen Rath,
Der euch bewahrt vor falscher That.
Vor allem leget nie das Kleid
Der Scham von euch und Sittsamkeit;
Denn auf den Schamentblößten träuft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen. Euer Wesen
Zeigt, daß zum Volksherrn ihr erlesen,
Seid ihr von hohem Stamm geboren,
Seid ihr zu Höherem noch erkoren,
So haltet fest doch im Gemüthe,
Daß ihr Erbarmen stets und Güte
Der Noth, dem Kummerhaften leiht.
Oft wider Noth mit Scham kämpft an,
Ein herbes Loos, der wackre Mann:
Stets seid mit Hülf' ihm gern bereit,
Denn ihm ist übler, als jenen, die gehn
Die Thür zu suchen, wo Fenster stehn.
Und könnt ihr so den Kummer heilen,
Wird Gottes Gnade bei euch weilen.
Verständig seid, sowie im Geben
Auch im Behalten; es zeigt nicht eben
Von hohem Sinn, mit vollen Händen
Das Gut leichtsinnig zu verschwenden;
So wenig, als es Ehre bringt,
Wenn man zu sehr nach Schätzen ringt.
Beachtet immer Maß und Ziel,
Und eines noch: fragt nicht zu viel.
Doch seid auch maulfaul nicht und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen;
Denn in der Rede, im Erzählen,
Gibt sich der Thor und Weise kund.
Mit eurer Kraft sei stets im Bund
Barmherzigkeit. Wen ihr im Streit
Besiegt und fleht er Sicherheit,
Wie schwer er euch auch mochte kränken,
Ihr sollt mit Großmuth sie ihm schenken.
Seid männlich fest und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut;
Und seid den Frauen hold ergeben,
Denn das erhöht des Jünglings Leben,
Gebt nie dem Wankelmuth euch hin,
Das ist der rechte Männersinn,
Euch würd' es, wollt ihr sie bethören,
Nur zu leicht, daß sie euch erhören.
Doch gegen treue Liebe ist
Von kurzer Dauer falsche List."
Der Knab' verneigt ehrfürchtiglich
Vor seinem weisen Meister sich.
Nicht führt er mehr die Mutter nun
Stets auf der Zunge, desto treuer,
Wie's treuem Mann geziemt zu thun,
Nährt er der Kinderliebe Feuer
Im Herzen still.

(Uebersetzt von San Marte.)

### Aus dem Lohengrin.

#### Lohengrins Fahrt nach Brabant.

„Hört, was Herr Lohengrin nun begehrt:
Hin gingen die Fürsten mit ihm zu dem Rosse werth;
Nicht hat das den jungen Fürsten verdrossen.
Mit der Hand er greift nach dem Zügel;
Als er den Fuß wollt' setzen in den Steigbügel,
So kommt ein wilder Schwan dort hergeflossen,
Der zog ein Schiff das Wasser hinauf, das hat ihn Gott gelehrt.
Da sprach zu ihnen Herr Lohengrin:
Nun zieht das Roß wieder zu der Krippe hin:
Ich will mit diesem Vogel, wohin er fährt.

Der Schwan fuhr dem Gestade bei,
In das Schiff trat der junge Held tadelfrei;
Der Vater trug den Schild in seinen Händen,
Er reicht ihn seinem Kinde dar.
Er sprach: Wer nimmt nun aber dein mit Pflege wahr?
Nach Speisevorrath hieß er schnell senden;
Zwei Kannen wurden gleich gebracht mit Cyperwein;
Er sprach: „Ich will dies beides nicht:
Durch den ich fahre, der läßt mich ungepfleget nicht."
Hin fuhr der Schwan mit dem Ritter sein.

Ueber Gottfried von Straßburg, zu dem wir jetzt gelangen, waltet ein tiefes Dunkel; man weiß nur von ihm, daß er ein Zeitgenosse Wolframs, Hartmanns und Walthers von der Vogelweide war, also ungefähr um 1210 lebte, und jung gestorben ist, daß er bürgerlicher Herkunft und aus Straßburg gebürtig war, weßhalb er sich Meister Gottfried von Straßburg nannte. Wie man aus seinen Werken vermuthen kann, besaß er eine gelehrte Bildung und war nächst den drei vorhergehenden Dichtern der bedeutendste dieser Zeit. Er ist sowohl als lyrischer wie als epischer Dichter ein glänzendes Talent. Von seinen lyrischen Gedichten sind nur sehr wenige erhalten: die bedeutendsten davon sind: ein, das Glück der Armuth preisendes Gedicht, und ein Lobgesang auf Maria und Christus, welches seiner Zeit eine große Berühmtheit erlangt hatte, jedoch reicher ist an schönen Bildern, gewählten und feinen Ausdrücken, als an Gedanken und Empfindungen. Ueberhaupt liegt Gottfrieds höchste Kunst mehr in dem glänzendsten Schmuck der Darstellung und in einem unnachahmlichen Zauber der Rede, als in der Tiefe und Fülle seiner Gedanken Er bildet zu Wolfram den größten Gegensatz, dessen Manier er auch gar nicht billigte. Es ist daher erklärlich, daß eine Spaltung des Geschmacks und der Tendenzen unwillkührlich von diesen beiden Dichtern ausging, die auf verschiedenartige Weise den Gipfel des Kunstepos erreicht hatten; und so sehen wir denn im 13. Jahrhundert viele der Dichter entschieden Gottfrieds Tendenz und Art nachahmen, ebenso wie andere mehr die sittlich ernste Tendenz Wolframs festhalten.

Was nun Gottfrieds Hauptwerk, das Epos: „Tristan und Isolte", betrifft, so ist dasselbe ein Gedicht, welches in der schönsten Sprache und reizendsten Darstellung die Glut der irdischen Liebe schildert, dabei aber Zucht, Sitte und Treue dreist verhöhnt. Es ist nach einem, noch in Bruchstücken vorhandenen Gedichte, von Thomas von Britannien, einem französischen Dichter, bearbeitet, in kurzen Reimpaaren abgefaßt, doch unvollendet geblieben, da Gottfried darüber starb. Derselbe schwäbische Ritter, Ulrich von Türheim, der Wolframs Wilhelm von Orange fortsetzte, beendigte den Tristan; doch zeigt er in dieser Fortsetzung ein sehr geringes poetisches Talent, da er nur in ganz trockener Art die Geschichte zu Ende bringt; im 14. Jahrhundert, um 1310 bemühte sich Heinrich von Freiberg, der weit begabter, wie Ulrich von Türheim war, mehr im Style Gottfrieds das Gedicht zu vollenden. Gottfrieds Werke wurden, nebst diesen beiden Fortsetzungen, mehrere Male

herausgegeben. Eine neuhochdeutsche Uebersetzung des Tristan mit hinzugedichtetem Schlusse gab H. Kurz heraus. Ein neuerer Dichter K. L. Immermann bearbeitete diese Sage von Tristan und Isolte gleichfalls, jedoch unabhängig von der Gottfrieds. Der Inhalt der Sage ist in kurzem der: Tristan, ein junger Ritter aus vornehmem Geschlechte, der alle Tugenden des weltlichen Ritterthums in sich vereinigte, da er von Jugend auf in feinem, weltmännischem Sinne erzogen, und in allen ritterlichen Künsten geübt worden war, warb für seinen Oheim Marke um die blonde Isolte, die Königstochter von Irland, deren Mutter Tristan früher von einer vergifteten Wunde geheilt hatte. Auf der Fahrt zu Marke aber trinken Beide, ohne es zu wissen, von einem Liebestrank, den Isolte's Mutter für den Bräutigam bestimmt hatte, und entbrennen sofort in heftigster Leidenschaft zu einander. Isolte wird zwar Marke's Frau, doch unterhält sie mit Tristan, der an Marke's Hof bleibt, ein heimliches Liebesverhältniß, bis Marke es entdeckt und Beide verfolgt. Die Liebenden täuschen ihn vielfach, weilen auch eine Zeit lang, vom Hofe verbannt, zusammen auf einer einsamen Insel in einer Grotte. Alle Thatkraft und jeder Durst nach Abenteuer ist von dem sonst so ritterlichen Tristan gewichen. Endlich kehrt Isolte zu Marke, der sich mit ihr versöhnt hatte, zurück und Tristan zieht in fremde Länder, wo eine andere Isolte, die ihn an seine Geliebte erinnert, seine Frau wird. — Bis hierher reicht Gottfrieds unvollendetes Gedicht. Doch erfährt man aus Ulrichs und Heinrichs Fortsetzung den Schluß der Sage: Da er bei seinem Weib, der schönen Isolt mit den weißen Händen, auch Isolte Weißhand genannt, doch nur an die andere Isolte dachte, so zog er aus, dieselbe wieder aufzusuchen. Auf dieser Fahrt hatte er mancherlei Abenteuer und Kämpfe zu bestehen und in einem derselben erhielt er eine gefährliche Wunde; er sandte nach der blonden Isolte, denn nur sie allein konnte ihn heilen. Doch bei ihrer Ankunft fand sie den Geliebten bereits todt und sie starb bei seiner Leiche. Marke, nun belehrt über den Zaubertrank und daher voll Mitleid mit dem Schicksal der Beiden, ließ sie zusammen in einem Grabe bestatten, und über Isolte einen Rosenstock, über Tristan eine Weinrebe pflanzen, die sich bald so fest verschlangen, daß niemand mehr im Stande war, die beiden Zweige zu trennen.

## Gottfried von Straßburg.

Aus dem Gedichte: „**Von der Armuth**“ (drei Strophen).

Kind, und wollte dich das Glück auch meiden,
Also, daß Gott Armuth gebe dir an Leib und Gute,
Mit Geduld sollst du das gerne leiden,
Und kein Trauern sollst du darum hegen in dem Muthe,
Sollst es Gnade sagen ihm in Herzen und Gedanken,
Laß es nimmer deine Treue kränken:
Sieh, so wahr wird er dir dort die ewige Freude schenken.

Kind, die Armuth, merk es, traut Geselle,
Jeden, der sie willig hat, das magst du wahrlich glauben,

Den bewahrt sie vor der tiefen Hölle;
Leib und Seele kann aus aller Sündenmacht sie rauben.
Armuth ist vor Gottes Zorn die höchste Sühnerinne,
Zwischen Gott und uns fügt sie die Minne,
Die kein Engel fügen kann, das nimm in deine Sinne.

Kind, die Armuth minnete der Hehrste
Und der erste, der je war und ewig ist ohn' Ende.
Armuth war sein Anfang, war das Erste,
Da die süße Mutter ihn gebar in dies Elende:
Armuth litt er Tag und Nacht, arm schied er von hinnen,
Mußt' in Armuth wieder uns gewinnen:
Sieh, auch du mußt minnen sie, willst du der Höll' entrinnen.

(Watterich.)

## Aus „Tristan und Isolte".

### Der Minnetrank.

Als Tristan zu ihr niedersaß
Und redeten dies und das
Von ihrer beiden Dingen,
Er bat ihm, zu trinken bringen.
Nun war da niemand inne
Außer die Königinne,
Denn kleine Jungfräulein;
Die eine sprach: „seht, hier steht Wein
In diesem Fläschelein."
Nein! es war nicht Wein,
Doch glich es ihm sehre:
Es war die schmerzliche Schwere,
Die endlose Herzensnoth,
Von der sie beide lagen todt.
Nun war das ihr aber unbekannt:
Sie stand auf und ging hin zur Hand,
Da der Trank und das Glas
Verborgen und behalten was.
Tristanen, ihrem Meister bot sie das;
Er bot es Isolten fürbaß:
Sie trank ungern und bot den Trank
Nach einer Weile Tristan, und er trank,
Und wähnten Beide, es wäre Wein;
Zu gleicher Zeit trat Brangäne hinein
Und erkannte das Glas
Und sah wohl, von was die Rede was.
So heftig erschrak sie, als sie hereinkam,
Daß es ihr all' ihre Kraft benahm;
Und war recht, als eine Todte war.
Mit todtem Herzen ging sie dar,
Und nahm das unglücksel'ge Glas,
Sie trug es von dannen und warf es
In den tobenden, wilden See.
„O weh mir Armen," sprach sie, „o weh!
Daß ich zur Welt je ward geboren;
Ich Arme, wie hab' ich verloren
Meine Ehre und meine Treue!
Daß es Gott immer reue,
Daß ich an diese Reise je kam!
O, wenn mich doch der Tod eh nahm,
Eh' ich zu dieser unglücklichen Fahrt
Mit Isolten je beschieden ward.
O weh! Tristan und Isot,
Dieser Trank ist euer beider Tod."
Nun daß die Maid und der Mann,
Isolt und Tristan,
Den Trank getrunken beide da,
Sogleich das Unglück an ihnen geschah.
Minne, aller Herzen Nachstellerin,
Schlich in beider Herzen hin;
Ehe sie es wurden gewahr,
Stieß sie ihre Siegesfahne dar,
Und zog sie beide in ihre Gewalt.
Sie wurden eins und einfalt
Die zwei, und zweifalt waren eh:
Nicht war da meh
Zwiespalt unter ihn'n:
Isoltens Haß, der war dahin.
Die Sühnerin Minne,
Die hatte der beiden Sinne
Vom Hasse so gereinigt,
Mit Liebe so vereinigt,
Daß jedes dem andern was
Klar und hell wie ein Spiegelglas.
Sie hatten beide ein Herz,
Sein Kummer war ihr Schmerz,
Sein Schmerz war ihr Kummer;
Uebereinstimmend waren sie sehr
In Liebe und in Leide,
Und hehlten sich's doch beide.

Nach diesen genannten Heroen der ritterlichen Poesie gelangen wir zu den weniger hervorragenden Minnesängern, deren Zahl jedoch bedeutend ist. Einzelne von ihnen haben sowohl in der lyrischen, wie epischen Poesie immer noch Gelungenes, sogar manchmal Bedeutendes geleistet; doch lehnen sich dieselben dann meist an die Dichtungen der vorhergenannten an. Unter diesen nennen wir zuerst die epischen Dichter, da bei ihnen das Anlehnen an ihre großen Vorbilder am deutlichsten ist.

Herr Wirnt von Gravenberg oder Gräfenberg, ein fränkischer Ritter aus dem kleinen Städtchen Gräfenberg bei Nürnberg gebürtig; im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts geboren, diente er wahrscheinlich als Edelknabe am Hofe Bertholds, Grafen von Meran, bei dessen Tode im Jahre 1206 er, nach seiner eignen Angabe, gegenwärtig war. Weitere Nachrichten über seine Lebensverhältnisse fehlen; nur berichtet Konrad von Würzburg, der ihn zum Mittelpunkte eines allegorischen Gedichtes macht, über ihn, daß er ein angesehner, wohlhabender und feingebildeter Ritter war, der im Jahre 1228 das Kreuz nahm, und im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen sei.

Wirnt von Gravenberg war, wie sich aus der Jahreszahl ergibt, ein Zeitgenosse Hartmanns und ahmte diesen in seinem ersten und wahrscheinlich auch einzigen Gedichte: „Wigalois" oder nach seinem Helmschmucke, der Ritter mit dem Rade, nicht ohne Glück nach; nur steht er darin weit hinter demselben zurück, daß er eine Anzahl von Abenteuern aufeinander häuft, die nur dazu dienen, das Gedicht länger, aber nicht besser zu machen. Er ließ sich die Geschichte Wigalois von einem Knappen nach einem französischen Gedichte erzählen, da er des Lesens nicht kundig war; und verfaßte nach dieser Erzählung sein Epos. Dasselbe ist, gleich den meisten epischen Gedichten aus dieser Zeit, in kurzen Reimpaaren abgefaßt, und fand nicht allein bei seinen Zeitgenossen großen Beifall, sondern war auch ein Lieblingsbuch der späteren Jahrhunderte; 1492 erschien eine prosaische Bearbeitung desselben, die mehrere Auflagen erlebte und im 17. Jahrhundert wurde es in jüdisch-deutsche Reime gebracht.

Es entnimmt den Stoff aus dem Artussagenkreise, und erzählt die vielfachen ritterlichen Fahrten und Abenteuer des jungen Helden Wigalois, Gaweins Sohn; Gawein war einer der tapfersten Ritter der Tafelrunde und König Artus Neffe.

### Wirnt von Gravenberg.

### Aus Wigalois.

#### Wigalois Kampf mit Roaz.

Roaz, der ging gewaffnet vor,
Recht wie ein Riese er da stand;
Ein Schwert trug er in seiner Hand,
Also scharf war dessen Schneid,
Daß jedem damit der Tod war bereit.
Ein Schild er zum Schutze trug,
Da hatte ein Mann dran genug
Zu tragen auf seinem Rücken;
Es wäre zu einer Brücken
Stark genug gewesen über einen Bach;
Daran man gemalet sach,
Wie der Herr wollte,
Von Azur und von Golde
Einen Drachen fürchterlich.
Eine Erhöhung war von Golde reich
Und von Gestein darauf geschlagen;

Die mochte er mit Ehren tragen.
Zum Streite war er wohl bereit:
Einen Harnisch hat er angeleit
Ueber ein weißes Panzerhemde,
Von Heiden gemacht aus der Fremde.
Mit Gold waren gelegt darein
Rubin und manch edle Stein;
Besonders glänzend war der Schein
Von Saphir und Beryllen.

Meister Otto. Von diesem Dichter ist nichts weiter bekannt als der Name, den er in seinem Epos: „Eraklius", aus dessen ganzer Haltung unzweifelhaft hervorgeht, daß es im 13. Jahrhundert abgefaßt ist, angibt mit dem Zusatze, daß er ein gelehrter Mann sei. Das Gedicht, nach einem französischen Vorbild bearbeitet, in kurzen Reimpaaren abgefaßt, gehört nächst den Werken Hartmanns, Wolframs und Gottfrieds zu den bedeutendsten Erscheinungen der Zeit, und lehnt sich, was die Zartheit der Behandlung und die Gewandtheit des Ausdrucks betrifft, an Gottfrieds Werke an.

Aus keinem der bekannten Sagenkreise ist der Stoff entnommen, sondern es ist eine selbstständige, in zwei Theile zerfallende Erzählung; der erste Theil berichtet die Jugendgeschichte des Eraklius und seine Erlebnisse am Hofe des Kaisers Fokas. Eraklius war ein, zur Zeit des Kaisers Fokas in Rom geborener Knabe, dem von Gott die Gabe verliehen ward, die Natur der Steine, die Tüchtigkeit der Pferde und das Gemüth der Frauen zu erkennen. Als sein Vater starb, verwendete seine Mutter all' ihre Habe zu milden Stiftungen zum Seelenheil ihres Gatten. Dadurch gerieth sie in bittere Armuth, und sah sich genöthigt, nach damaliger Sitte ihren Sohn zu verkaufen und selbst in ein Kloster zu gehen. Der Truchsässe des Kaisers, der von den seltenen Gaben des Knaben gehört hatte, kaufte ihn für tausend Goldstücke, und als ihm der Kaiser darüber Vorwürfe machte, bat Eraklius, ihn auf die Probe zu stellen. Es wurden daher alle Bürger Roms aufgefordert, ihre sämmtlichen Edelsteine auf den Markt zu bringen. Eraklius untersuchte sie, fand aber keinen, der ihm gefiel, bis er endlich noch einen ganz unscheinbaren bemerkte, den ein armer Mann feil hielt, der ihn auf der Straße gefunden; er kaufte denselben für vierzig Mark, obgleich der Verkäufer nur sechs Pfennige gefordert hatte und da nun Alles über Eraklius spottete, ließ er sich mit dem Stein in die Tiber senken, und kam, nachdem er so lange darin gewesen war, als jemand braucht, um zwei Meilen zu gehn, lebend und gesund wieder heraus; ebenso aus einem großen Feuer, aus welchem auch der Kaiser wieder unverletzt hervorkam, als er mit dem Stein in der Hand in dasselbe trat. Eben so glänzend bestand er die Probe, die Tüchtigkeit der Pferde zu erkennen, und ward von nun an der Liebling des Kaisers, der ihm, als er sich vermählen wollte, auftrug, die reinste und keuscheste Jungfrau für ihn auszusuchen. Alle Lehnsfürsten wurden mit ihren Töchtern, Schwestern und Nichten nach Rom entboten, damit er sich aus diesen Jungfrauen eine Gemahlin wähle; doch fand Eraklius keine, die des Kaisers würdig gewesen, denn keine war ohne Fehl. Auf dem Heimwege von dieser Schau erblickte er ein schönes Mädchen, Athanais, und erkannte sogleich, kraft seiner Gabe, daß dieselbe rein und von edlem Gemüthe war. Ihres

niedrigen Standes ungeachtet nahm der Kaiser sie zur Gemahlin, und lebte mit ihr in ungetrübtem Glück, bis er wegen eines Kriegszuges das Reich verlassen mußte, und sie, trotz Eraklius Warnungen, in einen festen Thurm verschließen ließ, um ihr jede Untreue unmöglich zu machen. Doch dieses Mißtrauen ihres Gemahls, dazu die Einsamkeit, erfüllten sie mit Unmuth gegen denselben und verleiteten sie zum Treubruch. Die Römer feierten alle Jahre ein großes Fest, bei welchem der Kaiser oder in dessen Abwesenheit die Kaiserin gegenwärtig sein mußte; da dieses Fest gerade in die Zeit der Abwesenheit des Kaisers fiel, so mußte Athanais für diese Tage den Thurm verlassen. Auf dem Festplatze bemerkte sie einen Jüngling, Parides, der durch seine Gewandtheit und Schönheit die Bewunderung und bald die Liebe der Kaiserin gewann. Auch Parides wurde von Liebe zu ihr ergriffen, und durch die Mutter desselben und eine alte Frau, Namens Morfea, denen Parides seine Liebe gestanden hatte, wurden Zusammenkünfte der Liebenden veranstaltet.

Als Kaiser Fokas mit Eraklius heimkehrte, erkannte dieser sogleich, was während ihrer Abwesenheit vorgegangen war, und theilte es, seiner Pflicht gemäß, dem Kaiser mit. Athanais gestand auch auf des Kaisers Frage ihre Schuld demüthig ein, und wollte gerne dieselbe büßen, nur um Schonung des Geliebten bat sie. Auch dieser, der herbeigeführt ward, legte ein offenes Geständniß ab, und bat seinerseits nur um Gnade für Athanais. Doch der Kaiser verdammte beide zum Feuertod, und nur Eraklius Bitten, der dem Kaiser vorstellte, daß er durch sein Mißtrauen ja erst seine Gemahlin auf böse Gedanken gebracht habe, erretteten sie. Auf seinen, von den Fürsten unterstützten Rath ließ sich Fokas von Athanais scheiden, und gab sie dem Parides zum Weibe, mit welchem sie in Niedrigkeit und Armuth glücklicher lebte, als im kaiserlichen Schloß.

Der zweite Theil des Gedichts, der bei weitem unbedeutender ist, erzählt die Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes durch Eraklius, der nach Fokas Tod zur Kaiserwürde erhoben worden war.

## Meister Otto.

### Aus „Eraklius“, — Athanais Geständniß.

Als der Kaiser Fokas
Mit seinen Mannen vor sie ging,
Ehrerbietig sie ihn empfing:
„Willkommen, Herre mein!“
„Frau, das mag wohl sein.“
Sie wollte ihn küssen und näher gehen,
Frau, ihr sollt stille stehn,
Und sollt mir nicht sprechen zu.“
„Es ist meine Pflicht, daß ich thu
Was euch gefalle.“
Die Fürsten schwiegen alle.
„Unselig Weib, böse Haut,
Sagt, wo ist euer Geselle traut,
Den Ihr zum Freunde habt erkoren?
Durch ihn habet ihr verloren
Seele, Ehre und Leben.
Es wird euch nicht so leicht vergeben,
Des seid sicher beide.
Eure Lieb zergeht mit Leide
An diesem Tage, heute
Heiße ich meine Leute,
Euch brennen oder steinen.“ —
Die Frau begann zu weinen,
Und sah betrübt hernieder;
Sie sprach: „nicht red' ich dawider,
Was ihr mir thut und that.

Unsrer beider Missethat
Sollt ihr an mir alleine rächen!
Man soll durch mich stechen
Ein scharf schneidend Schwert,
Wohl bin ich das werth.
Oder brennen auf der Hürde,
Wie mir dann würde,
Verdient hätt' ichs alleine." —
„Ja, ihr viel Unreine,
Wo war euer Sinn hinkommen;
Um was hätt' ich euch genommen
Aus eurer Armuth,
Als weil ihr wart gut?
Gar übel ist geschehn meinem Leben,
Der Ehre habt ihr euch begeben,
Daß euch Gott nun gebe Leid." —
„Es ist meine Unseligkeit,"
Sprach die Frau hehre,
„Was soll ich sagen mehre?
Nicht habt ihr daran verloren.
Faul Fleisch und Korn
Soll man werfen vor die Schwein',
Dem mag ich wohl gleich sein,
Heißet mich lebendig begraben,
Nur laßt ihn sein Leben haben!
Man soll ihn das genießen lan.
Er hat nichts Uebles gethan;
Die Missethat ist mein allein,
Wollet ihm, um Gott, gnädig sein."
Fokas, der Kaiser,
Sprach da zornig weiter:
„Saget schnell, wo ist der Mann,
Der die Kühnheit je gewann,
Daß er euch dürfte minnen?
Hierher muß man ihn bringen,
Nicht Befreiung kann ihm werden!"
„O laßt ihn, Herr, genesen,
Und nehmt nur mir den Leib!"
„Ja, ihr unselig Weib,
Saget schnell, wo er sei?
Ist er irgend hier bei,
Oder draußen in der Stadt?"
„So thut, wie ich euch bat:
Laßt ihn genesen und sterben mich!"
„Bei Gott, Frau, das thu' ich nicht!"
Die Fürsten sprachen alle:
„So thut, wie euch gefalle,
Doch wisset, daß ihr unrecht thut:
Nicht also ist es gut:
Laßt uns den Mann erkennen."
„Soll ich ihn offen nennen?"
„Ja, Frau!" „O, weh mir des!
Es ist, sprach sie, „Parides,
Der schöne und der gute;
Gott nehm ihn in seine Hute,
Wie es auch mir ergeh."

Rudolph von Ems, aus Hohenems im österreichischen Vorarlberg gebürtig, ein Dienstmann des Grafen von Montfort. Von seinen Lebensumständen ist nur bekannt, daß er schon im Jahr 1220 dichtete, also wohl zu Ende des 12. Jahrhunderts geboren ist, und um 1254 in Italien starb, wohin er wahrscheinlich den Kaiser Konrad IV. begleitet hatte. Er besaß für einen Ritter aus der damaligen Zeit seltene und mannigfaltige Kenntnisse, besonders war er mit der deutschen Literatur genau bekannt, und ist für dieselbe nicht allein durch seine eignen, zahlreichen Werke von Bedeutung, sondern auch durch die Nachrichten, die er in zwei seiner Gedichte über andere frühere oder gleichzeitig mit ihm lebende Dichter gibt.

Rudolph war ein Verehrer und Nacheiferer Gottfrieds, und wenn ihm auch die hohe, poetische Kraft desselben abging, so war er doch einer der bedeutendsten Epiker aus dieser Zeit, besonders gelingen ihm Schilderungen der inneren Seelenzustände seiner Personen. —

Wir besitzen noch von ihm fünf größere Dichtungen, doch sind wenigstens eben so viele verloren gegangen; darunter eins von der Bekehrung des heiligen Eustachius und eine Geschichte des trojanischen Krieges. Die uns erhaltenen sind:

1. Barlaam und Josaphat. 2. Der gute Gerhard. 3. Wilhelm von Orleans. 4. Alexander der Große. 5. Eine gereimte Weltchronik.

Die letzten drei sind bis jetzt nur bruchstückweise bekannt, und stehen an poetischem Werthe den beiden andern bedeutend nach. Die Weltchronik, während deren Abfassung er starb, reicht nur von Erschaffung der Welt bis zu Salomos Tod, und bildet die biblische Geschichte den Hauptbestandtheil derselben, doch sind den einzelnen Abschnitten auch die Geschichten der heidnischen Völker angefügt. Sie stand zu seiner Zeit in hohem Ansehen, und fand später mehrere Fortsetzer, unter deren Bearbeitung sie jedoch sehr verunstaltet ward.

Alexander der Große ist ebenfalls unvollendet geblieben; es erzählt das Leben und die Thaten Alexanders, und ist nebst dem „Wilhelm von Orleans", welches die Geschichte Wilhelm des Eroberers erzählt Rudolphs schwächstes Werk. In diesen beiden Gedichten finden sich die Stellen, worin er die Dichter der damaligen Zeit erwähnt; er nennt darin unter andern: Veldecke, Hartmann, Wolfram, Gottfried, Ulrich von Zazikhoven, Wirnt von Grafenberg, Konrad von Fußesbrunnen, Konrad Flecke, der Stricker u. s. w. Auch von sich selbst spricht er darin, doch mit außerordentlicher Bescheidenheit. Die bedeutendsten seiner Werke sind die Erzählung: „Der gute Gerhard", wahrscheinlich nach einem lateinischen Buche bearbeitet, und die Legende: „Barlaam und Josaphat", zwischen 1220—1223 nach einer ebenfalls lateinischen Quelle gedichtet. Er bearbeitete diese Legende, wie er im Eingange zu derselben selbst sagt, gleichsam zur Buße für seine früheren, weltlichen Gedichte; zugleich aber auch zur Mahnung an alle Sünder, sich zu bekehren. Der Inhalt des „guten Gerhard" ist der:

Kaiser Otto der Große war weise, gerecht und fromm, mild gegen die Armen und freigebig gegen die Kirche, und glaubte dadurch genug gethan und den Himmel verdient zu haben. Einst hörte er vom Himmel eine Stimme, die ihn wegen seiner Werkheiligkeit tadelte, und ihm sagte, um den himmlischen Lohn zu verdienen, hätte er seine guten Werke in dem Sinne verrichten müssen, wie der gute Gerhard, ein kölner Kaufherr. Kaiser Otto zog nun selbst nach Köln, um den guten Gerhard zu sehen und zu sprechen. Gerhard antwortete dem Kaiser zuerst ausweichend; doch dieser drängte ihn so lange, bis er seine Lebensgeschichte jedoch mit der größten Bescheidenheit erzählte, wobei er Gott bat, es ihm nicht als Ruhmredigkeit auszulegen. Er habe, erzählt er nun, in seiner Jugend nur nach Reichthum gestrebt, und sei daher in alle fernen Länder gezogen, um großes Gut zu erwerben. Auf einer dieser Fahrten sei er in ein heidnisches Land gekommen, dessen Fürst englische Ritter und norwegische Jungfrauen, darunter eine Königstochter, die ein Sturm in dieses Land verschlagen hatte, in Gefangenschaft hielt, ihm aber dieselben gegen die ganze Ladung seines Schiffes überlassen wollte. Lange sei er schwankend gewesen, bis ihn ein Engel im Traum an des Herrn Gebot, den Armen und Unglücklichen beizustehen, erinnert habe; da habe er sein reiches Gut für die armen Gefangenen hingegeben und sie alle in ihre Heimath befördert; nur die Königstochter mit sich nach Köln genommen und sie Jahre lang bei sich behalten in der Hoffnung, daß ihr Gemahl, der junge,

englische König Wilhelm, der sie sich aus Norwegen geholt hatte, sie abholen würde. Da dieser jedoch nichts von sich hören ließ, verlobte er sie mit seinem Sohne und als eben die Vermählung stattfinden sollte, erschien König Wilhelm und gab sich zu erkennen. So schmerzlich es ihm auch war, seinem Sohne die geliebte Braut wieder zu nehmen, so vereinigte er doch die lang Geschiedenen sogleich wieder, und führte sie auf seine Kosten nach England. Dort angekommen, wollten ihn die von ihm befreiten Ritter zum Könige wählen, da sie ihren Herrn für todt hielten; doch er bedeutete ihnen, daß König Wilhelm lebe und führte ihnen denselben mit seiner Gemahlin zu. Man habe ihn, schließt Gerhard die Erzählung, reichlich beschenken wollen, doch habe er nichts als einen Ring für seine Frau angenommen. Und um dieser That willen habe man ihn, unverdienterweise, den guten Gerhard genannt. Der Kaiser, der von Gerhards Erzählung tief ergriffen war, kehrte nach Magdeburg zurück, und that Buße wegen seiner Werkheiligkeit, wohl einsehend, daß man das Gute nur um des Guten und Gottes willen thun dürfe, wenn es in der That gut sein solle.

„Barlaam und Josaphat", dem die Idee der Verherrlichung des christlichen Glaubens allen andern Religionen gegenüber, zu Grunde liegt, erzählt die Bekehrungsgeschichte des heidnischen Königssohns Josaphat zum Christenthum, und ist untermischt mit mannigfaltigen, glücklich eingeflochtenen kleinen Erzählungen, wie z. B. die Geschichte von dem Mann in der Grube, die einer unserer neuern Dichter, Rückert, so vortrefflich bearbeitet hat. Der Inhalt der eigentlichen Legende ist:

Avernier, ein mächtiger König in Indien, verfolgte die Christen mit wildem Hasse, und ließ seinen erst spät gebornen Sohn Josaphat in einem einsamen Palast von den weisesten Meistern erziehen, um ihn vor allen Einflüssen des Christenthums zu bewahren, da ihm prophezeit worden war, daß derselbe sich taufen lassen würde. Doch alle Maßregeln Averniers waren vergeblich; denn als Josaphat endlich in die Welt eingeführt ward, war er voll Zweifel und Unruhe in seinem Herzen, die durch die heidnischen Weisen nicht beschwichtigt werden konnten. Doch als der christliche Einsiedler Barlaam erschien, und ihn in die Lehren des Christenthums einweihte, ward es ruhig und friedvoll in seiner Seele. Er ließ sich taufen, und alle Veranstaltungen des Königs, Josaphat wieder zu seinem Glauben zurückzuführen, scheiterten nicht allein, sondern führten noch viele Heiden dem christlichen Glauben zu, so ein Wettstreit über die Wahrheit der christlichen Religion, ebenso des Zauberers Theodas Verführungskünste. Als Avernier sah, daß alles nichts fruchtete, entschloß er sich, sein Reich mit dem Sohne zu theilen, der in seinem Gebiete das Christenthum verbreitete, und in allen seinen Unternehmungen glücklich war, während sein Vater im heidnischen Lande die größten Unglücksfälle erlitt, was denselben endlich bewog, sich selbst taufen zu lassen und seinem Sohne das ganze Reich zu übergeben. Bald darauf starb Avernier, Josaphat legte die Krone nieder und zog in die Wüste zu seinem alten Lehrer Barlaam. In Indien, wohin nach beider Tod die Leichname gebracht worden waren, geschahen an ihren Gräbern viele Wunder.

## Rudolph von Ems.

### Aus „dem guten Gerhard", Gerhards Zweifel, ob er die Gefangenen erlösen solle.

Mit Urlaub ich da von ihm schied,
Mein Herz mir mancherlei rieth,
Nun so, nun so, nun her, nun hin.
Zuletzt kam mir in den Sinn,
Daß ich Gott um Rath bäte,
Wie ich wohl am besten thäte,
Daß er in das Herze mein
Sende, nach der Huld sein,
Daß mir zu Sinne käme,
Ob es ihm wär genehme,
Daß ich die Armen löste
Von solchem Untröste.
Mit diesem Zweifel war bedacht
Mein Herz bis gegen Mitternacht,
Ob ich sie lösen sollte, um Gott,
Ob das wäre sein Gebot.
Von Herzen ich Gott anrief,
Und mit dem Gedanken entschlief:
Ob es Almosen wäre,
Oder obs vergeblich wäre
Da ich in solchem Zweifel lag,
Und mein des Schlafes Süße pflag,
Da kam ein Engel und weckte mich,
Es dünkte mir, daß, erwachte ich,
Nicht konnte ihn mein Auge sehn,
Trotz allem meinem Umherspähen:
Mein Herz ihn in dem Schlafe sah.
Im Traume er zu mir sprach;
Mich dünkte, daß er mich rief an
Und zweimal meinen Namen nannt:
„Gerhard, wache! schläfest du?
Gott gar sehr zürnt dir nu,
Daß du so weise Sinne hast,
Und doch so wenig dich verstahst
Zu Gottes rechter Weisheit.
Dein Herz einen Zweifel hegt,
Der gegen deinen Schöpfer ist.
Der süße Gott, der reine Christ,
Mit eignem Munde er doch sprach,
Da man ihn in der Welt sach
In menschlicher Gestalt gehn:
Was einem Armen wird geschehn
Zu gut, wenn es um meinetwillen geschicht,
Der thut mir gut, dem Armen nicht.
Ich bin der Arme! wo man sieht
Den Armen, was ihm geschieht
Zu gute, das ist mir gethan.
Durch den tröstlichen Wahn
Sollst du nun ohne Zweifel leben,
Dir selbst ein festes Herze geben.
Es war von dir ein thörichter Wahn,
Daß du verloren wähntest han
Irgend eine Gutthat.
Nun habe festen Herzens Rath;
Denn Gutthat nie noch ward verloren,
Die, Gott zu dienen, wird erkoren.
Um wessentwillen du löstest
Die Armen und sie tröstest,
Der wird den Lohn auch geben dir.
Thu'st du's um Geld, sie bezahlens dir;
Thu'st du's aber um Ehre,
Man lobt dich desto mehre.
Thu'st du's um Gottes Gebot,
So wisse, daß dir Gott
Gibt darum zum Lohne
Die immerwährende Krone!"
Da der Engel dies sprach,
Meinen Schlaf ich abbrach,
Und wollt' ihn sehen, da war er hin.
Da ich erwachet war durch ihn,
Da lobte ich Gottes Güte,
Daß er in mein Gemüthe
Nach seiner Huld mir sandte,
Daß ich das Rechte erkannte."

Konrad von Fußesbrunnen, ein Dichter, von dem gleichfalls nichts als der Name bekannt ist. Ob der Ort Fußesbrunnen, nach welchem er sich genannt hat, in der Schweiz oder in Oesterreich liegt, ist mit Bestimmtheit bis jetzt noch nicht festgesetzt. Daß er ein Zeitgenosse Rudolphs von Ems war, geht aus dessen Nachricht über ihn hervor, auch zeugt dafür die ganze Haltung seines Epos; man vermuthet, daß er ein Geistlicher gewesen, wegen seiner genauen Kenntniß der biblischen Bücher und der lateinischen Sprache. Sein Gedicht, „die Kindheit Jesu", gehört zu den besseren

Legendendichtungen der damaligen Zeit. Es beginnt mit der Heimführung Marias durch Joseph und erzählt außer dem, was die Bibel von Maria und dem Christuskinde berichtet, die mannigfaltigsten Wunder, die der Knabe schon als Kind gethan. So zähmte und bändigte er auf der Flucht nach Egypten Drachen und Löwen, gebot in einer dürren Heide, durch welche sie zogen, einem einzeln dastehenden, mit Früchten beladenen Baum, sich hernieder zu neigen, daß alle von seinen Früchten sich laben konnten; dann wieder wurde durch seinen Anblick ein Räuber, der sie hatte umbringen wollen, bekehrt; ferner spielte er mit wilden Thieren, machte aus Lehm gebildete Vögel lebendig und dergleichen mehr. Ungefähr bis zu seinem zehnten oder zwölften Jahre begleitet das Gedicht den Herrn Christus.

### Konrad von Fußesbrunnen.

### Aus „der Kindheit Jesu".

#### Die Bekehrung des Räubers durch Christus Anblick.

Der die Israeliten
Bei Pharao's Zeiten
Aus Egypten leitete,
Und ihnen trockenen Weg bereitete,
Durch das wilde Meer,
Und ihrer Feinde Heer
Darin ließ bleiben todt,
Und der das himmlische Brod
In der Wüste regnen ließ,
Und aus dem harten Stein hieß
Lauteres Wasser rinnen,
Der ließ auch den Räuber werden inne
Seiner Erbarmung Ursprung:
Der vorher so mörderliche Dinge
In seinem Herzen brüt'te,
Den kehrt er nun zur Güte.
Als er sich wieder umsach,
Zu Joseph er da sprach:
„Lieber Herr, gehabt euch wohl;
Meines Zornes ich vergessen soll.
Ihr seid arme Leute;
Drum will ich heute
Gern alle Beute verlieren
Und euch mit in mein Haus führen.
Geht zu dem Kinde
Und tröstet euer Gesinde:
Daß ich ihres Gutes nicht begehr'.
Gehet gemach nach mir her,
Ich will vor euch gehn die Wege,
Und achte, daß ich eurer pflege,
So gut ich immer kann.
Fort ging nun der Mann
Und sprach zu seinem Weibe:
„Bezeige bei deinem Leibe
Und so lieb ich dir sei,
Den Leuten Gutes, die nah sind hier bei,
Und mir nachkommen herein;
Sie wollen heute bei uns sein.
Was ihnen auf der Heide
Geschehen ist zu Leide,
Wollen wir ihnen vergüten.
Fege das Haus, des Feuers hüte,
Bereite auch Speise genug zu
Und alles, was du kannst, das thu',
Ich will dir's bas belohnen,
Zieh' dich an und schmück' dich schöne.
Es mögen wohl edle Leute sein.
Sie führen mit sich ein Kindelein,
Wie nie so schönes ein Weib trug,
Auch wonniglich genug
Ist des Kindes Mutter.

#### Der auf Christus Befehl sich neigende Baum.

Noch größer Wunder ich euch sage.
Sie kamen an dem vierten Tage
Auf ein breit Gefilde
Wüst und wilde.
Das Wasser da gar selten was,
Sie fanden weder Laub noch Gras,
Was ihnen Nutzen brächte,
Oder was das Vieh essen möchte;
Es war verbrannt allzumal
Von der glühenden Sonne Strahl.
Dessen war traurig ihr Sinn.
Da sahen sie fern von sich hin
Einen Baum gar hoch.
Das Gesinde da des Endes zog,

Denn er barg gar süßen Schatten,
Von dem Ruhe hofften die Matten.
Da sie sich nach ihrer Arbeit
Darunter hatten geleit,
Die Luft gefiel ihnen sehr wohl:
Der Baum war schönes Obstes voll.
Frau Maria auf zu dem Baume sach,
Zu Joseph sie da sprach:
„Möchtest du beginnen,
Des Obstes mir gewinnen,
Ich äße es gern, es lüstet mich.“
Er sprach: „Frau, es ist unmöglich,
Der Baum so glatt und hoch ist,
Daß weder ich noch mein Knecht zu dieser Frist
Heraufzusteigen begehre;
Mich bekümmert noch viel mehre
Die große Noth um unser Vieh,
Was ich von Durst sterben seh':
Das ist ein Jammer und eine Noth.“
Das Kind stand auf und gebot
Dem Baume, daß er neigte sich.
Er sprach: „Mutter, nun steh auf und brich
Des Obstes, soviel dir gefalle.“
Joseph und die Seinen alle,
Die darunter saßen,
Die brachen und aßen,
So viel sie essen wollten.
Dann noch ließ der Baum seine Tolden
So lange an der Erde schweben,
Bis ihm Urlaub ward gegeben:
Dann richtete er sich auf und stand wie eh.
Das Kind sprach: Baum, wir wollen noch meh
Deiner Wurzel genießen:
Laß uns daraus Wasser fließen,
Klares Wasser und kalt.
Des Kindes göttliche Gewalt
Wurde völlig klar daran:
Ein Brunnen von dem Baume rann,
So groß, er triebe wohl ein Rad.
Nun blieben sie an der Statt'
Die Nacht bis an den Morgen,
Sie wurden mancher Sorgen
Entladen von dem Kinde. —

Ein anderer Dichter: „Bruder Philipp“, ein Mönch aus dem Karthäuserorden, der vermuthlich um dieselbe Zeit wie Konrad von Fußesbrunnen, in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, verfaßte ein ähnliches Gedicht wie jener: „Das Leben der heiligen Jungfrau Maria“, welches zugleich eine ausführliche Geschichte Christi enthält, und dieselben Wunderwerke des Christuskindes berichtet. Wahrscheinlich hatten beide Dichter dieselbe Quelle, ein lateinisches Werk, und mochte wohl Philipp Konrads Gedicht gekannt und benutzt haben. Wenn er auch demselben weder an poetischem Talente, noch an Sprachgewandtheit gleichkommt, so verdient doch sein Gedicht schon deshalb die größte Aufmerksamkeit, weil die herzlichste Frömmigkeit aus demselben spricht; auch ist es in gemüthlicher, naiver Weise erzählt, wie das angeführte Bruchstück von dem auf Christus Gebot hervorquellenden Wasser und dem sich herniederneigenden Baume beweist:

Eines Tages war ihnen zerronnen
Das Wasser, und keinen Bronnen
Sie fanden, da sie von haben
Mochten Wasser und sich laben.
Lange sie gingen und ritten,
Großen Durst sie alle litten,
Beides, Menschen und Vieh;
In der Noth nicht lange ließ sie
Gott vom Himmel, ihr Geleite:
Sie sahen fern auf einer Heide
Einen Baum, lang und hoch;
Davon wurden sie alle froh.
Sie begannen dahin zu gehn,
Wo sie den Baum sahen stehn:
Ein Palmbaum derselbe was.
Sie fanden auch da grünes Gras
Unter des Baumes Schatten.
Sie begannen da zu entladen
Die Esel von ihrer Bürde Last
Und setzten nieder sich zur Rast;
Sie ließen auch ihr Vieh da essen.
Da sie waren alle gesessen,

Jesus, das liebe Kindelein,
Saß auf dem Schooß der Mutter sein.
Er beugte sich nieder von dem Schooß,
Mit seinem Finger er stoßt
In die Erde durch das Gras,
Wo er mit seiner Mutter saß.
An dem Platz ein Bronnen entsprang,
Und Wasser aus der Erde drang:
Derselbe Bronnen zu Thale floß,
Das nahm sie alle Wunder groß:
Sie lobten Gott vom Himmelreich
Ueber das Zeichen wonnereich.
Mit großen Freuden tranken sie,
Und tränkten auch dabei das Vieh,
Und ihren großen Durst vertrieben,
Dem sie wären bald unterliegen.
Der Baum, da sie untersaßen,
Der war lang aus der maßen,
Der hing süßen Obstes voll,
Das war reif und schmeckte wohl:
Datteln ist die Frucht genannt,
Die Frucht führt man in fernes Land.
Maria hob ihre Augen auf
Und sah die Frucht hängen zu Hauf,
Und dachte still in ihrem Herzen,
Ob ihr des Obstes möchte werden,
Denn sie es gerne möchte haben,
Ihr liebes Kind damit zu laben.
Jesus, das heilige Kindelein,
Wohl der reinen Mutter sein
Wunsch erkannte, denn er war Gott.
Demselben Baume er gebot,
Daß er sich zur Erden neigte,
Vor seiner Mutter Schooß sich beugte,
Daß sie des Obstes so viel nähme,
Als sie wollte, und ihr zukäme.
Der Baum sogleich sich neigte
Mit Gehorsam, er erzeigte,
Daß dasselbe Kind wäre
Aller Kreatur Herre.
Da Maria das sach,
Mit Freuden sie die Frucht abbrach;
Die andern gleich ihr alle
Pflückten mit Jubel und Schalle.
Desselben Obstes sie ein Theil aßen,
Ein Theil behielten für auf die Straßen,
Daß sie noch möchten haben
Davon um sich zu laben.
Da sie gepflücket, was sie wollten
Und damit ihre Säcke füllten,
Jesus das liebe Kindelein
Dem Baume gebot, daß er die Aeste sein
Aufrichte und wüchse wie eh,
Und trüge seiner Früchte meh.
Die Nacht sie bei dem Baume blieben,
Ihren Hunger und Durst vertrieben.
Des andern Morgens gar früh
Zogen dann weiter sie.

Konrad Flecke. Nur aus Rudolphs von Ems Nachrichten weiß man, daß der Verfasser des epischen Gedichts: „Flos und Blancflos" Konrad Flecke ist; ebenso läßt sich aus dieser Nachricht entnehmen, daß er früher wie Rudolph dichtete, also wohl zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, und da derselbe ihm den Titel „Herr" gibt, so darf man daraus schließen, daß Konrad ritterlichen Standes war. Als seine Heimath läßt sich muthmaßlich Schwaben oder die Schweiz bezeichnen. Hiermit sind aber auch alle Nachrichten über sein Leben erschöpft.

Ob Konrad noch andere Gedichte verfaßte, ist bis jetzt nicht bekannt; doch zeigt das genannte, in welchem er sich Gottfried von Straßburg zum Muster nahm, von nicht unbedeutendem Talente. Dasselbe ist nach einem französischen Gedichte bearbeitet: „Fleur et Blanchefleur", was so viel bedeutet als Rose und Lilie, oder im allegorischen Sinne Liebe und Unschuld. Man rechnet dieses Gedicht zu dem Sagenkreise Karls des Großen, deshalb, weil der Sage nach Bertha, die Mutter Karls des Großen, Flos und Blankflosens Tochter war. Diese Sage wurde sowohl in Frankreich und Italien, als auch in Deutschland vielfach bearbeitet; sogar aus dem Jahre 1822 haben wir eine Bearbeitung derselben in neuhochdeutscher Sprache von Frau von Knorring, geborne Tieck; doch ist dieselbe ganz unabhängig von derjenigen

Fleckes. Eine gute Uebertragung von Fleckes Flor und Blancflor ins Neuhochdeutsche haben wir noch nicht. Die Sage ist die:

Der Sohn des arabischen Königs Venix, Flos, ward an einem Tage mit Blancflos geboren, der Tochter einer gefangenen Gräfin von Auvergne, die der Königin als Gesellschafterin diente. Beide Kinder wurden zusammen aufgezogen, und daher erwuchs schon in zarter Kindheit die gegenseitige Liebe in ihren Herzen. Als der Vater die Neigung seines Sohnes bemerkte, mißbilligte er sie, und nur die Klugheit und Beredsamkeit der Königin vermochten eine harte Behandlung des Mädchens zu verhüten. Doch entfernte der König seinen Sohn und schickte ihn, der nur mit Widerstreben folgte, in die Fremde nach Mantua. Blancflos ward dagegen vom Könige an morgenländische Kaufleute verkauft, welche dieselbe wiederum nach Babylonien an den Sultan Amiral verkauften. Um seinen Sohn zu täuschen, ließ der König ein köstliches Grabmal errichten und sagte ihm, als er von Mantua zurückkehrte, Blancflos sei gestorben, und dieses ihr Grab. Darüber gerieth Flos in solche Verzweiflung, daß er sich auf dem Grabe das Herz durchbohrt haben würde, wenn ihm nicht seine Mutter die Wahrheit gestanden hätte. Sogleich entschloß sich Flos, die Geliebte aufzusuchen; er schiffte sich ein und gelangte nach vielen Abenteuern nach Babylon. Dort hatte er das Glück, in dem Zolleinnehmer einen sehr gütigen Mann zu finden, der ihn freundlich in sein Haus aufnahm und ihn mit den Einrichtungen des Harems bekannt machte, ihm aber zugleich durch seine Erzählungen wenig Hoffnung auf das Gelingen seines Unternehmens ließ. Später gewann er beim Schachspiel durch sein angenehmes Betragen und seine Freigebigkeit das Vertrauen des Thurmwächters, in welchem Blancflos gefangen gehalten wurde, der ihn, in einen Korb mit Rosen versteckt, in die Zimmer Blancflosens tragen ließ. Sie war außer sich vor Freude und Entzücken, als der rosenfarben gekleidete Flos aus dem Korbe hervorstieg, und hielt ihn, im Einverständnisse mit ihrer treuen Freundin Clarisse, heimlich bei sich verborgen. Mehrmals verschlief sie in den Armen des Geliebten die Stunde, zu welcher die Frauen des Harems sich dem Sultan vorstellen mußten. Clarisse wußte sie indeß immer zu entschuldigen. Doch eines Tages eilte der Sultan, dem dies Ausbleiben zu sehr auffiel, und der Blancflos vor allen gern sah, in ihre Gemächer und fand sie in den Armen des Geliebten. Darüber ergrimmt, beschloß er an dem Feste, wo er unter den Mädchen zu wählen pflegte, sie zu verbrennen und ihn mit dem Schwerte zu tödten. Um einen Ring, den Flos beim Abschied von seiner Mutter bekommen und der die Kraft hatte, vor jeder Verletzung zu schützen und dessen Besitzer Niemand eine Bitte abschlagen konnte, entspann sich zwischen den Liebenden ein edler Wettstreit, da Flos denselben Blancflos aufdringen, diese jedoch keinen Gebrauch davon machen wollte. Daher warfen sie endlich den Ring lieber weg. Ein Ritter, der sie beobachtet hatte, hob ihn auf und erzählte dem Sultan, um ihn milder zu stimmen, den ganzen rührenden Streit. Doch dieser blieb bei seinem Entschlusse und Flos sollte jetzt von seiner Hand sterben; aber Blancflos drängte sich immer

vor, um den Streich des Schwertes mit ihrem Leibe aufzufangen. Alle Umstehenden weinten und endlich ward auch selbst der Sultan gerührt. Er befragte Flos um seine Herkunft, und derselbe theilte ihm freimüthig seine und der Geliebten ganze Lebensgeschichte mit. Der Sultan gab nun beide frei und sie kehrten zusammen in ihr Vaterland zurück, wo indessen sein Vater gestorben war, und ihrer Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege stand. Ihre einzige Tochter Bertha wurde später Pipins Gemahlin und Karls des Großen Mutter. So wie Flos und Blancflos an einem Tage das Licht der Welt erblickt hatten, so starben sie auch an einem Tage mit einander, und ein Grab umschloß beide, damit selbst der Tod sie nicht trenne.

### Konrad Flecke.

## Aus „Flos und Blancflos".

### Wie Flos in einem Blumenkorb zu Blancflos gebracht wird.

Nun vernehmt die wunderbare List,
Wie er das erdachte,
Und wie er Floren brachte
In den Thurm mit Sicherheit.
Er hatte Rosen geleit,
Schöne Blumen und Gras,
Wie es den Frauen lieb was,
In alte Körbe weit;
Denn es war die Blüthezeit
Aller Blumen angebrochen.
Der Jüngling ward verborgen
In der Körbe einen.
Wie mochte besser erscheinen
Des Pförtners Treue gegen ihn?
Die Blumen sandte er darin
Den Frauen allen, für sich
Doch hieß er verständig
Zwei seiner Knechte
Den einen Korb rechte
Blancflor, der schönen tragen.
Wohl mochte er ihnen sagen,
Daß sie nicht verfehleten,
Und keine andre wähleten,
Als die rechte Kammer.
Die Boten nicht unterließen
Zu thuen, wie der Pförtner sie hieße.
Und da sie ihn nun verließen
Und er ihnen aufschloß die Thür,
Da schickt er die andern für
Und diese beiden hinten,
Die konnten gleich empfinden,
Daß sie mit schwerer Last waren beladen
Und darunter litten großen Schaden.
Einer da zum andern sprach:
„Was haben wir hier für Ungemach,
Gott gebe dem Leid genug,
Der uns dieses auftrug,
Und uns so überladen hat,
Wir wurden nie noch so matt
Von so viel Rosen, ich wähne das,
Daß man sie noch naß
Gepflücket in dem Thau;
Denn die Jungfrau
Hat sie lieber naß als trocken.
Wie hart sie uns drücken,
Und sind doch nicht so viel.
Diese Freude und dieses Spiel
Wird uns allzu sauer."

Heinrich, der Glicheser, auch Glichesäre oder Glichsener genannt, zu Ende des 12. Jahrhunderts lebend, und aus dem Elsaß gebürtig, war, wie schon bei den Bemerkungen über die Thiersage erwähnt wurde, der erste deutsche Bearbeiter der Thiersage. Ueber sein Leben ist gar nichts bekannt; man vermuthet, daß er ein fahrender Sänger gewesen ist. Sein Gedicht: „Reinhard Fuchs" ist nach einem französischen Vorbilde bearbeitet, und schließt sich in der Form, den kurzen Reimpaaren dem Kunstepos an; dem Inhalte nach gehört es mehr zu den volksthümlichen Dichtungen, da keiner

der höfischen Dichter den Stoff aus der Thiersage entnahm. Uebrigens bekundet das Gedicht den ächt poetischen Geist des Verfassers, besonders zeigt derselbe sich in der überaus glücklichen Motivirung der Begebenheiten, und steht es nach dieser Seite hin höher als alle späteren Bearbeitungen des Reinecke Fuchs.

Es zerfällt in zwei Abschnitte: Der erste erzählt die Ränke und bösen Anschläge, die Reinhard gegen die meisten andern Thiere verübt; so gegen den Hahn, die Meise, den Raben, den Kater, den Wolf und die Wölfin, den Esel und andere mehr. In dem zweiten Abschnitte gebot der Löwe, der Thierkönig, einen allgemeinen Hof, da er eine Krankheit, die ihn betroffen (eine Ameise war ihm durchs Ohr ins Gehirn gekrochen), für eine Strafe Gottes hielt, weil er so lange versäumt habe, Gericht zu halten. Alle Thiere erschienen, nur Reinhard nicht und viele brachten ihre Klagen gegen denselben vor: Schantekler, der Hahn, Isengrimm, der Wolf, Lampe, der Hase und andere mehr. Reinhard soll nun vor Gericht geladen werden, und Brun, der Bär, wird abgeschickt, ihn zu holen. Als der bei dem Fuchs erscheint und seine Botschaft ausgerichtet hatte, verspricht der Fuchs ihm Honig und führt ihn zu einem gespaltenen Block, worin die Bienen gebaut haben sollen; Brun ließ sich überlisten, steckte den Kopf in die Spalte, und Reinhard zog den Keil hinweg, so daß Brun gefangen war. Auf sein Geschrei kamen Bauern herbei, und er entging größerer Gefahr nur mit Einbuße der Ohren und Haare. Eiligst kehrte er an den Hof zurück, vom Fuchs noch verhöhnt. Dieprecht, der Kater, ward nun abgeschickt, den Fuchs zu holen; doch auch er ward von demselben überlistet, und kam gleichfalls geschunden zurück. Als dritter Bote wurde Krimel, der Dachs, ein Verwandter des Fuchses, der es gut mit ihm meinte, abgesandt und dessen Vorstellungen bewogen denselben, mit an Hof zu gehen. Hier wußte der Fuchs, den alle mit Geschrei empfingen, den König zu besänftigen, dadurch, daß er sich als Arzt ausgab und den König zu heilen versprach; doch brauche er dazu des Wolfes und des Bären Haut, der Katze Hut, die Henne und ein Stück vom Eber, und das Fell eines Bibers, letzteres als Belohnung für seinen Meister Pendein, einen geschickten Arzt zu Salerno. Alle mußten das Verlangte hergeben, und die übrigen Thiere zogen eiligst von dannen, nur Reinhards Freunde blieben. Dieser ließ den König baden, legte ihn darauf auf Bruns Haut, bedeckte ihn mit der des Wolfs, und setzte ihm den Katzenhut auf. Durch die Wärme gelockt, kam die Ameise herausgekrochen, und der König war geheilt. Nun sann Reinhard auf Lohn für sich und seine Freunde, und als er diesen erlangt hatte, vergiftete er den König in einem Trank und entfernte sich eiligst mit dem Dachs.

### Heinrich der Glichezer.

### Aus „Reinhard Fuchs“.

**Wie Reinhard zu Hofe kam und den König heilte.**

Reinhards Listen waren groß;
Er sprach: „König, was soll das Getos?
Ich bin an manchen Hof gekommen,

Doch selten hab' ich vernommen
Solche Ungezogenheit.
Fürwahr, um euch ist es mir leid."
Der König sprach: „Es ist also."
Das Geschrei man verbot do.
Reinhard sprach: „Euch entbietet den Dienst sein,
Reicher König, Meister Pendein,
Ein Arzt von Salerne,
Er sieht eure Ehre gerne,
Und dazu aller, die hier sind,
Beides, der Alten und der Kind:
Und geschieht euch an dem Leibe was,
Nicht überwinden kann er das.
Herr, ich war zu Salerne,
Darum, weil ich gerne
Euch befreite von diesen kranken Tagen:
Ich weiß wohl, daß all' euer Klagen
In dem Haupte ist, was es möge sein.
Euch entbietet Meister Pendein,
Daß ihr euch nicht sollt vergessen,
Und sollt täglich essen
Von diesem Kraut, was er euch hat gesandt."
Das thu' ich, sprach der König zur Hand
Und ließ fahren seinen Zorn.
Reinhard sprach: „Manchen Dorn
Hab ich mir in den Fuß gestochen
In diesen sieben Wochen.
Oft that es mir, König, schmerzlich weh,
Euch entbietet der Arzt meh:
Wenn ihr einen alten Wolf könntet finden,
Den solltet ihr heißen schinden;
Auch müßtet ihr eines Bären Haut han:"
Der König sprach: „Da ist der Kaplan!"
„Damit geneset ihr, Herre gut.
Auch einer Katzen Hut
Müßtet ihr haben zu aller Noth,
Oder es wäre, weiß Gott, euer Tod."
Der König hieß da herfür gan
Isengrimm und seinen Kaplan;
Er sprach: „Ihr sollt mir eure Häute geben,
Ich bedarf sie zu meinem Leben;
Auch verdient' ich's um euer Geschlecht zu aller Stund.
Reinhard hat gethan mir kund
Die Krankheit, die mir zu meinem Leid
Im Haupte liegt schon die ganze Zeit."
„Gnade, Herr!" sprach der Kaplan,
„Welches Wunder wollt ihr anfahn?
Den ihr habt zum Arzt genommen,
Mehrern hat der das Leben benommen,
Weiß Gott, als geheilet,
Und ist von euch verurtheilet."
Da sprach zu ihm Herr Isengrimm:

„Soll also gerichtet sein,
Um mein Weib? das wär' eine Noth!"
Seinen zerstümmelten Schwanz er herfür bot:
„Seht, wie mich euer Arzt hart
Hinterwärts geschändet hat;
Euch mag es auch ergehn also."
Wie gerne wären von dannen da
Gezogen Herr Brun und Isengrimm;
Doch konnte das nimmer geschehn:
Sie konnten nicht entweichen.
Der König hieß sie greifen
Von einigen seiner starken Knecht
Und schinden; auch ward Dieprecht
Geschunden gar hart.
Das alles kam von Reinhard.
Der sprach: „Das ist wohlgethan!
Ein gesotten Huhn müssen wir noch han
Mit gutem Speck vom Eberschwein."
Der König sprach: „Das soll Pinte sein."
Der König hieß sie her für gan,
Zu Schanteclern er sprach: „Ich muß han
Zu einer Arznei dein Weib."
„Nein, Herr, lieber ist sie mir wie mein eigner Leib:
Esset mich, und lasset sie am Leben sein!"
Reinhard sprach: „Das kann nicht sein."
Der König hieß Pinten fangen.
Schantecler ging von dannen,
Da diese Rede erging also.
Aus seinem Schenkel schnitt man da
Dem Eber ein Stück gar groß,
Die Arznei ihn sehr verdroß.
„Einen hirschnen Riemen müssen wir noch han."
Der König hieß hervor gan
Den Hirsch und sprach: „Randolt,
Einen Gürtel ihr mir geben sollt;
Ich hab' es wohl verdient um dich."
„Herr, nicht so strafet mich!"
Sprach der Hirsch, „durch Gott;
Es mag wohl sein der Welt Spott,
Daß ihr dem folget jetzt,
Der stets die Treue hat verletzt.
Der Teufel hat ihn gelehrt,
Daß er für einen Arzt fährt."
Der König sprach: „Randolt
Von jeher war ich dir gar hold;
Sterb ich nun durch die Schuld dein,
Das möchte dir immer leid sein."

Der Pfaffe Lamprecht, ein Dichter, über dessen Lebensverhältnisse so wenig bekannt ist, daß man sogar neuerdings Zweifel erhoben hat, ob es überhaupt einen deutschen Dichter dieses Namens gegeben habe. Doch nennt Rudolph von Ems in seinem „Alexander" ausdrücklich einen Pfaffen Lamprecht

als den Verfasser eines frühern epischen Gedichts: „Alexander" genannt, und ist daher anzunehmen, daß die erhobenen Zweifel unbegründet sind. Daß Lamprecht ein Geistlicher war, geht aus der Bezeichnung „Pfaffe" hervor und mag er wohl um 1180 gelebt und das Gedicht abgefaßt haben. Er bearbeitete es, nach seiner eignen Angabe, nach einem französischen Gedichte gleichen Namens. In Bezug auf die Form steht es hinter den Werken der spätern Dichter weit zurück, da der Reim noch sehr unausgebildet ist; doch ist die Darstellung voll Kraft und Wahrheit und erinnert an Hartmann von der Aue: man kann daher Lamprechts „Alexander" zu den besten poetischen Bearbeitungen der antiken Sage aus dieser Zeit rechnen; besonders gelungen ist die Darstellung der Kämpfe Alexanders und seines Heeres gegen die Perser, die oft an die Schilderungen der Kämpfe in dem Nibelungenliede erinnern. Außer den geschichtlichen Thaten Alexanders des Großen von seiner Geburt bis zu seinem Tode erzählt das Gedicht noch eine Menge fabelhafter Abenteuer, die Alexander erlebt haben soll und die er seiner Mutter Olympia und seinem Lehrer Aristoteles brieflich berichtete und schließlich läßt das Gedicht ihn noch nach dem Paradiese ziehen, um dasselbe zu erobern, doch wegen seines Uebermuthes mußte er an den Pforten des Paradieses umkehren, zog nun voll Reue über seine Sünden nach Macedonien zurück, regierte gerecht und mild und starb nach zwölf Jahren.

## Der Pfaffe Lamprecht.

### Aus dem „Alexander".

#### Alexanders Zweikampf mit Porus.

Da Alexander sah,
Wie viele lagen da
Seiner Helden todt,
Erzürnt er der Schande ungewohnt.
Er ging dahin, wo er Porus sah'ch,
Kühnlich er zu ihm sprach:
„Das bringt uns, König, Schande,
Daß unsre beiden Helden
So lange zusammen fechten
Und der guten Knechten
So viele werden erschlagen:
Nie genug können wir beklagen
Noch jemals überwinden
Den Tod so treuer Gesinden.
Nun lassen wir die Heere stahn,
Und beide Frieden han,
Und wer den breche,
An dem soll man's rächen;
Nun nehme du, König, wider mich,
Und ich den Zweikampf wider dich:
Wer dann den Sieg gewinnet
Und ungefährdet kommt von hinnen,
Dem sollen des andern Mann
Mit Dienste werden unterthan."
Porus, der mächtige,
Gelobte fröhliche,
Was Alexander da sprach:
Gern diesen Kampf er sach;
Denn er war viel länger,
Als der König Alexander,
Zwei Klafter und mehr,
Stark war er und hehr.
Des tröstete er sich
Und war des Zweikampfs fröhlich.
Wohl sollt's ihm noch werden leide.
Die Könige kamen beide
Bereit zu dem Streite;
Da standen zu jeder Seite
Die Heere, wie gelobet war.
Die Herren zuckten die Schwerter,
Zusammen sie da sprangen:
Hei! wie die Schwerter klangen
In der Fürsten Händen.
Es schlugen sich die Helden
Wie die wilden Eber,
Gewaltig war ihr Grimm;

Furchtbar war des Stahles Schall,
Daß das Feuer blitzte überall,
Da sie der Schilder Ränder
Zerhieben vor den Händen.
Sie gingen ohne Unterlaß
Gegen einander in den Kampf baß;
Wohl brauchten die Ecken*)
Die theuerlichen Recken
Einer gegen den andern.
Da ersieht Alexander
An Porus eine Stelle,
Durch die er ihn kann fällen.
Er hieb ihm zur Stunde
Eine so große Wunde,
Daß der mächtige Mann
Zur Erde gefallen kam;
Wie gern er wollte widerstreben,
Er konnte länger nicht mehr leben,
Er lag da auf der Stelle todt.

Ulrich von Zazikhoven, auch Zazighofen oder Zazickhofen genannt, ein bayrischer Ritter aus altadeligem Geschlechte, lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts ungefähr um 1210. Näheres ist über ihn nicht bekannt; Rudolph von Ems erwähnt ihn als den Verfasser eines epischen Gedichtes: „Lanzelot vom See" aus dem Artussagenkreise. Zazikhoven bearbeitete seinen Lanzelot nach einem französischen Gedicht; doch zeigt er in demselben sehr geringes poetisches Talent und große sittliche Roheit, da es unter allen verwandten Dichtungen dasjenige ist, welches das sittliche Gefühl am meisten empört. Es erzählt die Kämpfe und unzähligen Liebesabenteuer Lanzelots, König Pants Sohn, den eine Meerfee, Viviana (daher der Name Lanzelots vom See), nach seines Vaters frühem Tode raubte und in ihr Zauberland entführte. Als er fünfzehn Jahre und in allen ritterlichen Dingen, sowie in höfischer Sitte geübt war, entließ sie ihn; er zog an König Artus Hof, ward in die Tafelrunde aufgenommen und zog von da auf Abenteuer aus.

Herbort von Fritzlar, ein aus dem hessischen Städtchen Fritzlar gebürtiger Dichter, der wahrscheinlich jung gestorben ist, da man ihn von den spätern Dichtern nirgends erwähnt findet; er lebte entweder zu Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts und dichtete, gleichfalls nach einem französischen Vorbild sein „Lied von Troja", wobei er mit ängstlicher Sorgfalt Heinrich von Veldecke nachzuahmen suchte, ihn aber weder in Sprache, Darstellung, noch poetischer Auffassung erreichte; nur einzelne Schilderungen, wie die Beschreibung von Helena's Schönheit und der Raub derselben durch Paris sind gelungen. Er beginnt sein Lied von Troja mit der Sage von Jason und dem Zug der Argonauten nach dem goldenen Vließ, reiht daran die Geschichte von Paris und dem Raube der Helena, erzählt dann Troja's Zerstörung und fügt die Abenteuer der griechischen Helden, besonders Ulysses auf der Rückfahrt und in der Heimath dazu.

### Herbort von Fritzlar.

### Aus dem „Liede von Troja".

**Paris und Helena.**

Helena so schön was,
Wie ich in dem Buche las:
Ihre Stirn war offenbar,
Ihr Augen hell und klar,

*) Ecken bedeutet Schneide oder Spitze des Schwertes.

Rosige Wangen, rother Mund,
Süßer Athem, Zähne gesund,
Weißer Hals, Arme blank,
Schöne Hände, Finger lang,
Glänzende Nägel, hell Haut und glatt,
Rein weiß wie ein Lilienblatt;
Wahrlich ihr ganzer Leib
War schöner als je ein anderes Weib.

Meister Heinrich von dem Türlein, ein beinahe unbekannter Dichter aus Kärnthen stammend, der wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte. Rudolph von Ems erwähnt ihn lobend als den Verfasser eines epischen Gedichts: „Der Aventure Krone" genannt, in welchem er alle Abenteuer der Ritter von der Tafelrunde zusammenfaßte. Doch verdient das auch nach einem französischen Vorbilde bearbeitete Gedicht Rudolphs Lob nicht, da es in weitschweifiger, trockener Darstellung die seltsamsten Abenteuer und unsittlichsten Liebesverhältnisse auf einander häuft. Bis jetzt sind nur einzelne Bruchstücke aus demselben gedruckt, wie z. B. die Sage vom Zauberbecher, welche die größte Aehnlichkeit hat mit der Sage vom Zaubermantel in Ulrich von Zazikhovens „Lanzelot". Im Lanzelot nämlich bringt eine Botin der Meerfee einen Mantel, welcher nur der Frau paßt, die ihrem Verlobten oder Gatten stets, sowohl in Gedanken, als Werken treu war; alle anwesenden Frauen probiren ihn an, doch kann ihn keine brauchen, als nur Lanzelots Geliebte. In Heinrichs Gedicht ist es nun ein Becher, aus welchem niemand, weder Frau noch Ritter, ohne sich zu begießen, trinken kann, der in der Liebe untreu war; alle Anwesenden tranken und benetzten ihre Kleider, nur König Artus gelang der Trunk. Heinrichs ganzes Gedicht soll über 30,000 Verse umfassen, und sucht er darin Gottfried von Straßburg nachzuahmen, wozu ihm jedoch alles Talent abging.

Reinbot von Doren oder Düren, ein Dichter aus Bayern zwischen 1231—1253, lebte lange am Hofe Herzog Otto's von Bayern und verfaßte auf dessen Veranlassung nach einem französischen Vorbilde das Legendenepos: „Der heilige Georg", ein Gedicht, in welchem das Talent des Verfassers häufig unterdrückt wird durch den Stoff desselben, da die darin vorkommenden schrecklichen Marterscenen auch bei der gelungensten Darstellung nur Grauen erregen können.

Noch drei an Inhalt und Form verschiedene epische Gedichte von unbekannten Verfassern müssen hier erwähnt werden, ehe wir wieder zu den Dichtern der eigentlichen Minnelieder zurückkehren. Das erste ist ein nur in Bruchstücken vorhandenes Gedicht: „Graf Rudolph", dessen Verfasser, wie man vermuthet, ein Geistlicher war, und gegen Anfang des 13. Jahrhunderts lebte; ob dasselbe auch, wie alle die genannten Epen, nach einem französischen Vorbilde bearbeitet, ist ungewiß; jedenfalls zeigen die vorhandenen Bruchstücke von nicht geringer poetischer Begabung des Verfassers. Das Gedicht erzählt die Geschichte eines jungen flandrischen Grafen: Rudolph, der mit seinem Vater ins gelobte Land zog. Eine genaue Angabe des Inhalts ist unmöglich, da vieles durch die entstandenen Lücken dunkel und unklar bleibt. Das zweite dieser Epen heißt: „Wigamur", und erzählt die Fahrten und

Abenteuer eines Ritters dieses Namens. Es ist von sehr untergeordnetem poetischen Werthe, entnimmt den Stoff aus dem Sagenkreise von König Artus, und mag wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Wahrscheinlich ist es nach einem französischen Gedicht bearbeitet; doch scheint der Verfasser auch die Werke der hervorragendsten deutschen Dichter gekannt und benutzt zu haben; denn es erinnert die Erzählung vieler Begebenheiten sowohl an Hartmann, als an Wolfram, Ulrich von Zazikhoven und viele andere; besonders aber suchte er Hartmann nachzuahmen.

Das dritte der genannten Gedichte ist: „Das Leben der heiligen Elisabeth", wahrscheinlich zu Ende des 13. Jahrhunderts abgefaßt. In fließender Sprache und voll religiöser Begeisterung erzählt der Dichter das Leben der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Er beginnt mit dem Lobe des Landgrafen Hermann von Thüringen, erwähnt dann des Sängerkriegs auf der Wartburg unter dessen Regierung, und berichtet, wie Meister Klingsor, der Sterndeuter, der dabei anwesend war, aus der Stellung der Sonne gelesen habe, daß dieselbe Nacht die Königin von Ungarn eine Tochter gebären, die einst durch ihre Frömmigkeit glänzen und dann dem Sohne des Landgrafen Hermann vermählt werden würde. Wirklich ward dem ungarischen Königspaare eine Tochter geboren, um welche Landgraf Hermann sogleich für seinen Sohn Ludwig werben und sie nach Thüringen bringen ließ, wo ohne Zögern die Hochzeit der beiden Kinder gefeiert ward. Hierauf folgt die Erzählung von Elisabeths Kindheit und Erziehung, ihrer Tugend und Frömmigkeit, und der ihr, nach des Landgrafen Tod, von den Beamten und der Schwiegermutter zu Theil werdenden schlechten Behandlung. Doch Elisabeth blieb gleich fromm, mild und demüthig; sie kasteite sich, gab viele Almosen, und verrichtete für Arme und Kranke die niedrigsten Dienste.

Als ihr Gatte, Landgraf Ludwig, auf einem Zug nach dem gelobten Lande starb, war sie einer noch härtern Behandlung ausgesetzt, und namentlich verbitterte ihr Meister Konrad von Marburg das Leben, der nicht zufrieden mit ihrer Demuth, ihr die größten Entbehrungen auferlegte, sie zu den unwürdigsten Beschäftigungen zwang und sie sogar schlug, wenn sie ihm nicht immer zu Willen war. Endlich unterlag sie diesen Entbehrungen, die sie mit der größten Geduld ertragen hatte. Ihr Tod war von mancherlei Wundern begleitet und sie ward bald darauf unter die Heiligen versetzt.

Wir kehren nunmehr zu den eigentlichen Minnesängern zurück und erwähnen zuerst einen der begeistertsten Verehrer Walthers von der Vogelweide, dessen Art und Weise sich anzueignen ihm auch in vielen seiner zarten und sinnigen Gedichte gelungen ist. Es ist dies Ulrich von Singenberg, Erbtruchseß des Abtes von St. Gallen, stammte aus dem Thurgau und lebte um 1220. Daß er ein Freund und wahrscheinlich auch Schüler Walthers war, darf mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden; doch läßt sich sonst nichts Bedeutendes über seine Lebensumstände nachweisen. Seine Gedichte sind beinahe ausschließlich Minnelieder, sowohl heitern, jedoch auch öfter klagenden Inhalts. Nur in wenigen, wie in der Klage über Walthers Tod,

und das unten mitgetheilte Lebensglück, ist die Liebe nicht der Inhalt. Letzteres ist einem Gedichte Walthers, in welchem dieser über seine Armuth klagt, nachgebildet.

### Ulrich von Singenberg.

#### Lebensglück.

Dich Herrn der Welt, dich Himmelskönig, dich preis' ich gerne,
Daß du mir hast erlassen, daß ich niemals lerne,
Wie dieser und der meines Gesanges spotte in der Ferne.
Es klaget so sehr mein Meister von der Vogelweide,
Ihn bedränge das, ihn bedränge jenes, was mich noch nie bedrang.
Sie lassen ihn bei solcher Kunst an Gütern werden arm und krank,
Daß ich mich nicht auf ihre Gnade von dem Meinen scheide.
So heiße ich Wirth und reite heim, da ist mir nicht weh;
Da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee:
O milder Gott verhüte, daß mir mein Glück vergeh.

Alle Vorzüge und ebenso alle Mängel der ritterlichen Minnepoesie zeigt Albrecht von Johannsdorf in seinen Gedichten vereinigt. Die Form ist bei ihm zur höchsten Kunst ausgebildet. Die Sprache ist reich, schön und gewandt; doch fehlt seinen Minneliedern die Wahrheit und Tiefe des Gefühls, da ihm die Minne, wie den meisten Sängern und Rittern der damaligen Zeit, mehr Sache des guten Tons als Herzensangelegenheit war. Ueber Albrechts Heimath und Leben ist gar nichts bekannt, als daß er an einem Kreuzzug entweder im Jahr 1217 oder 1228 Theil nahm.

### Albrecht von Johannsdorf.

#### Alles um ihretwillen.

Sähe ich jemand, der spräche, er wäre von ihr gekommen,
Wär' es mein Feind, ich wollte ihn grüßen:
Alles was ich je gewann, hätt' er mir's auch genommen.
Mit dieser Rede könnte er das büßen:
Wer sie vor mir nennet,
Der hat mich zum Freunde ein ganzes Jahr,
Und hätt' er mich auch verbrennet.

Ganz ähnlich wie Albrecht von Johannsdorf sind Konrad, Schenk von Landegge's Minnelieder, eines im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts lebenden, aus der Schweiz stammenden Dichters, der im Jahre 1276 an der Belagerung Wiens Theil nahm. Wegen der Aehnlichkeit seiner Dichtungen mit denen des vorhergehenden Dichters ist ein Beispiel hier nicht nöthig.

Graf Otto von Botenlauben war aus dem Geschlechte der Grafen Henneberg, nannte sich aber nach seinem Wohnsitz, der Burg Botenlauben in Kissingen bei Franken, die er wahrscheinlich selbst erbaut hatte. Daß er im Jahr 1254 starb, ist gewiß; dagegen kennt man das Jahr seiner Geburt nicht. Doch muß er zu Ende des 12. Jahrhunderts geboren sein, da er 1217 eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande unternahm, von wo er seine

Gemahlin Beatrix, eine Nichte des Königs Almerich von Jerusalem, in die Heimath führte. Beide stifteten 1230 oder 1231 das Benedictiner-Kloster Frauenrode bei Kissingen, wie die Sage erzählt, weil an der Stelle Otto einst einen kostbaren Schleier seiner Gemahlin wiedergefunden, den der Wind dorthin geweht. Beatrix starb 1244 und Otto trat, wohl aus Kummer über diesen Verlust in das von ihm gestiftete Kloster, als dessen Probst er den 4. October 1254 starb. Otto gehört zu den gemüthvollsten Dichtern seiner Zeit. Die Minne in allen Farbentönen ist sein stets sich wiederholendes Lied, Freude und Schmerz der Minne, Besitz und Trennung von der Geliebten besingt er in den zartesten Liedern.

### Graf Otto von Botenlauben.

#### Liebessorge.

Sei mir willkommen, meines Leibes Trost,
Meines Herzens Freude, viel lieber Mann und Herre mein!
Immer will ich Gott loben, der mich hat erlöst
Aus Sorgen; auch dank' ich's der Tugend und der Treue dein.
Ich war gar sehr in Zweifel kommen, seit:
Du habest mein vergessen in so langer Zeit.
Was hälfe mir meine Schönheit und des Namens Ehre,
Wenn ich von dir vergessen wäre?
Nun ist mein Herz wieder reich und froh,
Seit ich umfing deinen lieben Leib.
Lieber Mann, sage, ist deine Liebe noch so?
Du sagtest mir, ich sei dir lieb vor jedem Weib.
Ich gab für deine Treue und deine Tugend
Meiner Freuden Krone, Blumen blühender Jugend:
Vom Abend bis zum kommenden Tage
War meine Beschäftigung nicht als Klage.

Christian von Hamle, ein Dichter, von dessen Leben gar nichts bekannt ist (daß er aus der Schweiz stamme, vermuthet man nur, und daß er während der Blüthezeit der ritterlichen Poesie, also um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, geht aus seinen Gedichten hervor, von denen nur sehr wenige erhalten sind). Es scheint, daß er sich Wolfram von Eschenbach zum Vorbild nahm. Er dichtete auch nach dessen Vorgang Wächterlieder. — In mehreren seiner Minnelieder erreicht er beinahe sein Vorbild an Tiefe und Wahrheit des Gefühls.

### Christian von Hamle.

#### Der Anger.

Ich wollte, daß der Anger sprechen sollte,
Wie schon manches Thier sprach,
Und er mir dann recht sagen wollte,
Wie gar sanft ihm heute war,
Da meine Frau Blumen brach
Von ihm, und ihr minniglicher Fuß

Auf seinem grünen Grase lag.
Herr Anger, was mußtet ihr für Freud' empfinden,
Da meine Frau gegangen kam,
Und ihre weißen Hände begannen zu binden
Eure Blumen wohlgethan!
Erlaubet mir, Herr grüner Plan,
Daß ich meine Füße setze
Da, wo's meine Frau gethan.
Herr Anger, bittet, daß mir meinen Kummer möge versüßen
Die Frau, nach der mein Herze steht;
Euch wünsch' ich dann, daß sie mit bloßen Füßen
Noch heute auf euch geh,
Dann schadet euch nimmer der Schnee.
Wird mir von ihr ein freundlich Grüßen,
So grünt mein Herz wie euer Klee.

Markgraf Otto von Brandenburg, zubenannt mit dem Pfeile, regierte von 1266—1308. Auch von ihm sind nur wenige, doch anmuthige und tief empfundene Minnelieder erhalten.

### Rechte Liebe.

Nicht lasse, edler Mann, mein Wort ungehöret:
Wenn ein Weib dich minniglich grüßet,
All' deine Hoffnung wird gemehret.
Frauen Güte Mannes Kummer versüßet;
Ohne Minne ist niemand werth:
Unkeusche nicht kann minnen,
Unminnen geht gegen alle Sinnen
Dem, der rechter Minne begehrt.

Wie soll man sprechen von der Minne?
Niemand hat nichts also Gutes;
Wer ihrer pfleget, der waltet mit gutem Sinne:
Minne macht den Mann nie üblen Muthes.
Ich hörte die Weisen künden:
Wer der Minne ist unterthan,
Der hat wohl manche Tugend an,
Sie bewahret ihn vor Sünden.

Ja wohl dem, der Unminne zu allen Stunden
Gerne fliehet; den soll man ehren.
Minne ward nie bei Sünde funden;
Sie kann guten Mann das Rechte lehren.
Viele Leute sprechen mit Rechte so,
Daß Unminne Sünde sei;
Minne ist aller Sünden frei:
Seht, Minne machet froh.

Heinrich IV., Herzog von Breslau, der von 1270—1290 regierte, und den 23. Juli 1290 in Breslau starb, hatte während seiner Regierung mancherlei Kämpfe zu bestehen, die er meist glücklich beendigte. Er war ein vielseitig gebildeter, tapferer Held, und obgleich polnischen Stammes, doch

ein Freund und Beförderer deutscher Sprache und Bildung. Von seinen in deutscher Sprache verfaßten Minneliedern sind nur zwei auf uns gekommen; doch ist in denselben mehr Poesie enthalten, als oft in ganzen Bänden von Gedichten.

## Herzog Heinrich IV. von Breslau.

### Der Minnehof.

„Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, lichte Haide breit,
Ich klage dir, augenblendender Klee,
Ich klage dir, Venus, euch sende ich Leid,
Daß mir die Liebste thut so weh.
Wollt ihr mir Hülfe senden,
So hoffe ich, daß die Liebste müsse wenden
Ihren Sinn nach minniglichem Wesen:
Nun laßt euch mein Kummer gekündet sein,
Gottes wegen, helfet mir genesen."

„Was thut sie dir, laß hören uns die Schuld.
Daß dann etwas ihr geschehe
Von uns, wenn das ist weiser Sinn."
„Oft wähn' ich, ich besäße ihre Huld;
Wenn ich dann aber zu ihr gehe,
Eh' ließe sie mich sterben, eh' ihrer Minne Gewinn
Mir würde von ihr zu Theil.
Das ist der Tod an minniglichem Heil.
O weh! daß ich sie jemals sach:
Die mir gegen herzliche Liebe reichet
So bitterliches Ungemach."

„Ich, Mai, will gebieten den Blumen mein,
Den Rosen roth, den Lilien weiß,
Vor ihr sich zu schließen zu;"
„So will ich, Sommerwonne, bemühet sein,
Daß der kleinen Vöglein süßer Fleiß
Vor ihr verstummen thu!"
„Ich, Haide breit, will sie fangen,
Wenn sie nach glänzenden Blumen kommt gegangen.
Fest halt' ich sie dir,
Nicht lasse ich sie los,
Sie müßte sich denn gnädig erweisen dir."

„Ich, leuchtender Klee, will dich mit Glanze rächen,
Daß, wenn ihr Blick auf mir verweilt,
Soll sie vom Schimmer blinzeln müssen."
„Ich, grüner Wald, will mein Laub abbrechen,
Wenn sie in meinen Schatten eilt,
Sie gebe dir denn holdes Grüßen."
„Ich, Sonne, will ihr Herz durchhitzen,
Kein Schattenhut vermag sie gegen mich zu schützen,
Entfliehen soll sie mir nicht,
Sie wolle denn deinen Kummer wenden,
Was durch herzliche Liebe geschieht.

„Ich Venus, will ihr alles verleiden,
Was minniglich geschaffen ist,
Thut sie dir nicht Gnade an,
Soll sie von all' diesen Wonnen scheiden."
Eh' wollt' ich sterben ohne Frist,
So sehr sie mich auch betrüben kann.
„Willst du dich rächen lassen,
Wir schaffen, daß ihr aller Freuden Straßen
Versperret mögen sein."
„Ihr zarter Leib, nicht könnt' der das ertragen,
Eh' laßt mich sterben, und wollet ihr wieder gnädig sein."

Herr Heinrich von Sax, aus dem Geschlecht der Freiherren von Sax, die im Rheinthale ihre Burg Hohensax hatten, stammend, lebte wahrscheinlich um 1230. Seine Minnelieder, meist heitern Inhalts, sind anmuthig und lieblich, doch nicht so gefühlvoll und innig, wie die der vorhergenannten Dichter. Mehrere seiner heiteren Lieder sind sogenannte Leiche.

Leich, ein altdeutsches Wort, bedeutet soviel als Gesang; doch während das eigentliche Lied dieselbe Strophenform meist festhält, besteht der Leich aus verschiedenen, in Reimen und Silben von einander unabhängigen Reimreihen. Ursprünglich waren die Leiche religiösen Inhalts, doch später wurde diese Form zu Frühlings- noch mehr aber zu Tanzliedern gebraucht.

## Heinrich von Sax.

### Ein Leich zum Tanzen.

Nun will ich den Jungen singen,
Was der Sommer Wonne hat;
Damit sie tanzen und springen,
Wald in grüner Farbe steht.
Nachtigall, süßen Schall
Singet, der gar sanfte thut.
Maien Blut, hohen Muth
Gibt den Vöglein überall.
Haide breit, hat ihr Kleid
Mit schönen Blumen überstreut.
Sommerzeit, Wonne geit
Bringet uns nur lauter Freud'.

Der Klee den Schnee
Von hinnen vertrieben hat.
Des sollen wir alle mit Schalle
Haben freudig Wesen.
Mit mir, sollt ihr
Da die grüne Linde steht,
Da wollen wir im Maien
Führen den Reihen,
Kleeblumen lesen.

Da wird die Kurzweil gut,
Da kommen schöner Frauen viel,
Da wird mancher wohlgemuth
Und auch sorgenfrei.
Eia nun sei
Gepriesen, wer mit Freuden lebe.
Seid froh, lebt so,
Daß Gott euch froh Gemüthe gebe.
Man soll sich wohl
Mit Jauchzen freu'n der Sommerzeit.
Sie hat den Rath,
Daß sie uns froh Gemüthe geit.

Das Getos wird groß,
Wenn wir zu einander kommen;
Unter der Linde, viel Kinder
So wohlgemuth.
Die Schaar wird gar
Groß sein, hab' ich vernommen;
Ihr fröhlich Singen, ihr Springen
Gar sanfte thut.
Freude und freudenreiches Gemüthe
Wollen wir diesen Sommer han.
Haide und Anger stehn in Blüthe
Voller Blumen wohlgethan.
Auf der Haide und in dem Wald
Singen kleiner Vögelein
Süße Stimmen mannichfalt,
Des sollen wir in Freuden sein.

Bruder Eberhard von Sax, Dominicaner-Mönch, ein naher Verwandter des vorigen, lebte wahrscheinlich in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nur ein Lied, ein geistliches Minnelied ist von ihm erhalten, in welchem er die heilige Jungfrau besingt. Es ist sowohl der Form, als dem Inhalte nach bedeutend, und erinnert mit seiner einfachen Haltung und begeisterten Sprache an die alten, lateinischen Kirchenlieder. Da es zu lang ist, um ganz aufgenommen zu werden, so geben wir nur einige Verse desselben.

## Eberhard von Sax.

### Aus dem geistlichen Minnelied.

**Lobgesang auf Maria.**

Strophe 1.

Könnt' ich wohl mit Worten schone
Wirken ganzen Lobes Krone,
Würdiglich in süßem Tone,
Gezieret nach dem Willen mein,
Gar nach Ehren, als ich meine,
Die wollt' ich der Magd reine,
Unvergleichlich, so wie keine,
Schmieden ohne falschen Schein.
Nun ist mir der Geist bestürzet,
Daß ihr Lob noch steht gekürzet,
Was so tief doch ist gewürzelt
In verständiger Menschen Sinn.

Strophe 2.

Du bist gar vor allem Ruhme
Keuscher Schaam eine blühende Blume,
Gib von deinem Gnadenthume
Mir deines Lobes Anfang.
Gott wollt' in dir sich weiden
Und von dir sich wollte kleiden,
Um sich nie von dir zu scheiden:
Danach seine Güte rang.
Du bist der beschlossene Garten,
Den Gott selber sich bewahrte,
Da er wohnen könnt' so zarte:
Menschlich Lob ist dir zu krank.

Strophe 3.

Du bist der Naturen Wunder,
Himmel, Erd' lobt dich jetzunder,
Von des höchsten Geisteszunder
Dein Leib ganz entflammet staht;
Gänzlich bist du überronnen
Von der wahren, lichten Sonnen,
Die von dir ist ausgeronnen
Und uns all' erleuchtet hat.
Dein Fried' ist ganz unermessen,
Gott an dir nichts hat vergessen.
Dich durchfüllet und besessen
Hat sein hohe Majestat.

Strophe 20. Schluß.

Mutter der viel schönen Minne,
In der Finsterniß Leuchterinne,
Zünd, entbrenne meine Sinne.
In der wahren Minnegluth,
Daß ich innen werd gereinigt,
Und mit Gott ganz vereinigt;
Was ich anders hab' gemeinet,
Das bedenke, Fraue gut!
Frau, erbarm' dich zu allen Stunden,
Denn du hast ja Gnade funden,
Gottes Zorn hat überwunden
Dein viel tugendreicher Muth.

Derjenige Dichter, der die phantastisch-unwahr sentimentale Richtung, welche sowohl das damalige ritterliche Leben, als auch die ganze höfische Minnepoesie um diese Zeit nahm, am besten repräsentirte, ist Ulrich von Lichtenstein. In der Steiermark geboren, ein Vorfahr des jetzigen fürstlichen Hauses, wurde er 1223 zum Ritter geschlagen, und starb zwischen 1274—1277; nachdem sein Alter durch unglückliche Erfahrungen vielfach getrübt worden, ward er im Jahre 1268 bei einem Feste, welches König Ottokar von Böhmen in Breslau gab, mit mehrern Rittern öffentlich des Hochverraths angeklagt, und trotz seines Anerbietens, sich zum Kampfurtheil zu stellen, nach Klingenberg in Böhmen in strenge Gefangenschaft gebracht, von der er

sich nur durch die Uebergabe seiner Burgen: Lichtenstein, Murau und Frauenburg befreien konnte.

Die Lebensverhältnisse Lichtensteins sind nicht wie die der andern Minnesänger in Dunkel gehüllt, da er in einem seiner Werke, dem „Frauendienst", seinen ganzen abenteuerlichen Lebenslauf selbst berichtet. Er suchte im Leben das durchzuführen, wofür er selbst und die andern ritterlichen Sänger schwärmten, und so ist sein ganzes Leben von Anfang an dem Dienste der Frauen, nach Auffassung der damaligen Zeit, gewidmet. In dem „Frauendienste", einem in Strophen aus vier Reimpaaren bestehend, abgefaßten Buche erzählt er nun alle seine ritterlichen und Liebesabenteuer; auch enthält das Buch alle von ihm verfaßten Minnelieder, Leiche und sogenannte Büchlein, d. h. Liebesbriefe. Unter andern berichtet er darin, wie er sich, weil seine Herrin seine Oberlippe häßlich und zu dick fand, dieselbe operiren ließ, wie er sich, ihr seine Liebe zu beweisen, einen Finger habe abschneiden lassen und ihr denselben mit einem Büchlein übersandte; und wie er ihr zu Ehren, als Venus verkleidet, das Land durchzogen und mit allen ihm begegnenden Rittern Speere verstochen habe, und dergleichen mehr. Natürlich war aber nicht sein liebes Gemahl — „die ihm nicht lieber sein könnte, wenn er sich auch ein anderes Weib zu seiner Frauen auserkoren hatte", wie er sich selbst ausdrückt, — die Herrin, der zu Ehren das alles geschah, sondern eine andere schöne Frau, deren Minne er sich schon im zwölften Jahre gewidmet hatte, und die schon da verheirathet war.

Ulrichs Buch ist der beste Beweis dafür, daß die ganze damalige Minnepoesie auf Schein beruhte, und die Reden der Ritter von der weiblichen Hoheit und Reinheit ihrer Frauen nichts als hochtönende Phrasen sein konnten; denn nicht allein, daß beide Theile meist verheirathet waren, so wechselten auch die Ritter häufig ihre Herrinnen, denen allen sie ihre glühende Liebe versicherten; und dafür von ihnen den Minnelohn verlangten. Und so ist Ulrich der Hauptvertreter dieser auf dem Gipfelpunkt der unwahren Sentimentalität angelangten Seite des Minneliedes, wie die meisten der vorhergenannten die ernstere und würdigere Seite desselben repräsentirten. — Was den poetischen Werth von Ulrichs „Frauendienst" betrifft, so ist er gering, da er, einzelne zarte und sinnige Stellen abgerechnet, in weitschweifiger, oft langweiliger Darstellung die Abenteuer des Ritters erzählt; seine eingeflochtenen lyrischen Poesien gehören in formeller Beziehung zu den besten der Zeit, Tiefe und Wahrheit des Gefühls besitzen sie jedoch nicht. Noch ein zweites Werk, mehr belehrender Art verfaßte Ulrich. Es heißt: „Itwitz" (Vorwurf, Tadel, Spott) oder der „Frauenbuch", ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt und enthält, in Gesprächsform zwischen einem Ritter und einer Dame Klagen über den Verfall des ritterlichen Frauendienstes, wobei der Ritter die Schuld auf die Frauen, diese aber dieselbe auf die Männer wirft, und endlich Ulrich selbst hinzukommt und den Streit schlichtet.

## Ulrich von Lichtenstein.

### Aus dem Frauendienst.

#### Wie er als Edelknabe seiner Frauen diente.

Eines oft mir geschach,
Wenn ich ihr schöne Blumen brach,
Des Sommers, wie das sollte sein,
Die trug ich hin der Frauen mein,
Nahm sie die in ihre weiße Hand,
So ward mir große Freud' bekannt;
Ich dachte: „da du sie greifest an,
Da hab' ichs eben auch gethan.

Meine Freude, die war gar groß,
Wenn ich kam, da man Wasser goß
Der herzlieben Frauen mein
Auf ihre weißen Händelein:
Das Wasser, damit sie sich wusch,
Verhohlen ichs von dannen trug,
Vor Liebe ich es gar austrank:
Davon ward mein Trauern krank.

Kindlich ich ihr diente viel,
Was ich nun hier verschweigen will,
Wie so ein Kind dienen mag
So dient ich ihr bis auf den Tag,
Da mich mein Vater von ihr nahm:
Da ward mir Trauern erst angethan.
Mir ward der Minne Kraft bekannt
In meinem Herzen da zur Hand.

Mein Leib, der schied von dannen da;
Das Herze mein, das blieb allda,
Das wollte mit mir von dannen nicht.
Es war eine Schickung wunderlich,
Daß man den Leib von dannen trieb,
Und daß das Herze allda blieb:
Das war bei ihr Nacht und Tag,
Gar selten es der Ruhe pflag.

Wo mein Leib ging oder ritt,
Mein Herze nie von ihr sich schied:
Sowohl bei Tag als wie bei Nacht
Hatte meine Minne gegen sie die Macht,
Daß ich sie zu allen Zeiten sah:
Durch herzliche Minne das geschah.
Wie fern ich war, ihr lichter Schein
Schien Nachts in das Herze mein.

#### Aus demselben: **Stete Liebe**, ein Leich zum Tanzen.

In dem luftig süßen Maien,
Mit dem der Wald bekleidet ist,
Sieht man sich zu einander reihen,
Was der Liebe fähig ist,
Und ist mit einander froh:
Das ist recht, die Zeit will's so.

Wo sich Lieb' zu Liebe zweiet,
Hohen Muth die Lieb' verleiht,
In der beiden Herzen maiet
Es mit Freuden alle Zeit.
Trauern will die Liebe nicht,
Wo man Lieb' bei Liebe sieht.

Wo zwei in Liebe sich vereinen
Herzlich ohne Wank,
Und beide es so meinen,
Daß ihre Lieb' ist ohne krank:
Die hat Gott zusammen gegeben
Für ein wonnigliches Leben.

Treue Liebe heißet Minne,
Liebe, Minne ist all ein:
Die kann ich in meinem Sinne
Nicht wohl machen je zu zweien.
Liebe muß mir Minne sein
Immer in dem Herzen mein.

Wer ein treues Herze findet,
Treue Liebe, treuen Muth,
Davon all' sein Trauern schwindet,
Treue Lieb' ist also gut:
Daß sie stete Freude leiht
Treuem Herzen alle Zeit.

Möcht' ich treue Liebe finden,
Der wollt' ich so treue sein,
Daß ich damit überwinden
Wollte all' die Sorgen mein.
Um treue Liebe wollt' ich gern
Alles andere wohl entbehrn.

#### Aus „der Frauenbuch".

Herr, ihr sollt mich hören meh:
Seht, ob das dem Mann ansteh,
Sie minnen den Wein vor jedem Gut,
Kein Ding ihnen so sanfte thut:
Sie lieben nicht der Blumen Schein,
Noch den Gesang der Vögelein,

Noch ein reines, süßes Weib.
Voll Weines ist ihnen der Leib,
Beides bei Nacht und auch bei Tag.
Keiner von ihnen froh werden mag
Als beim Weine; das ist also:
Da sind sie schön, da sind sie froh,
Da sind sie dumm, da sind sie klug,
Da sind sie schnell, da sind sie stark,
Da sind sie jung, da sind sie greis,
Da sind sie Kind, da sind sie weis',
Da haben sie gar große Kraft,
Da prüfen sie ihr Ritterschaft,
Da machen sie ein groß Geschrei,
Da stechen sie viel Speer' entzwei.
Sie lachen und springen,
Sie tanzen und singen,
Sie sind schön wie Absalon,
Und stärker als Simson.
Sie wollen alle höfisch sein:
Der spricht: „Lieber Geselle mein,
Willst du's mit Zucht verschweigen?
Meine Höfischkeit will ich dir zeigen.
Ich minne ein edles, schönes Weib,
Die ist mir lieb, wie mein eigner Leib;
Die will's mir lohnen, das ist wahr.
Ich hab' ihr nun wohl zehn Jahr
Gedienet rittergleich;
Sie macht mich freudenreich."
Der andere spricht da zur Hand:
„Geselle ich mache dir auch bekannt,
Mich hat ein Weib gemachet froh,
Die hat gelohnet mir also,
Daß ich ihr gerne dienen will
Mit Treue bis an mein Lebensziel."
Der dritte auch herbei gaht,
Die Reden er wohl gehöret hat;
Der spricht: „ich will euch auch sagen,
Nicht länger euch die Wahrheit vertagen:
Ich minne ein Weib, die ist schön und gut.
Wohl ihr, daß sie mir Liebes thut."
So kommen ihrer wohl zehn herbei,
Deren jeglicher spricht wie ihm sei
Von Frauen Liebes geschehen.
Man sieht sie da stehen
Alle in Widerstreit.
Und jeglicher hat des Neid,
Wenn sich der andere rühmet meh.
Ich weiß wohl, so war es nicht eh.
Wo ein Ritter hochgemuth
Warb um eine Fraue gut,
Das mußt gar sehr verhohlen sein,
Nicht hätt' ers dem Bruder sein
Je gesagt, wohl weiß ich das,
Es mußte verschwiegen sein baß.
Da nahm man Ritters Dienst' wohl an,
Den man nun gar entbehren kann.

## Vierte Gruppe.

## Spruchdichter.

Wahrscheinlich der einzige Jude, der sich damals mit der Poesie beschäftigte, wenigstens der einzige, von dem es bekannt ist, ist Süßkind, mit dem Zunamen von Trimberg, der im Anfang des 13. Jahrhunderts in Würzburg lebte. Seine Poesien, deren nur sehr wenige erhalten sind, sind nicht eigentliche Minnelieder; an wen hätte auch der verachtete Jude Minnelieder dichten sollen? sondern mehr spruchartige Gedichte, die jedoch alle, nicht allein seine Gewandtheit in Behandlung der Sprache und des Reims zeigen, sondern auch tiefes Gefühl bekunden.

### Süßkind von Trimberg.

#### Gedankenfreiheit.

Gedanken niemand kann verwehren, dem Thoren noch dem Weisen;
Gedanken, die sind frei über alle Sachen.
Herz und Geist darum ja dem Menschen sind gegeben;
Gedanken schlüpfen durch Stein, durch Stahl und durch Eisen,
Gedanken so sorgsam beachte; wie die Hand, die manches kann machen;

Obgleich man nie Gedanken sah,
Man höret sie doch leben.
Gedanke sich schneller über Feld schwingt,
Als des Auges Blick.
Der Minnelohn Gedankenlust uns bringt'
Nach dem verschwiegenen Augenblick:
Gedanke kann wohl hoch in den Lüften über allen Adlern schweben.

**Bruder Wernher.** Ungeachtet der Bezeichnung Bruder war dieser Dichter kein Geistlicher, sondern ein fahrender Sänger, wahrscheinlich aus Oesterreich, der zwischen 1220—1260 lebte. Als fahrender Sänger war er natürlich in den verschiedensten Theilen Deutschlands an den Höfen der Fürsten und nahm auch in Begleitung Kaiser Friedrichs II. an einem Kreuzzuge Theil; doch, wann dies geschehen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Ziemlich gewiß ist es, daß Wernher mit Walther von der Vogelweide in näherm Verkehr stand, dem er in seinen Poesien nachzuahmen suchte und ihn sehr oft auch erreichte. Er bespricht, gleich Walther, in seinen Gedichten, die alle aus einer zwölf- oder vierzehnzeiligen Strophe bestehen, die Zeitereignisse, klagt über den Sittenverfall, und ermahnt zu einem frommen Wandel; eigentliche Minnelieder verfaßte er keine.

## Bruder Wernher.

### Zu spät.

Wer seine Reue bis ans Ende schiebt auf,
Der thut, wie ein unweiser Mann,
Der gebauet hat ein Haus mit Holze schön und gut;
Da kam ein arges Feuer daran.
Sein Sinn, sein Wort, sein Rath stand nur darauf
Zu rufen: „Lösche Herr!" wie wohl noch mancher thut.
Da ihm das Feuer versperrte die Thür,
Da mußte er selbst und auch sein Gut in seinem Hause verbrennen.
Dies Beispiel künde ich dir und mir:
Daß wir den Sünden vor dem Tod entfliehen und entrennen.
Hätt' auch derselbe unweise Mann gewonnen eh' den rechten Muth,
So hätt' er vor des Feuers Kraft sich selbst gerettet und auch sein Gut.

### Falsche Freunde.

Ein Wort der Kaiser Otto sprach,
Was ich bis an mein Ende will behalten.
Klagte ihm ein Falscher Ungemach,
Dessen Untreue er wohl erkannte
Da sprach er: „Mir ist um dich,
Des setze ich meine Wahrheit dir zum Pfande,
Recht wie dir um mich:
Der Treue sollen wir gegen einander walten."
Ein falscher Freund mit Falschheit klaget,
Was seinem treuen Freunde Leid nur bringt;
Wenn er glaubet, was der saget,
So wird des treuen Freundes Vertrauen verringt.
Man sagt: „daß ohne gute Werke der Glaube nichts sei"
So ist es mit Freundes Rede, wenn Hülfe nicht ist dabei.

Konrad Marner; ob dieser Name ein wirklicher oder ein angenommener war, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ebenso wenig, ob er von bürgerlichem oder adeligem Geschlechte stammte. Marner war in früherer Zeit die gewöhnliche Benennung für Meerfahrer; da dieser Marner aber, soviel bekannt, keine Seereisen gemacht hat, so vermuthet man, daß es doch sein Geschlechtsname gewesen ist. Sicher ist es, daß er aus Schwaben stammte, und zu Anfang des 13. Jahrhunderts wohl um 1210 oder noch früher geboren ward, ebenso, daß er ein fahrender, in dürftigen Verhältnissen lebender Sänger war. Aus einem Gedichte Rumelands, eines späteren Dichters, weiß man, daß Konrad Marner als blinder, kranker Greis um 1287 ermordet worden ist; doch berichtet derselbe nichts Näheres darüber.

Der Marner war gleich Bruder Werner ein Nachahmer und Verehrer Walthers, und einer der gelehrtesten und berühmtesten Dichter damaliger Zeit. Zuerst pflegte er noch das Minnelied; als aber später die Sittenverderbniß immer mehr zunahm, wandte er sich dem ernstern Lehrgedicht: Sprüche, Weisheitsregeln und dergleichen zu, und gebrauchte bei denselben mit Vorliebe Bilder aus der Natur; er verfaßte neben deutschen auch lateinische Gedichte.

## Der Marner.

### Die Lüge.

Ich spür' ein Wunder durch das Land,
In gelblich grüner Farbe Schein,
Es hat nicht Augen, Fuß noch Hand,
Und will doch bei den Menschen sein,
Bei Armen und bei Reichen.

Es bindet manchen ohne Band,
Die Donau befährt es und den Rhein,
Es träget der Herren Gewand
Und trinket mit den Fürsten Wein;
Es kann auch zu den Frauen schleichen.

Hier stirbt es, und wächst dort, es regt sich spät und fruh;
Es schlich auf einem Baum der ersten Fraue zu;
Es schlug der Welt vierten Theil,
Und schlägt auch noch
Wohl manchen Thor
Als Ochs ohne Horn;
Mancher Mann hat sein Heil,
Sein Leib, sein Seel an ihm verlorn:
Sag an, wem mag das Ding wohl gleichen?

### Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Du theilest ungleich,
Lieber Herr, dein Gut;
Du gibst einem das, wo viere hätten genug daran,
Und wohl mit Ehren dächten auf Gewinn.
Mancher der ist reich,

Und hat großen Uebermuth.
Lieber Vater Jesus, ist das gut gethan?
Oder weißt du lieber Herre, nicht, daß ich so dürftig bin?
Daß du mir nichts gibst wie einem unmäßigen Mann?
Und ich bin doch so mäßig,
Herr, was hab' ich gethan?
Stets ich deiner gedenke doch.
Nein! dann vielleicht dich vergäß' ich.
Herr Gott, du theile wie zuvor.
Du bist's, der da theilen und wollen soll:
Dich will ich nimmer tadeln, denn du thust wohl.

Herr Reinmar von Zweter, vermuthlich ein Sohn Reinmars des Alten und auf dessen Schloß am Rhein geboren, am österreichischen Hofe aber erzogen und aufgewachsen, lebte um 1240 oder 1250 am Hof des Königs Ottokar von Böhmen; kehrte jedoch, da er dort viele Gegner hatte, bald an den Rhein zurück. Er starb zwischen 1250—1260 und soll zu Eßfeld in Franken begraben liegen. Reinmar war einer der bedeutendsten und talentvollsten der späterer Minnesänger und gleich den beiden ebengenannten ein Verehrer und Nachahmer Walthers, denen er auch darin gleicht, daß die Minne fast ganz aus seinen Gedichten ausgeschlossen, oder geistiger aufgefaßt ist. Außer zwei größeren Gedichten hat er nur Sprüche lehrhaften, satyrischen oder politischen Inhalts in ein und derselben Strophe aus zwölf Zeilen bestehend, geschrieben, der nach ihm Reinmars Ehrenton genannt wurde.

### Reinmar von Zweter.

#### Wahl der Freunde.

Vergoldet Kupfer, Silberschein
Ueber Zinn, die mögen wohl gleich dem Gesellen sein,
Der in schönem Leib Falschheit und Lüge verborgen hat,
Es sei Weib oder Mann.
Feuers Gluth ist schön; wer sie zu jäh greift an,
Der mag davon Schaden gewinnen;
Davor hütet euch, das ist mein Rath.
Der nur mit Freuden altern kann,
Der sich zum Freund erwählt einen Mann,
Dessen Herz ist also gezieret,
Daß ihm Zucht und Treue wohne bei;
Wie häßlich er auch von außen sei,
Schön vor allen sei er geehret.

Dieselbe Richtung der Poesie, wie die drei zuletzt genannten Dichter, d. h. immer mehr vom Minnelied ab und dem eigentlich Lehrhaften sich zuwendend, schlugen mit mehr oder weniger Talent auch die folgenden Dichter ein: Meister Friedrich von Sonnenburg, Meister Rumeland, der Meißner, Meister Stolle, Schulmeister von Eßlingen, der Unverzagte, der Kanzler und Hermann der Damen.

Meister Friedrich von Sonnenburg, ein fahrender Sänger bürgerlichen Standes aus Tyrol, der zwischen 1253—1287 meist an den Höfen Otto des Erlauchten von Bayern und König Ottokars von Böhmen lebte, behandelt in seinen Gedichten größtentheils die nämlichen Gedanken, wie Wernher und die beiden andern, doch nicht mit demselben Talente.

Noch weniger Talent zeigt Meister Rumeland, der zwischen 1254—1273 lebte, aus Sachsen stammte und ebenfalls ein fahrender Sänger war. —

Der Meißner, ein fahrender Sänger aus Meißen, zwischen 1260—1280 lebend, hatte bei aller Verehrung für die Kunst gleichfalls kein größeres Talent; seine Gedichte sind nur die Wiederholung der Poesien der bessern Dichter. —

Meister Stolle, wahrscheinlich ein Geistlicher in Heidelberg, der aus Oberdeutschland gebürtig war und um das Jahr 1268 lebte, zeigt in manchen seiner Gedichte eine geistreiche Auffassung; doch verdient er besondere Erwähnung deshalb, weil er die Sonettenform gebrauchte, die bei den andern deutschen Dichtern jener Zeit unbekannt war, und die nach ihm auch Stolles Alement-Ton genannt wurde. —

Der Schulmeister von Eßlingen, oder Magister Heinrich, lebte um 1280 als Schulrector oder Kinderlehrer in Eßlingen, klagt in seinen Gedichten, die von Geist und scharfem Blick zeugen, besonders über die Kargheit und Habsucht König Rudolphs. —

Der Unverzagte, ein fahrender Sänger, der zur selben Zeit wie der vorige lebte, klagte gleich diesem über die Kargheit und Habsucht König Rudolphs. Die Heimath des Unverzagten ist unbekannt, ebenso sein eigentlicher Name, da dieser doch nur ein angenommener Name sein kann. —

Der Kanzler, gleichfalls ein fahrender Sänger, der um dieselbe Zeit lebte und wahrscheinlich aus der Schweiz gebürtig war. Ob der Name: „Kanzler", sein wirklicher oder ein angenommener Name war, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Er ist der einzige unter allen diesen späteren Dichtern, der außer dem lehrhaften Spruche auch noch das Minnelied bearbeitete, und zwar in Betreff der Form äußerst kunstvoll und mit großer Gewandtheit, doch dem Inhalte nach an denselben Mängeln leidend, wie die Minnelieder der späteren Minnesänger. Seine mehr lehrhaften Gedichte gehören zu den besseren aus dieser spätern Zeit. —

Hermann der Damen lebte um dieselbe Zeit als fahrender Sänger an den Höfen der Grafen von Brandenburg, Holstein und Schleswig. Seine Gedichte, meist Loblieder auf die freigebigen Fürsten, sind nicht von großer Bedeutung.

## Fünfte Gruppe.

## Didaktische Dichter und didaktische Gedichte von unbekannten Verfassern.

### a) Didaktische Dichter.

An die Spruchdichter reihen sich diejenigen an, die sich ausschließlich dem größeren lehrhaften Gedichte, also nicht nur dem Spruch, zuwandten, sowie auch die Poesien dieser Gattung, deren Verfasser unbekannt sind. Man kann diese Dichter, gleich den eilf letztgenannten, zu den Nachfolgern Walthers von der Vogelweide rechnen, da derselbe nicht nur im Minnelied eine ernstere Saite anschlug, sondern auch der erste war, der sowohl den Spruch, als auch das größere lehrhafte oder didaktische Gedicht in die Poesie einführte, letzteres durch sein: „Freidanks Bescheidenheit." Diese Dichter sind: Ulrich Boner, Thomasin von Zirkläre, Hugo von Trimberg, Heinrich, Seifried Helbling, Konrad von Ammenhausen. Die didaktischen Gedichte von unbekannten Verfassern sind: „Der Windsbeck, die Windbeckin", „König Tyrol von Schotten und Friedebrant, sein Sohn." —

Ulrich Boner, oder Bonerius, lebte zwischen 1229—1249 als Prediger-mönch zu Bern. Seine Blüthe fällt gerade in die Zeit, als die ritterliche Poesie und der Minnegesang verstummten. Unter dem Titel: „der Edelstein" gab er eine Sammlung von hundert Fabeln, damals „Beispiele" genannt, heraus, die sich in heiterer Darstellung und fließender Sprache über die meisten im menschlichen Leben vorkommenden Begebenheiten belehrend verbreiten. Er war einer der ersten Fabeldichter der Deutschen und suchte sich nach dem griechischen Fabeldichter Aesop zu bilden; doch wich Boner insofern vor dessen Art ab, als er die Begebenheit möglichst ausführlich berichtet, während die eigentliche äsopische Fabel nur ganz kurz die zu Grunde liegende Begebenheit erzählt, um daran die Lehre zu knüpfen. Boner's Buch war zwei Jahrhunderte hindurch sehr beliebt; und noch in neuester Zeit haben die meisten Fabeldichter dasselbe benutzt. Die erste Ausgabe ist zugleich das älteste, gedruckte, deutsche Buch; bis jetzt kennt man nur ein Exemplar davon, welches sich in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Die Schweizer Dichter Bodmer und Breitinger gaben 1757 dasselbe nochmals in der alten Sprache heraus.

### Ulrich Boner.

#### Aus dem „Edelstein."

**Der Anfang des Buches.**

Herr Gott, der du ohn' Anfang bist,
Gleichwie du auch ohn' Ende bist;
Allmächtiger Gott, dem alle Kreaturen sind,
Alt und Jung, Vater und Kind.
Gott, Herr über all' der Engel Schaar,
Wie ist es doch so grundlos gar,
Daß man über dein Allmacht
Irgend singet oder sagt.
Dein Lob nie Menschensinn begreift,
Du bist ein endloser Reif
Um deine ganze Schöpfung.

Was flieget, schwimmet oder geht,
Ob dem bist du ein hohes Dach.
Deine Wunder, Herr, nie durchbrach
Keines Menschen Sinn, noch Herz noch Muth.
Du bist ein überflüssig Gut
Alles Gutes. Wunderbarer Gott,
Verleih uns, daß wir dein Gebot
Behalten, nach dem Willen dein,
Und frei von allen Sünden sein.
Und daß wir erkennen deine That
In allem, was deine Hand geschaffen hat,
Die du uns, Herr, hast gegeben
Zum Spiegel, daß wir unser Leben
Richten auf den hohen Grad
Der Tugend und der Ehren Pfad.
Denn alle Kreatur uns lehrt,
Sie sei gut oder verkehrt,
Daß man dich, Herr, lieben soll.
Es sprechen auch die Meister wohl:
„Mehr als Worte ein Beispiel thut!"
Das stärket manches Menschen Muth,
An Tugend und an Seligkeit.
Gut Beispiel trägt der Ehrenkleid,
Gut Beispiel sänftigt wilden Mann,
Gut Beispiel Frauen zähmen kann.
Gut Beispiel zieret Jung und Alt,
Recht wie das grüne Laub den Wald.
Davon hab' ich, Bonerio,
Bekümmert meinen Sinn also,
Daß ich habe manches Beispiel
Gemacht ohne Meisterschaft viel
Zu Liebe dem ehrwürdigen Mann
Von Ringenberg Herrn Johann,
Auf deutsch mit schlichten Worten,
Einfalt an allen Orten.
Lateinisch ich geschrieben fand
Ein Wort, das hat mich sehr ermahnt.
Das Wort, es soll in diesem Buche stehn,
Es heißt: „Schade und Schande ist müßig gehn."
Wer müßig geht, dem wird sein Geld,
Der Leib, der Teufel und die Welt
Nehmen aller guten Werke Kraft.
Ich acht' es nicht, wenn jemand klafft
Mit hassender Zunge wider mich:
Haben doch viel Bessere als ich,
Von bösen Zungen mannigfalt,
Jungen sowohl wie Alt,
Vielen Spott müssen erleiden:
Wie sollte mich denn vermeiden
Mancher hassenden Zunge Gift:
Viel Arges sie doch nimmer anstift;
Ich schätze diese Leiden klein.
Dies Büchlein mag der Edelstein
Wohl heißen, weil verborgen in ihm leit
Beispiel mancher Klugheit.
Es bringt hervor wohl manches Gut,
Wie an dem Dorn die Rose thut.
Wer nicht erkennet wohl den Stein
Und seine Kraft, deß Nutz ist klein.
Wer oben hin das Beispiel sicht
Und inwendig erkennet nicht,
Sehr kleinen Nutzen er davon hat,
Das merket Frauen und Mann,
Also fanget das Büchlein an.

**Von einer gefangenen Nachtigall.** (Von weltlicher Thorheit.)

Ein Weidmann fing ein Vögelein,
Das war klein, stolz und fein:
Eine Nachtigall war es genannt.
Als er es nahm in seine Hand,
Um es sogleich zu tödten, da
Das Vöglein sprach: „Laß gehn mich ja,
Satt wirst du doch nicht von mir:
Doch will ich drei Lehren geben dir,
Wenn du die behieltest wohl,
Würdest du Frieden und Glückes voll."
Er sprach: „Sag an, was mag das sein?"
Da sprach das kleine Vögelein:
„Du sollst glauben nimmer mehr,
Was unglaublich ist gar sehr;
Weßhalb sollte irgend ein Mann
Glauben, was nie geschah, noch geschehen kann?
Das andere ist: nicht Müh noch Leid
In deinem Herzen dir bereit
Um Dinge, die vergangen sind,
Und nicht wieder zu erlangen sind.
Durch dein Leid sie nicht wiederkommen,
Auch mag das Leid Niemandem frommen.
So ist die dritte Lehre mein,
Daß du nicht sollst beflissen sein
Um das, was dir nicht werden mag;
Der thut sich selber große Schmach,
Und mag wohl werden der Leute Spott,
Der nicht behält dieses Gebot.
Du sollst die Lehre behalten wohl,
Dann wirst du mancher Weisheit voll."
Der Mann, der ward der Lehre froh,
Das Vöglein ließ er fliegen da
Auf einen Baum. Da dies geschah,

Das Vöglein zum Manne sprach:
„Du hast nicht weislich gethan,
Daß du mich, Thor, hast fliegen lan;
Das muß dir schädlich sein:
Denn ich trage in dem Leibe mein
Einen Stein, edel und groß:
Wer den hat, der wird nie siegelos.
Er zerstört auch alles Gift,
Ein Straußenei er an Größe übertrifft.
Den hast du nun verloren."
Der Thor hätte wohl geschworen,
All' das Gesagte wäre wahr.
Die Lehr' hatt' er vergessen gar,
Die ihm der Vogel hat gegeben.
Er ward betrübt wie um sein Leben;
Das Unmögliche glaubte er
Und war betrübt gar sehr,
Wie er den Vogel könnte fahn.
Da sprach das Vöglein zu dem Mann:
„Immer wirst du ein Narre sein,
Nicht hast du behalten die Lehre mein:
Du hast geglaubt die Ding,
Die gar unmöglich sind:
Daß ich habe einen großen Stein
In mir, dazu bin ich zu klein.
Dazu Leid und Schmerzen
Hast du in deinem Herzen,
Daß du mich, Thor, hast verloren.
Auch ist in deinem Herzen Zorn,
Daß du mich nicht kannst fangen,‛
Da doch mein Weg und deiner sind aus einander gegangen.
Du hältst nicht die Lehre mein,
Deshalb wirst du stets ein Thor sein."

Ein Thor wird oft gelehret wohl,
Sein Herz bleibt doch der Thorheit voll.
Wer das glaubt, was nicht sein kann,
Der ist ein unweiser Mann.
Was ohne Gott Niemand wenden kann,
Das soll man ruhig Gott überlan.
Der begehrt sich selber zur Schmach,
Wer begehrt, was ihm nicht werden mag.
Der ist nicht weise, wer das begehrt,
Was ihm doch niemals wird gewährt.
Wie viel die Welt hat hoher Lehr,
Mancher Mensch doch gar oft begehrt
Und glaubt, was nicht ist gut,
Und seiner Seele Schaden thut.
Und richtet nach den Dingen
Seinen Sinn, die ihm mißlingen:
Wie dieser Thor hat gethan.
Dessen Herz muß in Reuen stahn,
Der rechter Lehr nicht folgen will.
Derselben Thoren gibts noch viel,
Die ich nur hier nicht nennen will.

Thomasin von Zirkläre, eigentlich Thomasius della Chiara, von adeligem Geschlechte aus Friaul stammend, lebte ungefähr zwischen 1200—1260. Er nennt sich selbst den welschen Gast, und so nennt er auch sein didaktisches Gedicht, welches sich, wie Ulrich Boners Fabeln, über alle Begebenheiten des menschlichen Lebens verbreitet, dabei aber auch eine Zucht- und Sittenlehre für das höfische Leben sein sollte. Es ist gleich dem vorhergehenden in kurzen Reimpaaren abgefaßt und enthält 14,752 Verse in 10 Bücher eingetheilt; er eifert darin besonders gegen den Leichtsinn seiner Zeitgenossen, sowohl auf sittlichem, wie auf poetischem Gebiete und rühmt als Quelle aller Tugend die Beständigkeit, sowie er die Unbeständigkeit für die Quelle jeglichen Lasters hält; auch sind dem Gedicht vielerlei Erzählungen und Fabeln eingewebt. —

Die Sprache und der Reim des Gedichtes zeigen nicht dieselbe Gewandtheit, die wir bei den meisten der höfischen Dichter zu bewundern Gelegenheit hatten; doch rührt das wohl daher, daß er als Ausländer die deutsche Sprache nicht mit solcher Sicherheit zu behandeln wußte, worüber er selbst oft klagte. —

## Thomasin von Zirkläre.

### Aus dem „welschen Gast“.

#### Der gute Mann hat nichts zu fürchten.

Wie sollt' ein guter Mann
Irgend etwas fürchten dann?
Ich zeig' euch, daß nichts geschehn kann,
Was Schaden bringt dem guten Mann.
Ist's, daß er nicht hat Gut,
So ist doch reich sein Muth;
Seine Tugend hat um so hellern Schein,
Wenn er sich hält von Sünde rein.
Denn wer scheuet bösen Gewinn
In seiner Armuth, der hat den Sinn,
Daß es ihm wäre leid,
Ein reicher Mann zu werden heut.
Ein guter Mann soll auch fürchten nicht,
Was ihm von Krankheit geschicht,
Denn wird ein Mann ungesund,
Sein Muth wird zu derselben Stund
Gesunder, wenn er geduldig ist;
Was auch geschieht zu aller Frist
Dem guten Mann ist Krankheit gut,
Daran sich kräftiget sein Muth.
Kein guter Mann auch fürchten soll,
Wie ich euch jetzt sage wohl,
Daß ihn jemand möge vertreiben,
Wenn nur das wird bei ihm bleiben,
Was er am meisten liebet:
Seine Tugend; dann wird er nie betrübet.
Dann ist er daheim zu aller Zeit,
Wie fern er auch von Hause leit.
Hat jemand nicht der Tugend Gut
Und Höfischkeit in seinem Muth,
Wär er daheim zu aller Frist,
Wisset, daß er doch vertrieben ist.
Ein guter Mann mag fürchten nicht
Gefängniß; wenn es geschicht,
Daß man ihn fängt, was schadet es ihm?
Ihm ist doch besser in seinem Sinn
Als dem bösen Mann,
Wo der auch ist und sein kann,
Er ist dem Unglück unterthan.
Der Gute ist glücklich zu aller Frist,
Was schadet's, wenn er gefangen ist?
Denn er hat in seinem Muth
Von der Tugend alles Gut;
Was er in der Welt will,
Der Kurzweil hat er viel.
Ist sein Kerker nicht schön,
Nichts schadet's dem, der mit Tugend ist gekrönt.
Wenn es darin dunkel ist,
Das schadet ihm zu keiner Frist;
Denn in wessen Herzen brennt
Der Tugend Licht, dem ist's nicht schwer,
Zu ertragen die Finsterniß im Kerker.
Nun spricht leicht ein Mann,
Der nicht weiß, was Tugend kann
Dem guten Manne Gutes geben:
„Wie könnte jemand leben
Ohne Furcht, daß man ihm Böses thun will!“
Wer das spricht, der hat nicht viel
Versuchet, was Tugend pflegt zu geben
Dem, der nach ihr will leben.
Ob ich's gleich auch nicht versucht han,
So weiß ich doch, welcher Mann
Recht ist tugendhaft,
Daß der des Todes Kraft
Nicht sehr fürchten soll.
Dabei sollt ihr merken wohl,
Wenn er nicht fürchten soll den Tod,
Wie soll er fürchten andere Noth?
Du sprichst wohl leicht: „so tödtet man ihn.“
Was schadet das? er hat den Sinn,
Daß er weiß, daß er sterben muß;
Denn das ist der Welt Gruß:
Daß sie uns empfängt mit Noth
Und gibt uns Abschied mit dem Tod.
Wenn ihm das den Tod nicht bringt,
So bringt ihn ihm ein ander Ding.
Wie auch sterbe der gute Mann,
Wisset er gewinnet daran.

Hugo von Trimberg, wahrscheinlich in dem Dorfe Trimberg am Fuße des Bergschlosses gleichen Namens im ehemaligen Fürstenthum Würzburg geboren und danach benannt, von 1260 bis 1309, in welchem Jahre er vermuthlich starb, Magister und Rektor der Schule am Kollegiatstift der Maria und Gangolph, in der Theuerstadt, einer Vorstadt Bambergs. Daß Hugo

von Trimberg ein sehr gelehrter Mann war, beweist seine, für jene Zeit höchst seltene Büchersammlung von 200 Bänden, seine eigenen 12 Bücher, sowohl deutsche als lateinische Schriften, miteingerechnet. Das beste Zeugniß seiner Gelehrsamkeit gibt uns jedoch das einzige von ihm erhaltene poetische Werk, das Lehrgedicht, „der Renner" genannt. Es ist gleichfalls in kurzen Reimpaaren abgefaßt, und sollte unter der Allegorie eines einzeln dastehenden Birnbaumes, dessen Früchte theils unreif abfielen, theils reif vom Winde, „Fürwitz" genannt, abgeschüttelt wurden und in Dornen, in einen Brunnen, in das Gras und in eine Lache fielen, das Leben der Menschen und ihren Sittenverfall darstellen. Adam und Eva bedeuten den Baum, der auf einer Haide, die Welt, steht und dessen Früchte, die Birnen, die Menschen bedeuten. Diese fallen theilweise in der Hoffahrt Dorn und verderben, theilweise in der Sünde Lache und verderben gleichfalls, ebenso die unreif abgefallenen und die in den Brunnen gefallenen. Nur die auf das grüne Gras fallen, welches die Reue bedeutet, werden gerettet. Das ganze Gedicht sollte eine Entwickelung dieses Gleichnisses sein, welches Hugo jedoch oft vergißt, und dann ganz unerwartet auf dasselbe zurückkommt und die einzelnen Bilder ausführt. Durch dieses Verfahren wird die poetische Einheit vernichtet, wodurch das Gedicht sehr an Wirkung verliert, doppelt, da er sich zugleich öfter wiederholt, daher weitschweifig und zuweilen langweilig ist; übrigens verbreitet sich Hugo in demselben ganz in der Weise wie Freidanks Bescheidenheit über alle menschlichen Verhältnisse, namentlich rügt er die Gebrechen und Laster seiner Zeitgenossen, unter denen er die Hoffahrt als die Quelle alles Uebels bezeichnet. Das Gedicht zeigt besonders in den zahlreich eingewebten Fabeln, Gleichnissen und Erzählungen trotz des Mangels an Einheit von der poetischen Begabung, mehr aber noch von der edlen Gesinnung des Verfassers. Er begann das Gedicht erst im Jahre 1300, ungefähr in seinem 50. Lebensjahre, nach dem Plan eines schon früher 1266 für seine Hausgenossen gefertigten, aber verlorenen, wahrscheinlich prosaischen Werkes, „der Sammler" genannt, und arbeitete bis zu seinem Tode daran; er nannte es „der Renner" deßhalb, wie er selbst berichtet, weil es in alle Lande rennen und die Leute lehren sollte, dann aber auch mit Beziehung auf den Mangel an festem Plan, da sein Gedicht wie ein durchgehendes Roß mit seinem Reiter, mit ihm hin und her renne. Vollständig wurde der Renner zuerst herausgegeben 1833—1836 von dem Bamberger historischen Vereine. Ein Dichter der folgenden Periode, Sebastian Brandt, bearbeitete 1549 den Renner, doch mit sehr willkührlichen Auslassungen und Veränderungen. —

## Hugo von Trimberg.

### Aus dem Renner

#### Von Worten.

Der besten Gaben eine,
Die Gott hat gegeben
Dem Menschen in diesem Leben
An Leib und Seele, das sind Wort.
Sie reinigen wie Feuer, unser Kraft
sind sie und Hort.

Wer sie kann richtig wägen,
Treu und Weisheit mit Sitte pflegen,
Des Lehre ist als ein Maienregen,
Dem Gott gegeben seinen Segen.
Wer aber ermattet an der Ehre
Und sich dem Laster zukehre,
Dessen Worte und Werke sind Gott
Und all' den Seinen ein arger Spott.
Mancher Mann sein Wort verschließt
So sehr, daß Reden ihn verdrießt;
Mit Worten mancher überfließet,
Dessen Reden niemand gern genießet.
Böse Wort' und böse Werk
Haben die von Lasterberg;
Gutes Wort und gute Werk
Haben die von Tugendberg;
Gutes Wort und üble Werk
Haben die von Trügenberg.
Wir haben zwei Ohren und einen Mund
Von Natur, daß uns sei kund,
Daß wir viel mehr hören sollen ohne Klagen,
Als mit dem Munde Worte sagen.
Worte erweichen manchen harten Zorn.
Von Worten werden Freunde oft verlorn,
Worte erhalten die Christenheit,
Worte geben Beides, Lieb' und Leid;
Worte schließen auf des Herzens Schrein,
Der lange schon verschlossen mochte sein;
Worte thun uns Gut und Uebles kund;
Mancher Mensch von Worten ward gesund.

Heinrich. Von den Lebensumständen dieses Dichters ist gar nichts bekannt, man kennt nicht einmal seinen ganzen Namen, und kann nur aus einzelnen Notizen zu Ende seines Gedichts schließen, daß er um die Mitte des 12. Jahrhunderts gelebt habe. Es werden diesem Heinrich zwei bedeutende didaktische Gedichte zugeschrieben, eins vom „Pfaffenleben", welches nur in Bruchstücken bekannt ist, und eines von des „Todes Gehügede", d. h. von dem Andenken des Todes; letzteres gehört zu den besten Erzeugnissen der didaktischen Poesie dieses Zeitraumes, sowohl wegen seines ernsten Inhalts, als auch wegen seiner einfachen, doch würdevollen Ausdrucksweise. Es zerfällt in zwei Abschnitte; der erste, welchen der Dichter selbst als ein Lied vom gemeinen Leben bezeichnet, enthält als Einleitung zu dem eigentlichen Gegenstande eine Darstellung verschiedener Lebensverhältnisse und einen Tadel der Gebrechen und Laster der Menschen; der zweite Abschnitt enthält die Mahnung, an den Tod zu denken und Buße zu thun, und gewinnt durch die vorhergehende warme Darstellung des gemeinen Lebens an Bedeutung.

## Heinrich.

### Von des Todes Gehügede.

#### Der Eingang des Gedichtes.

Mich dränget meines Glaubens Gelübde,
Daß ich von des Todes Gehügede
Eine Rede vorbringe.
Dabei ich nur das bedinge
Daß ich weltlichen Leuten
Bescheidentlich möge deuten
Ihrer aller Gefahr und Noth.
Daß sie auf den täglichen Tod,
Der allen Leuten ist gemein,
Immer vorbereitet mögen sein.

Seifried Helbling ein österreichischer Dichter ritterlichen Standes, der zwischen 1230—1300 lebte. Aus gelegentlichen Bemerkungen in seinen Gedichten kann man entnehmen, daß er ein wohlhabender, verheiratheter Mann war und Kinder hatte; auch geht aus denselben seine, für einen Ritter da-

maliger Zeit, ziemlich bedeutende Bildung hervor: Er konnte lesen, war in der Bibel und in den Poesien der heimathlichen Dichter, wie Wolfram, Hartmann u. s. w. gut bewandert und scheint auch etwas Lateinisch verstanden zu haben, da er in seinen Dichtungen mit Vorliebe lateinische Worte einmischt. Er verfaßte fünfzehn Gedichte, deren jedes ein für sich bestehendes Ganze bildet, die doch aber insofern zusammenhangen, als allen der nämliche Zweck, die Gebrechen seiner Zeit zu rügen, zu Grunde liegt. Das erste derselben heißt der kleine Lucidarius; es ist gleich den meisten seiner Gedichte in Gesprächsform zwischen ihm und seinem Knappen abgefaßt, und rügt besonders die Herabwürdigung der Ritterschaft und das Eindringen fremder Sitten in Oesterreich. Er wählte diesen Titel, weil er in seinem Buche die Gesprächsform einer Laienencyclopädie nachahmte, welche damals unter dem Namen Lucidarius sehr bekannt war. Helblings Gedichte sind, wenn auch gerade nicht von hohem poetischem Werthe, doch voller Beweglichkeit und Lebendigkeit. —

Konrad von Ammenhausen, aus dem Geschlecht der Edlen von Ammenhausen, stammte aus dem Thurgau, war zu Anfang des 14. Jahrhunderts zwischen 1320—1337 Mönch und Pfarrer zu Stein am Rhein, im jetzigen Kanton Schaffhausen.

Wie er selbst berichtet, war er viel umhergereist, und hatte, wahrscheinlich auf einer seiner Reisen in Frankreich das lateinische prosaische Werk eines französischen Predigers über das Schachspiel kennen lernen, nach welchem er sein Gedicht: „Schachzabelbuch" genannt, verfaßte. Das Gedicht, welches der Form nach — es ist auch in kurzen Reimpaaren abgefaßt — bei weitem unbeholfener ist, wie die Werke der vorhergenannten didaktischen Dichter, fand wegen seines neuen und interessanten Inhalts großen Beifall. Es zerfällt in vier Theile, deren erster von der Erfindung des Schachspiels handelt. Dasselbe soll von einem weisen Meister, Namens Philometor, erfunden worden sein, um den Tyrannen Evilmoradach, Nabuchodonosors Sohn, der gegen sein Volk mit der wildesten Grausamkeit wüthete, von seiner Tyrannei zu heilen. Philometor, der den König auf die Erlernung des Schachspiels begierig gemacht hatte, zeigte es ihm nur unter der Bedingung, ihm dabei alle Belehrung ertheilen zu dürfen, die er wollte, und benutzte die ihm gegebene Gelegenheit so gut, dem König bei jeder Schachfigur eine Belehrung zu ertheilen, daß derselbe wirklich umgewandelt und ein besserer Regent ward. —

Der zweite und dritte Theil des Gedichtes bildet die Erklärung der inneren Bedeutung der einzelnen Figuren: bei jeder Figur, welche einen besonderen Stand repräsentirt, beginnt der Dichter mit der äußeren Erscheinung derselben, indem er Kleidung, Schmuck und Geräthschaften erklärt, dann die Tugenden und Pflichten aus einander setzt, welche jeder Stand zu erfüllen und vor den Lastern warnt, die jeder zu vermeiden hat; dabei sind passende Legenden, Fabeln und Erzählungen eingemischt. Die Alten, unsre jetzigen Läufer, repräsentirten den Richterstand; die Springer die Ritter; der Thurm

den Landvogt, König und Königin den Fürsten und die Fürstin. Die Bauern oder Venden repräsentirten jeder einen besondern Stand: Der erste rechts den Landmann; der zweite den Schmied, Maurer und Zimmermann; der dritte die übrigen Handwerker: Färber, Leinweber, Schneider, Tuchscherer, Bartscherer, Metzger, Schuster, Gerber, Sattler, Hutmacher u. s. w.; der vierte den Kaufmann; der fünfte den Arzt und Apotheker; der sechste den Gastwirth; der siebente die Diener und Beamte der Stadtgemeinde; der achte die Boten und Spieler. — Im vierten Theil des Gedichts beschreibt der Dichter die Gestalt und Einrichtung des Schachbretts und den Gang der einzelnen Figuren, woran er wieder moralische Betrachtungen knüpft, jedoch kürzere, wie in den vorhergehenden Abschnitten.

### Konrad von Ammenhausen.

### Aus dem Schachzabelbuch. (Dritter Theil.)

#### Erklärung des ersten Bauern.

Bei dem ersten will ich fangen an;
Derselbe soll vor dem Thurme stan,
Welcher steht zu des Königs rechter Hand.
Wie ich es in dem Buche fand,
Aus dem ich es gelesen han,
Soll dieser bedeuten einen Baumann (Bauer).
Dem soll er gleich gebildet sein:
So las ich in dem Büchelein.
Er soll haben in der rechten Hand
Eine Hacke, damit man bauet das Land,
Daß es fruchtbar wird,
Korn, Wein und andere Ding gebiert,
Was Männiglichem nöthig ist,
Und unser Herr Jesus Christ
Uns aus der Erde wachsen lat,
Daß es Menschen und Vieh gibt Vorrath.
In der linken Hand er haben soll
Eine Gerte, die ziemt einem Bauern wohl,
Damit er zur Arbeit treibe
Sein Vieh und zur Weide. —

## b) Didaktische Gedichte von unbekannten Verfassern.

Ueber den Verfasser des Gedichtes: „der Windsbeck“ genannt, sind die Ansichten sehr verschieden, einige halten den Titel für den Namen des Dichters, was viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, da Hugo von Trimberg einen Dichter von Windesbecke anführt. Andere hingegen waren der Ansicht, daß der Titel nicht den Namen des Verfassers angebe, sondern das Gedicht selbst bezeichne, und daß unter dem „Windsbecken“ der vom Dichter eingeführte Ritter zu verstehen sei. Der Schweizer Dichter Bodmer, der diese Ansicht zuerst aussprach, wollte das Gedicht Wolfram von Eschenbach zuschreiben; doch hatte er dafür keinen haltbaren Grund. Auch über die Entstehungszeit des Windsbeck sind die Ansichten verschieden; einige setzen es in die Mitte des 13. Jahrhunderts, andere an den Anfang desselben; jedenfalls ist das Gedicht eines der besten didaktischen aus dieser Zeit; es ist in einer zehnzeiligen Strophe abgefaßt, und enthält im Wechselgespräch zwischen Vater und Sohn liebevolle Anweisung des Vaters an seinen Sohn zu einem tugendhaften, frommen und thätigen Leben.

## Aus dem Windsbecken.

### Eingang.

Ein weiser Mann hatte einen Sohn,
Der war ihm lieb, wie's jedem ist.
Den wollt' er lehren Rechte thun,
Und sprach also: „mein Sohn, du bist
Mir lieb ohne alle falsche List.
Bin ich dir, wie du selber dir,
So folge mir zu dieser Frist.
Dieweil du lebest, ist's dir gut;
Wenn dich ein Fremder ziehen soll,
Du weißt nicht, wie er ist gemuth."

„Sohn, gib ihm, der dir hat gegeben
Und aller Gabe hat Gewalt;
Er gibt dir noch ein ewig Leben,
Und andere Gabe mannigfalt,
Mehr als Laub hat der Wald.
Willst du nun haben diesen Hort,
In seinen Händen dich hier halt
Und sende gute Boten für,
Daß sie dir dort verschaffen Raum."

„Sohn, wenn der Vogel vor der Zeit
Von seinem Neste fliegen will,
Sich selbst er dann wohl geit
Den thörichten Kindern zum Spiel.
Dies Gleichniß ich dir künden will:
Fängst du was an, was du nicht kannst
Vollenden, und dir wird's zuviel,
Daß du's mußt lassen ungewonnen:
Besser wäre es deiner Ehre,
Du hättest's nie begonnen."

Die Windsbeckin, ein Gedicht aus derselben Zeit, gleichfalls von einem unbekannten Verfasser, ist eine Nachahmung des Windsbecken; es ist in derselben Strophe, wie jenes abgefaßt, und enthält ebenfalls in Gesprächsform zwischen Tochter und Mutter, die Lehren einer liebenden Mutter an ihre Tochter zu einem tugendhaften Leben.

Von geringerem poetischen Werthe, wie die beiden, ist das ebenfalls in dialogischer Form abgefaßte Gedicht: „König Tyrol von Schotten und sein Sohn Friedebrant." Dasselbe zerfällt in zwei Theile, die wohl ursprünglich nicht zusammengehörten und von verschiedenen Verfassern, vermuthlich auch aus verschiedenen Zeiten herrühren mögen. Der erste Theil, in welchem König Tyrol seinem Sohne Friedebrant Räthsel vorlegt, welche dieser auflöst, scheint aus einer spätern Zeit zu sein und erinnert an den Sängerkrieg auf der Wartburg. Der zweite Theil, der wohl der älteste sein mag, ist jedenfalls eine Nachahmung des Windsbecken: er enthält, wie jener, gute Lehren des Königs an seinen Sohn, und zwar meist dieselben Gedanken wie der Windsbecke.

## Sechste Gruppe.

### Dichter der höfischen Dorfpoesie.

Eine andere Gruppe von Dichtern, die sich gleichfalls vom Minneliede ab, jedoch nicht dem Spruch oder dem größern lehrhaften Gedichte, sondern der sogenannten höfischen Dorfpoesie zuwandten, sind: Der Stricker, Herr Neidhart, Gottfried von Nifen, Schenk Ulrich von Winterstetten, der Tannhäuser, Burkhardt von Hohenfels, Herr Steinmar, Johannes Hadlaub, Wernher der Gartenäre und Heinrich Wittenweiler.

Unter höfischer Dorfpoesie verstand man Schilderungen des bäurischen oder bürgerlichen Lebens im Gewande der ritterlichen Poesie, zum Ergötzen der Adligen gedichtet.

Der Stricker oder Stricherer, ein Dichter, von dessen Lebensumständen gar nichts bekannt ist, als daß er um die Mitte des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich in Oesterreich lebte. Einige halten den Namen Stricker für einen angenommenen, mit dem er seine Poesien als ein kunstreiches Gewebe habe bezeichnen wollen. Er ist der einzige aus dieser Gruppe von Dichtern, der sich sowohl als Verfasser von lyrischen, wie auch von didaktischen und epischen Gedichten bekannt machte.

In seinen lyrischen Gedichten, die am wenigsten Werth haben, behandelt er dieselben Gegenstände, wie die Spruchdichter, d. h. er beklagt den Verfall der Sitten und der Poesie, sowie die Kargheit der Reichen; seine didaktischen Gedichte, in denen er dieselben Klagen ausspricht, bestehen in einem Gedichte: „die Klage" genannt und in einer Sammlung von Fabeln und Erzählungen, unter dem Titel: „Die Welt"; letzteres ist nächst Boners Fabelsammlung eines der besten derartigen Gedichte der damaligen Zeit.

Seine epischen Gedichte sind von sehr verschiedenem Werthe; während „Daniel von Blumenthal", ein aus dem Artussagenkreis entnommener Stoff, in welchem er Hartmann von der Aue nachahmte, als ein mißlungener Versuch bezeichnet werden muß, gehört das Rolandslied, welches er dem Rolandslied des Pfaffen Konrad, doch mit vielen selbstständigen Erweiterungen nachbildete, schon zu den bedeutenderen epischen Gedichten; doch sind seine kleinern ernsthaften sowohl, wie scherzhaften und satyrischen Erzählungen, ebenso sein: „Pfaffe Amis", mit welchem er auf dem Gebiet der Epik die höfische Dorfpoesie einführte, die gelungensten seiner Poesien, voll Geist und Witz, wenn auch letzterer zuweilen etwas derb und plump. Die bedeutendsten kleinern Erzählungen ernsten Inhalts sind: „Vom Richter und dem Teufel, „Von den zwei Königen" und „Vom nackten König". Unter den scherzhaften verdienen besondere Erwähnung: „St. Martins Abend" und „Der kluge Knecht". Der Pfaffe Amis ist ein satyrisches Epos, in welchem er, mit viel Witz und Laune, besonders die Gebrechen des geistlichen Standes geißelt. Er läßt darin einen in England lebenden Pfaffen, Amis, in allen Städten und Dörfern, wo er hinkommt, die größten Schelmenstreiche und Bubenstücke ausführen. —

### Der Stricker.

#### Aus dem Pfaffen Amis.

Nun sagte uns der Stricker,
Wer der erste Mann gewesen wär,
Der Lügen und Trügen anfing,
Und wie sein Wille vor sich ging,
Daß er nie Gegner fand.
Er hatte ein Haus in England
In einer Stadt zu Tranis,
Und hieß: der Pfaffe Amis.

Er war in den Büchern ein weiser Mann,
Und verschenkte Alles, was er gewann,
Um der Ehre willen und um Gott,
Damit er der Milde Gebot
Zu keiner Zeit überging.
Er bat die Gäste und empfing
Sie besser, als mancher thäte,
Wenn er auch mehr des Gutes hätte.

Seine Milde war so groß,
Daß es den Bischof verdroß,
Dem er war gehorsam.
Da der so viel von ihm vernahm,
Das ließ ihn nicht ohne Neid.
Es kam zu dem Pfaffen zur Zeit;
Und sprach zu ihm der Bischof:
„Herr, ihr habt größern Hof
Zu allen Zeiten, als ich,
Das ist gar unbillig.
Ihr habt übriges Gut,
Was ihr vornehm verthut.
Mir sollt ihr ein Theil davon geben.
Nicht dürft ihr mir widerstreben;
Ich will's von euch nicht entbehren:
Wahrlich ihr müßt mirs gewähren!"
Da sprach der Pfaffe Amis:
Mein Muth, der steht nach solcher Weis,
Daß ich mein Gut selbst verzehr,
Und mich dagegen sehr verwehr,
Daß ich zu viel haben soll:
Wär's noch mehr, ich braucht es wohl,
Nichts gebe ich euch davon;
Wollt ihr aber meine Speise han,
So reitet in das Haus mein,
Und laßt mich euer Wirth sein,
So lange es euer Wille sei.
Doch dieser Gabe laßt mich frei.
Nicht geb' ich euch um dieses Ding
Auch nur einen Pfenning."
Das hört der Bischof mit Zorn:
„So ist eure Kirche verlorn,
Die ihr von mir habt,
Um diese Missethat."
Der Pfaffe sprach: „Mein Sorg ist klein.
Ohne dies Ding allein
War' ich euch immer gehorsam,
Nie versäumt' ich es daran:
Auch heißet mich prüfen
In allen Büchern und Schriften.
Kenn ich mein Amt so wohl
Wie ich es kennen soll,
So laßt das auch genießen mich."
Der Bischof sprach: „Das thu' ich.
Wenn ich euch prüfen soll,
So kann ich euch prüfen wohl
Mit kurzen Worten hier zur Hand:
Ihr habt den Habicht angerannt.
Saget mir, wie viel Wasser im Meere sei;
Der Rede lass' ich euch nicht frei,
Und bedenket euch gar sehr,
Sagt ihr mir minder oder mehr,
Ich thu' euch solchen Zornes Schein,
Daß eure Kirche muß verloren sein."
„Das ist ein Fuder," sprach er.
Der Bischof sprach: „Nun sprechet, wer
Sagte euch das? Den zeiget mir."
Der Pfaffe sprach: „Das könnt ihr;
Ich lüge nicht um ein Haar.
Dünket es euch nicht wahr,
So lasset stille stehn
Die Wasser, die darin gehn,
So mess' ichs und lasse es euch sehn,
Daß ihr mir's müßt zugestehn."
Der Bischof sprach zum Pfaffen:
„Wenn ihrs wollt also schaffen,
So laßt die Wasser weiter gehn;
Und laßt das Messen nur stehn,
Da ich's doch nicht ändern mag.
Nun saget mir, wie mancher Tag
Ist von Adam bis her?"
„Der sind sieben," sprach er;
Wenn die ein Ende haben genommen,
So sieht man wieder sieben kommen.
Wie lange diese Welt auch steh,
Ihrer werden doch nicht weniger noch meh."
Das war dem Bischof ungemach;
Zornig er zu dem Pfaffen sprach:
„Nun saget mir aber dabei,
Welches recht die Mitte sei
Auf diesem Erdreich?
Theilt ihr sie nicht gleich,
Ihr werdet der Kirche baar,
Das sag' ich euch fürwahr."
Der Pfaffe sprach: „das sei gethan:
Die Kirche, die ich von euch han,
Die steht in der Mitte rechte.
Das heißet eure Knechte
Messen mit einem Seil:
Reicht es an einem Theil
Eines Halmes breit fürbaß,
So nehmt die Kirche um das."
Der Bischof sprach: „Ihr lüget!
Wie sehr ihr mich auch betrüget,
Glauben muß ich euch dabei,
Da das Messen unmöglich sei."

## Aus dem Rolandslied des Strickers.

### Rolands Tod.

Roland ging von den Seinen fort
Und von den Saracenen, dort
Wohl eines Schußes lang.
Bis ihn die Noth zwang,
Daß er nicht konnte fürbaß.
Unter einen Baum er saß,
Im Schatten auf einem Stein,
Nicht schied er sich von den zwein,
Von dem Horn und von dem Schwert,
So lang sein Leben währt.
Es hielt in jeder Hand
Davon eins der Held Roland.
So saß er wie ein Mann da
Dem der Tod ist nah,
Und der bald muß verscheiden.
Da kam einer von den Heiden,
Der wartete auf sein Sterben,
Daß er könne erwerben
Beides Schwert und Horn.
Der war von Arabien geboren,
Da wollte er denn sagen,
Er habe Roland erschlagen.
Als ihn dünkte, er wäre todt,
Da machte er sich mit Blute roth,
Wie ein Kämpfer muthig
Oft vom Streit wird blutig.
Als Roland sah
Den Heiden nahn
Seinen Willen er wohl errieth,
Da blieb er still, damit
Er ihm recht nahe kam
Sein Horn, Olifant, er nahm.
Das erhob er hoch genug,
Daß er den Heiden auf das Haupt schlug;
Den Tod der da fand:
„Nun müsse dein," sprach Roland,
„Der leidige Teufel walten,"
Ich habe das Horn zerspalten."
Es jammerte Roland schmerzlich,
Daß die Heiden so herzlich
Um Durandarte begannen zu werben:
„Ihr Werben muß ihnen verderben,"
Sprach er zu sich selbst so;
Keiner werde deiner je froh,
Wenn ich dich nicht mehr haben mag."
Da that er mit dem Schwert einen Schlag
Fest in den harten Stein,
Davon sah man an dem Schwert keinen Schein.
Er nun die andere Seite nahm,
Zu erproben seine Kraft daran.
Er schlug noch fester wie vorher,
Doch sah man an dem Schwert nicht mehr
Keine Scharte eines Haares breit.
Er sprach: „nun erst ist's mir leid,
Daß du so gut und herrlich bist;
Das that mir bis zu dieser Frist
In meinem Muthe immer wohl.
Nun weiß ich, was ich thun soll,
Daß du keinem Christen könnest schaden.
Sie wären alle mit Tode beladen,
Wenn dich erhielten die Heiden,
Den Streit muß ich scheiden,
Anders geht es nicht mit dir.
Du hast so wohl gedienet mir,
Nun muß ich dir übel lohnen;
Ich darf dich nicht verschonen.
Ich wollte, du lägest in dem Meer,
Daß weder der Kaiser noch sein Heer
Würden von dir schadhaft.
Er versuchte wieder seine Kraft,
Wohl zehn Stund schlug er an den Stein,
Doch blieb das Schwert blank und rein,
Ohne Scharte war es gar,
Mit Trauern nahm der Held es wahr.

Da sprach der Degen Roland:
„Mir ist lange wohl bekannt
Dein tugendlicher Sinn,
Daß du nur da gingst hin,
Wenn ich dir zu schlagen gebot,
Wo du bereiten konnst den Tod.
Auch habe ich müssig nie gelegen,
Seit ich begann dich zu pflegen.
Ich bezwang mit dir Palerm,
Die dienen dem Kaiser gern;
Dann ging ich hin nach Irland,
Das bezwang ich ihm mit meiner Hand.
Ihm dienen die Länder ohne Wehr,
Vom russischen Meer
Bis nach Portugalland,
Da ist er Herr genannt.
Dann bezwang ich das starke
Land von Dänemarke.
Um Arle alles Land
Hat den Kaiser als Herrn erkannt.
Da Gott meiner gedachte

Und dich der Engel brachte
Für meinen Herrn und mich,
Da hieß der Herr in dich
Verschließen großes Heiligthum:
Du hast das Lob und den Ruhm
Der Tugend und der Würdigkeit.
Drum ist mir's herzlich leid,
Daß ich dich freventlich schlug.
Der dich mir vom Himmel trug,
Der weiß wohl, wem er dich gibt dann.
Der alle Dinge verrichten kann,
Der erbarme sich mein."
Auf denselben Stein
Fiel er auf die Kniee sein.
„Ich empfehle dir meinen Oheim,"
Sprach er „lieber Herr und Gott!
Hilf ihm, daß er vollbringe dein Gebot.
Auch laß ihn nicht erliegen
Und laß ihn die besiegen,
Die den Glauben wollen stören.
Du wollest mich erhören,
Großer Gott," sprach er,
„Und sende mir deinen Boten her,
Der meine arme Seele nehme an,
Daß kein böser Geist ihr schaden kann."
Den Handschuh zog er von der Hand,
Den Gott dem Kaiser hat gesandt;
Den empfing ein Engel von ihm,
Der sprach: „Roland, vernimm,
Aller deiner Sünden bist du ledig."
Als er vernahm dies Wort so gnädig,
Da schied aus dem Leib die Seele sein.
So tugendhaft und so rein
War Rolands Ende,
Daß Gott von seinen Händen
Den Handschuh selber nehmen hieß,
Und ihn vor dem Tode wissen ließ,
Daß er vor Gott sei ein lieber Knecht.
Darum ist's auch billig und recht,
Daß sein Lob überall
Verkündet wird mit lautem Schall.

Herr Neidhart oder Nithart, ein baierischer Ritter, wahrscheinlich dem adeligen Geschlechte von Fuchs entstammend, da er oft unter dem Namen Neidhart Fuchs angeführt wird, auch nannte er sich zuweilen „der Räuenthaler", nach einem Dorf Räuenthal, welches er besaß, lebte im Anfang des 13. Jahrhunderts, ungefähr von 1200—1240, zuerst am Hofe des Herzogs von Bayern, den er auch 1217 auf einem Kreuzzug begleitete; 1221 kehrte er mit demselben zurück und blieb am baierischen Hofe, bis ihn 1230 die neidischen Umtriebe einiger Feinde aus der Gunst des Herzogs verdrängten, weßhalb er diesen Hof verlassen mußte. Er wandte sich darauf nach Oesterreich zu Herzog Friedrich II., der ihn wohlwollend aufnahm, und starb um 1240 in Wien, wo man an der südlichen Mauer der St. Stephanskirche sein Grabmal, zwar jetzt sehr verfallen, noch zeigt.

Wie der Stricker der Schöpfer der epischen, so ist Neidhart derjenige der lyrischen Dorfpoesie, wie denn dieselbe sogar seinen Namen erhielt; da man unter einem Neidhart ein Lied verstand, welches das rohe Leben der Bauern darstellte. Neidhart dichtete zwar auch eigentliche Minnelieder, die nicht unter die schlechtesten gehören; denn sie sind sowohl der Form als den Gedanken nach, gelungen. Doch erwarben ihm seine heitern, oft derben und sogar plumpen Lieder, in denen er das Bauernleben besang, und auch wohl verspottete, einen viel größern Ruf. Ueberhaupt war er ein talentvoller, besonders formgewandter und sehr fruchtbarer Dichter, von dessen Liedern nur die geringste Anzahl erhalten sind.

## Herr Neidhart.

### Zum Frühlingsreigen (Tanzlied).

Der Wald stand noch vor kurzer Zeit
Voller Schnee und voller Eis:
Nun hat er lichte Farbe gar;
Nimm sein wahr,
Stolzes Kind,
Und tanze, da die Blumen sind.

Auf manchem grünem Reise
Hört ich süße Weise
Singen kleine Vögelein.
Blumenschein
Ich da fand,
Haide hat ihr licht Gewand.

Ich bin hold dem Maien,
Darin sah ich reihen
Mein Lieb' unter der Linde Schatt'.
Manches Blatt
Ihr Schutz war
Gegen der heißen Sonne Tag.

Gottfried von Nifen stammte aus einem altadeligen, später gräflichen Geschlecht aus Schwaben; er lebte ungefähr von 1210—1270. Näheres ist über ihn nicht bekannt, als daß er mit seiner Frau Mechtild dem Kloster Maulbronn einen Theil seines Eigenthums schenkte; und daß er 1235 den Bischof von Constanz, und später den Bischof von Speier befehdete. Die eigentlichen Minnelieder, die Gottfried von Nifen dichtete, sind unbedeutend; jedoch sind seine heitern, die Feste und Freuden der Bauern besingenden Gedichte voll Witz und Leben und, wenn auch bisweilen etwas derb, wie es bei diesem Stoff wohl unvermeidlich war, doch lange nicht so plump wie die meisten Lieder des Neidhart. —

## Gottfried von Nifen.

### Der zerbrochene Krug.

Reif und dessen Anhang
Hat die Heide bezwungen,
Daß ihr lichter Schein
Trägt Jammergestalt,
Und der Vögel Sang,
Die mit Freuden gesungen,
Schweigen im Hain.
Dazu steht der Wald
Trauernd ohne Kleid.
Dennoch kann sie fügen
Härter Herzeleid,
Die das Wasser in Krügen
Von dem Brunnen trägt. Nach ihr
steht mein Gedank.

Ich brach ihr den Krug,
Da sie kam von dem Bronnen.
Freude erfüllte mich,
Da ich sie sah.
Daß sie das vertrug,
Erfüllte mich mit Wonnen.
Hört, wie gar minniglich
Die Geliebte sprach da:
„Ich habe schlimme Zeit;
Das ist durch eure Schuld,
Meine Fraue thut mir viel Leid;
So hab' ich um euretwillen erduld,
Daß sie mich gestern fünfmal schlug.“

„Dann thu den Willen mein,
So helf' ich dir aus deinen Nöthen:
Komm, flieh mit mir von hinnen,
So entgehst du ihrem Zorn.“ —
„Nein, das kann nimmer sein,
Eher ließ ich mich tödten;
Meiner Frauen minnen
Wär' auf immer mir verlorn.
Einen Schilling muß sie noch
Und ein Hemde geben mir;
Ei, bedenket das doch,
Das wär' mir beides verloren schier.
Doch wenn sie mir das gegeben, will
ich euch gern zu Willen sein.

Schenk Ulrich von Winterstetten lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts, stammte aus dem Geschlechte der Truchsessen von Waldburg, die ihre Stammburgen in Schwaben hatten. Auch von seinem Leben ist gar nichts Näheres bekannt, als daß er mancherlei Fehden mit dem Bischof von Constanz zu bestehen hatte. Als Dichter steht Winterstetten Gottfried von Nifen am nächsten: er behandelt dieselben Stoffe, läßt sich aber auch gleich diesem nicht durch den Stoff zur Rohheit verleiten, wie Neidhart. Eigentliche Minnelieder verfaßte Winterstetten keine; doch bewahrte er am meisten die Formen der Minnesänger.

## Schenk Ulrich von Winterstetten.

### Ein altes Wort.

Der Sommer zeiget seine Wonnen,
An der Zeit ist das:
Alle, die jetzt dichten können
Beweisen es an was.
An dem Wald und auf der Heide breit
Mag man schauen,
Wie die Auen
Stehn bekleid,
Wie der Anger lichte Blumen treit.
Es ist ein alt gesprochen Wort:
Wo dein Herz wohnt, da ist dein Hort.

Ich hab' endlich funden
Einen schönen Hort,
Den wähl' ich mir zu allen Stunden;
Nun ist mein Herze dort
Bei dem Hort, der mir zufügt Pein.
Nur die eine
Sündenreine
Muß mir sein
Hort in dem sehnenden Herzen mein.
Es ist ein alt gesprochen Wort:
Wo dein Herz wohnt, da ist dein Hort.

Mein Hort kann wohl Tugend horten
Und hohen Muth;
Die mir ist zum Horte worden,
Das ist meine Fraue gut.
Trotz ihrer Güte und Wohlgestalt,
Kann ihr Gebaren
Mich vor Jahren
Machen alt.
Ihre Tugend sei noch so mannigfalt.
Es ist ein alt gesprochen Wort:
Wo dein Herz wohnt, da ist dein Hort.

Mancher, der hat Hort verborgen,
Des er tröstet sich;
Mein Hort gibt mir nichts als Sorgen
Und schmähet mich.
Mein viel lieber Hort ist mir also
Gar unnütze;
Minne Schütze
Cupido
Traf mein Herz, des bin ich unfroh.
Es ist ein alt gesprochen Wort:
Wo dein Herz wohnt, da ist dein Hort.

Minne vor allen gewaltig ist
Zu sehn;
Es kann Niemand zu keiner Frist
Ihrem Pfeil entgehn:
Weisheit, Schätze, die neigen sich ihr.
Minne süße
Meinen Kummer versüße
Nach der Begier;
Zwinge meinen Hort gleich mir.
Es ist ein alt gesprochen Wort:
Wo dein Herz wohnt, da ist dein Hort.

Der Tannhäuser oder Tanhuser, wahrscheinlich zu dem österreichisch-baierischen Geschlechte der Grafen von Tanhusen gehörend, lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts als fahrender Sänger an den Höfen verschiedener Fürsten; zuerst hielt er sich an dem Hofe Friedrichs II. von Oesterreich auf, den er, wie er in mehreren seiner Gedichte erwähnt, 1228 auf einem Kreuzzuge begleitete. Nach Herzog Friedrichs Tod 1246 ging es ihm sehr schlecht, da er all' sein Gut verpraßt hatte; er begab sich darauf an den

Hof Otto's II. von Baiern, durch dessen Tod 1253 er wieder in Dürftigkeit gerieth und neuerdings sein Wanderleben aufnehmen mußte; er zog nun an manches Fürsten Hof; doch war sein Aufenthalt immer nur kurz und vorübergehend. Genau ist sein Todesjahr nicht bekannt; es fällt zwischen 1268—1270.

Sein bewegtes, leichtsinniges, dann reuevolles Leben mag die Veranlassung gewesen sein, die Sage von einem, im Venusberg weilenden Ritter, den später die Reue über sein wüstes Leben ergriff, und der zu Papst Urban IV. wallfahrtete, um von ihm Ablaß seiner Sünden zu erlangen, von diesem aber zurückgewiesen, verzweifelnd zur Frau Venus in den Berg zurückkehrte, auf ihn zu übertragen. Diese Sage vom Ritter Tannhäuser wurde vielfach poetisch bearbeitet, sowohl in kleineren Liedern, als auch in größeren Gedichten; in neuester Zeit benutzte sie Richard Wagner noch zu einer Oper. Der Tannhäuser, dem es an eigentlich gestaltendem poetischen Talente fehlte und der meist nur die guten Gedanken anderer ausnutzte, hat in seinen Gedichten am meisten Aehnlichkeit mit Neidhart. Er fällt, gleich diesem, oft in's Plumpe und Gemeine, und hat dabei noch den Fehler, daß er, da er mit seiner Gelehrsamkeit glänzen will, oft im Uebermaß französische Worte einmischt. Doch dichtete er trotzdem einzelne ansprechende Lieder, wie das unten mitgetheilte, bei denen er die Formen des Minneliedes mit großer Gewandheit gebrauchte.

### Lied von Tannhäuser.

#### Das Unmögliche.

Meine Frau will lohnen mir
Die Dienste, die sie hat empfahn,
Das sollt ihr alle danken ihr,
Es ist wohl an mir gethan.
Nur, soll ich ihr wenden den Rhein,
Daß er nicht mehr vor Koblenz geh';
Dann will sie thun den Willen mein.
Und eine Hand voll Sand vom See,
Darin zur Ruh die Sonne geht,
Wünscht sie, dann will sie mich erhören;
Den Stern auch, der darüber steht,
Den soll ich ihr gewähren:
Mir ist zu Muth,
Was sie mir thut,
Das dünkt mich alles gut.
Sie steht bei mir in sich'rer Hut, die Reine,
Außer Gott alleine
Weiß Niemand die Frau, die ich meine.

Ich soll dem Monde seinen Schein
Nehmen, wenn ich sie will haben,
Es lohnet's mir die Fraue mein,
Wenn ich die Welt hab' rings umgraben,
Und wenn ich flöge wie ein Staar,
Dann thäte die Liebe, was ich begehr,
Und höher schwebte wie ein Aar;
Und ich auf einmal tausend Speer
Verstäche, wie Herr Gamuret
Im Zweikampf vor Kornwaleis
Dann thäte sie, was ich erfleht,
So hat ihre Liebe hohen Preis:
Mir ist zu Muth,
Was sie mir thut,
Das dünkt mich alles gut.
Sie steht bei mir in sich'rer Hut, die Reine,
Außer Gott alleine
Weiß Niemand die Frau, die ich meine.

Sie sagt: wenn ich der Elbe ihren Fluß
Nähme, so thue sie mir wohl;
Dazu der Donau ihr Getös.
Ihr Herz ist aller Tugend voll.
Den Salamander muß ich ihr
Bringen aus dem Feuer her,
Das will die Liebst' lohnen mir

Und thut mir dann, was ich begehr'.
Wenn ich den Regen und den Schnee
Abwende, so hör' ich sie sagen,
Dazu den Sommer und den Klee,
Um ihre Liebe braucht ich dann nicht mehr zu klagen.
Mir ist zu Muth,
Was sie mir thut,
Das dünkt mich alles gut.
Sie steht bei mir in sicherer Hut, die Reine,
Außer Gott alleine
Weiß Niemand die Frau, die ich meine.

Burkhard von Hohenfels lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf der Burg Alt-Hohenfels am Bodensee, deren Trümmer noch jetzt stehen. Er war ein Zeitgenosse Winterstettens und Nifens, und stand mit denselben wahrscheinlich auch in näherem Verkehr. Seine Gedichte haben mit denen Winterstettens die größte Aehnlichkeit, daher folgt hier kein Beispiel.

Herr Steinmar lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts und stammte vermuthlich aus einem edeln Geschlechte aus dem Thurgau. Etwas Bestimmtes über ihn ist gar nicht bekannt; doch werden in alten Urkunden zwei Brüder Konrad und Berthold von Steinmar erwähnt, die im Jahr 1276 mit König Rudolph von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen zogen, von denen jedenfalls der eine dieser Dichter ist; aus einem seiner Lieder geht ferner hervor, daß er sich im selben Jahre an der Belagerung von Wien betheiligte. In seinen Gedichten, in denen sich unverkennbares Talent offenbart, besonders ist ihm eine lebhafte und frische Darstellung eigen, behandelt er dieselben Stoffe wie die vorhergenannten. Auch war er der erste Minnesänger, der ein eigentliches Herbstlied, d. h. ein Trinklied dichtete.

### Herbstlied von Steinmar.

Wenn sie mir nicht lohnen will,
Der ich hab' gesungen viel,
Seht, so will ich preisen
Den, der mich von Sorg' befreit,
Herbst, der des Maien Kleid
Wirfet von den Reisen.
Ich weiß wohl, es ist eine alte Mär',
Daß ein Minnender ist ein Märtyrer.
Seht! was ich gewesen bin.
Juchhe! nun will ich wenden zum schlemmen meinen Sinn.

„Herbst, du sollst pflegen mein,
Denn ich will dein Helfer sein
Gegen den glänzenden Maien;
Durch dich meid' ich Liebesnoth
Deiner Freunde sind manche todt,
Drum nimm mich dummen Laien,
Statt ihrer zu deinem Gesinde."
„Steinmar, das will ich thun, wenn ich nur befinde,
Daß du bestehst die Prüfung wohl."
Juchhe! ich singe, daß wir alle werden voll.

„Herbst! nun höre an mein Leben!
Wirth, du sollst uns Fische geben
Mehr als zehnerlei;
Gänse, Hühner, Vögel, Schwein,
Reh und Hasen sollen da sein,
Welscher Wein dabei.
Des gib uns viel; und füll' die Schüsseln hoch,
Sie werden all' von mir geleeret doch.
Wirth! laß dein Sorgen sein;
Juchhe! ein traurig Herze tröst' der Wein.

Was du uns gibst, das würz uns wohl,
Mehr, als man gewöhnlich soll,
Um uns zu erhitzen.
Wer dann trinkt, so gibt es Dunst,
Wie Rauch von einer Feuersbrunst,
Und wir werden schwitzen.
Wer uns sieht, der denkt dabei,
Daß wir ganz vertrocknet sein.
Verstumme ich von des Weines Kraft;
Juchhe! Wirth! so laß in mich gießen durch Gesellschaft.

Wirth! durch mich eine Straße geht,
Schaffe, daß uns darauf steht
Mancherlei Speise;
So viel Wein, der trieb ein Rad.
In die Straße läuft ein Pfad:
Meinen Schlund ich preise.
Nicht würgt ich, wenn eine Gans ich sollt verschlingen,
Herbst, traut Geselle mein, sollst mich zu deinem Gesinde bringen.
In einem Gerippe wohnt die Seele mein,
Juchhe! die kam nur durch den Wein herein.

Meister Johannes Hadlaub stammte aus einem später ausgestorbenen Geschlechte der Stadt Zürich. Weder sein Geburts- und Todesjahr, noch irgend etwas Näheres über ihn ist bekannt; doch lebte er wahrscheinlich zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. Aus seinen Gedichten geht hervor, daß er eine Zeit lang als wandernder Sänger umherreiste, dann aber in seine Vaterstadt Zürich zurückkehrte und dort blieb. Hadlaub vereinigt in sich beide Gattungen des Minnegesanges, indem er sowohl das eigentliche Minnelied als auch die höfische Dorfpoesie bearbeitet hat; und zwar brachte er letztere, die höfische Dorfpoesie, zu ihrer höchsten Ausbildung. Besonders gelungen sind seine Erntelieder, deren er eine große Anzahl dichtete; die Herbst- oder Trink-Lieder, bei denen Steinmar wohl sein Vorbild gewesen ist, sind weniger ausgezeichnet. In einigen andern seiner Gedichte schildert er die Schlägereien der Bauern ganz in der Neidhart'schen Manier. Was seine eigentlichen Minnelieder betrifft, so ist er darin Ulrich von Lichtensteins Nachahmer; er hatte denselben abenteuerlichen Sinn und würde, wenn ihm, dem armen Bürger, so viel Mittel zu Gebote gestanden hätten, wie dem reichen Ritter Ulrich von Lichtenstein, Aehnliches wie dieser aus-

geführt haben. Nach Andeutungen in seinen Liedern führte er es in kleinerem Maßstabe wirklich aus. Auch Tag= oder Wächterlieder dichtete er, doch leistete er darin nichts Besonderes. Alle seine Gedichte zeichnen sich aber durch ihre kunstmäßige Form aus.

**Erntelied von Hadlaub.**

Es gehn nun in die Ernte
Viel schöner Dirnen fein,
Wer Freude hätte gerne,
Der geh' mit ihnen hinein;
Dazu geht manche Alte
Mit ihrem Töchterlein.
Macht's euch zu Nutze balde,
Wollt ihr behende sein.
Hätt' ich ein Lieb', ich ginge dar,
Ich nähm' ihrer in der Scheuer wahr:
Da wär' ich gleich der Sorgen baar.

Die sind gar wohl belehret,
Die Frauen gehen dahin.
Was nur ihr Herz begehret,
Es wird leicht ihr Gewinn.
Wohl auf, ihr stolzen Knechte,
Steht euch nach Minne der Sinn,
Euch kommt die Ernte rechte,
Wenn ihr euch schickt darin.
Da gibt es Spiele, junger Mann,
Die man wohl ohne Lernen kann;
Für jeden Freuden, wem liegt daran.

Wer sich hinzu will machen,
Hat er zuerst auch Leid,
Er wird danach schon lachen,
Die Spiele bringen Freud';
Man wird sie ihm schon sagen.
Die Dirne ihn nicht meid:
Sie wird den Kuß ertragen,
Das tödtet Liebesleid.
Da ist die Kurzweil gut
Mit Spielen. Wie jenseits des Bach's
man schon thut,
Gehet zur Ernte, das erhöhet den Muth.

Wernher der Gartenäre, ein Dichter, von dem nichts weiter als der Name bekannt ist, den er zu Ende seines Gedichtes nennt; aus einigen Andeutungen in demselben geht hervor, daß er um die Mitte des 13 Jahrhunderts als fahrender Sänger abwechselnd in Oesterreich und Baiern lebte. Während die acht ebengenannten Dichter mit Ausnahme des Strickers, der sich auf allen Gebieten versuchte, nur die lyrische Poesie bearbeiteten, gibt uns Wernher der Gartenäre in einem epischen Gedichte, der „Meier Helmbrecht" genannt, ein lebendiges Bild des damaligen Bauernstandes. Es ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt und erzählt die Geschichte Helmbrechts, eines hochmüthigen, eitlen Bauernburschen, der sich seiner Angehörigen und seines Bauernstandes schämt und daher, trotz seines Vaters Helmbrechts Bitten und Drohen fortzog, einer der schlimmsten und verwegensten Raubgesellen ward, und verdorben und verwahrlost wieder nach Hause zurückkehrte. Bei seiner Ankunft stellt er sich aus Hochmuth fremd und redete die Seinigen in allerhand Sprachen an, bis ihn endlich der Vater fortweisen wollte; erst da gab er sich zu erkennen. Lange konnte er es jedoch zu Hause nicht aushalten, sondern zog bald wieder mit seinen Freunden auf Raub aus, bestahl die Kaufleute, Bauern und Pfaffen, und trieb es so lange, bis er endlich von Richtern und Schergen mit seinen Genossen überfallen, gebunden und hinweggeschleppt ward. Von den zehn Räubern wurden neun gehangen, dem zehnten, Helmbrecht, schenkte der Henker das Leben, doch schlug er ihm eine Hand und einen Fuß ab und stach ihm die Augen aus; jammernd ließ er

sich nun durch einen Knecht nach des Vaters Haus führen; dieser aber verstieß ihn, nur die Mutter gab ihm noch ein Brod mit. So zog er bettelnd durch die Welt, bis er von einigen Bauern erkannt wurde, die er einst beraubt und mißhandelt hatte. Diese banden und schlugen ihn, und hingen ihn endlich an einen Baum.

Wernhers Gedicht kann den besten epischen Werken dieser Zeit an die Seite gestellt werden; es übertrifft sogar die Gedichte der meisten höfischen Dichter an Raschheit der Erzählung und richtiger Schilderung der Charaktere. Die eingeflochtenen moralischen Betrachtungen wirken um so mehr, als sie in kurzen Sprüchen zusammengefaßt sind.

## Wernher der Gartenäre.

### Aus dem „Meier Helmbrecht".

#### Helmbrechts erste Heimkehr.

Der Meier sprach mit Rede schlicht:
„Bist du's, mein Sohn Helmbrecht?
Du hast mich gewonnen damit,
Sprichst du ein Wort nach unsrer Sitt',
Wie unsere Voreltern thaten,
Daß ich's möge errathen.
Du sprichst immer: Deu sal",
Nicht weiß ich, was das heißen soll.
Ehre deine Mutter und mich,
Wir verdienten es um dich;
Sprich ein deutsches Wort,
Selbst thu' ich dann dein Pferd an seinen Ort,
Ich selbst und nicht mein Knecht,
Mein lieber Sohn Helmbrecht;
Mögest du immer glücklich sein."
„Ei, was sagt ihr, Bäuerlein,
Und jenes thörichte Weib?
Meinen edlen Leib
Soll kein bäurisch Weib noch Mann
Jemals greifen an."
Des erschrak der Wirth gar sehr;
Weiter sprach er aber mehr:
„Bist du's, Helmbrecht, mein Sohn,
Heute noch siede ich dir ein Huhn,
Und eines ich dir brate auch.
Ich rede, wie es bei uns ist Brauch.
Und bist du's nicht, Helmbrecht, mein Kind,
Seid ihr ein Böhme oder ein Wind,
So fahret hin zu den Winden.
Ich habe mit meinen Kinden,
Weiß Gott, genug zu schaffen;
Ich gebe auch einem Pfaffen
Nichts als sein bloßes Recht.
Seid ihr nicht Helmbrecht,
Hätt' ich dann alle Fische,
Ihr beschmutzet an meinem Tische
Durch Essen niemals eure Hand.
Seid ihr aus Sachsen oder Brabant,
Oder seid ihr aus Welschland,
Ihr mögt essen aus eurer Hand,
Was ihr mit euch geführet.
Von euch wird angerühret
Nichts des Meinen, fürwahr!
Und währte die Nacht auch ein Jahr.
Ich habe weder Met noch Wein:
Junker, ihr sollt bei Herrn sein."
Nun war es schon gar spate,
Der Knabe ging mit sich zu Rathe
Und dacht' in seinem Muthe:
„Gott helfe mir, der gute,
Ich will ihnen sagen, wer ich sei.
Es ist hier nirgends nah' bei
Ein Wirth, der mich behalte.
Nicht guten Witzes ich walte,
Wenn ich meine Rede verkehre:
Ich thu' es nimmermehre."
Er sprach: „Ja, ich bin es, der!"
Der Vater sprach: „Nun saget, wer?"
„Der da heißet wie ihr."
Der Vater sprach: „Den nennet mir."
„Ich bin geheißen Helmbrecht,
Euer Sohn und euer Knecht
War ich vor einem Jahr.
Das sag' ich euch fürwahr."
Der Vater sprach: „Nein, ihr."
„Es ist wahr." „So nennet mir
Meine Ochsen alle vier!"
„Das thu' ich ohne Zögern hier."

Heinrich Wittenweiler stammte, nach verschiedenen Andeutungen in seinem Gedichte zu urtheilen, aus Bayern, und lebte wahrscheinlich zu Ende des 14., vielleicht auch erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Er gehörte daher der Zeit nach wohl zu der folgenden Periode. Doch ist sein Gedicht, sowohl was den Inhalt, als auch die Art und Weise der Darstellung betrifft, so sehr mit den Dichtungen der eben genannten Dichter verwandt, daß er besser hier schon erwähnt wird. Etwas Näheres ist über ihn und sein Leben gar nicht bekannt, doch scheint er mannigfaltige Kenntnisse besessen zu haben.

Er verfaßte ein episches Gedicht, welches außerordentliches Talent bekundet, und welches erst wieder in neuester Zeit aufgefunden worden ist. Einzelne rohe Stellen abgerechnet, die wohl schwer bei dem Stoff, den er sich wählte, zu vermeiden waren, gehört das Gedicht zu den besten derartigen Epen. Es heißt: „Der Ring“, weil es, wie der Verfasser in der Einleitung sagt, den Lauf der Welt in einem Kreise darstellt, und schildert mit großer Ausführlichkeit eine Bauernhochzeit. Zuerst die Brautwerbung des Helden: „Bertschi Triefnas von Leppenhausen“ um „Mätzen Nurenzunph“, dann die Vorbereitungen zur Hochzeit dieser beiden, danach die Hochzeit selbst, und endlich die Folgen derselben, d. h. Zank und Schlägerei, woraus schließlich ein großer Kampf mehrerer Dörfer entsteht.

## Aus dem Ring.

### Wie Bertschi seine Freunde um Rath fragt wegen seiner Ehe.

Sein Parlament hob er so an:
„Hört ihr Frauen, und auch Mann,
Lieben Freund', vernehmt mich eben
Und geruht mir Rath zu geben.
Ich mag nicht länger sein ohn' Weib
Und sollt's mich kosten meinen Leib.
Ich hab' mir eine auserkoren,
Die mir zur Freude ist geboren.
Ich muß sie haben, es thut mir Noth,
Anders würd' ich liegen todt.
Das ist das Ding, um das ich euch bitt',
Daß ihr mir helfet treulich mit
An Rath und auch an Hilf' dazu.“
Des antwort' ihm da: Fahrindiekuh,
Der sein nächster Oheim was:
„Ich kann dir nicht rathen baß.
Thu' ein Ding, was sein muß,
Und acht' nicht um einer Henne Fuß,
Was man sing, und was man sag',
Dann helf ich dir, so viel ich mag.
Doch wundert's und verdrießt es mich,
Daß du von uns nun haben willst
Rath um ein Ding, was nach deiner Sag'
Doch niemand mehr ändern mag.“
Hinwieder sprach da Triefnas:
„Wetter und Hagel, was ist das,
Wer kann jedermann gefallen
In Ernst, in Scherz und in Schallen?
Nie kein Ding war je so schlecht,
Guter Rath, der kam ihm recht.
Darum, Hafenschleck, wisse wohl,
Rath' mir, wie ich fahren soll.“
Hafenschleck hob an und seit:
„Ich prüf', daß in der Christenheit
Drei Ding' man findet von guter Art,
Zu denen nie gut rathen ward,
Um der argen Flüche wegen,
Die man send' dem Rath entgegen.
Das ist: um ein Mönch zu werden,
Weit zu fahren auf dieser Erden,
Und auch zu der heiligen Eh,
Also sag' ich dir nicht meh.“
„Was Wunder, was ist das?“
Sprach da Bertschi Triefnas.
„Wie kann jemals mißlingen
Weiser Rath zu guten Dingen?
Nun her, mein lieber Rührdenmost,
Gib mir warm in diesem Frost,
Mach' mir kühl in dieser Hitz
Mit deinem Rath und klugem Witz.“
Rührdenmost der sprach allda:
„Dein Ding, das ist gestalt also,

Daß du reuig wirst stehen,
Welchen Weg du auch magst gehen.
Nimmst ein Weib, so wisse nur,
Daß du hast Sorgen stets genug,
Arbeit geht dir selten ab,
Merke, was ich gesaget hab!
Hast du nun kein Weib genommen,
Keine Freude wird dein Leib bekommen;
Du mußt allein verlassen sterben,
Ein fremder Gast wird dich beerben.

## Siebente Gruppe.

## Letzte Dichter dieser Periode.

### Vorbereiter des Meistergesanges.

Die drei Dichter, welche noch diesem Zeitraum angehören: Konrad von Würzburg, Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen, sind als letzte Ausläufer des fast schon erstorbenen Minneliedes, und zugleich als Vorbereiter des Meistergesanges, den wir in der nächsten Periode antreffen werden, zu bezeichnen. Konrad von Würzburg, ein fahrender Sänger bürgerlichen Standes, wahrscheinlich nach seiner Vaterstadt Würzburg so genannt, lebte abwechselnd am Oberrhein, in Straßburg und Basel, wo er den 31. August 1287 mit seiner Frau und zwei Töchtern starb, und dort in der Maria Magdalenen-Kirche begraben liegt. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt; doch fällt es vermuthlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts. —

Konrad war ein äußerst vielseitiger, fruchtbarer und formell sehr gewandter Dichter; er übertraf an Künstlichkeit des Versbaues und Sprachgewandtheit sogar noch Gottfried von Straßburg, dem er nacheiferte. Durch die Menge und die Künstlichkeit seiner Töne, d. h. seiner Verse, die sehr oft bei ihm den Mangel an wahrem poetischem Gehalt ersetzen müssen, stand er bei den späteren Meistersängern in hohem Ansehn, die gleichfalls mehr Werth legten auf kunstvolle Formen, als auf den tieferen, inneren Gehalt. Seine lyrischen Gedichte sind: Tanz, Minne und Mailieder, Klagen über den Verfall der Kunst, über die abnehmende Freigebigkeit der Reichen und moralische Betrachtungen, oft in Fabelform gekleidet. Sein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, „die goldene Schmiede“ genannt, war eine Nachahmung des berühmten Lobgesangs Gottfrieds von Straßburg auf die heilige Jungfrau; es steht zwischen lyrischer und didaktischer Poesie mitten inne, und ist in kurzen Versen mit gepaartem Reim abgefaßt. Es macht sich in diesem Gedichte der Mangel an wahrer Poesie, der durch Künstlichkeit der Form und Anhäufung glänzender Bilder verdeckt werden soll, am meisten bemerkbar. „Die goldene Schmiede“ heißt es deshalb, weil Konrad sich darin als einen Schmied darstellt, der aus Gold und edlem Gestein den Schmuck der heiligen Jungfrau, d. h. ihr Lob zusammenfüge. Ein anderes, weniger überladenes, didaktische und epische Poesie in sich vereinigendes Gedicht Konrads ist: „Der Welt Lohn.“ Es erzählt, wie sich der Ritter und Dichter „Wirnt von Gravenberg“ durch das Erscheinen der Frau „Welt“, die von Gesicht an Schönheit alle Frauen überstrahlte, auf dem Rücken aber mit Kröten, Schlangen und Ottern

behangen war, belehrt, von seinem Trachten nach Ruhm und Ehre bekehrt und Gott zugewendet habe, Weib und Kind verließ, das Kreuz nahm, gegen die Ungläubigen zog und im Kampfe gegen dieselben eines seligen Todes starb. Daraus solle man die Lehre ziehen, daß der Welt Lohn nichtig sei, sie daher fliehen und sich zu Gott wenden. Am bedeutendsten zeigt sich Konrads poetisches Talent in seinen kleineren, epischen Dichtungen, die sich durch einfachere und schlichtere Darstellung auszeichnen. Es sind dies: „Engelhart und Engeltrut", „Die Herzmähre", „Der Schwanenritter" und „Otto mit dem Barte." —

In Engelhart und Engeltrut, welches nach einer lateinischen Quelle bearbeitet ist, erzählt der Dichter die Geschichte zweier liebenden Freunde: Engelharts, eines edlen Herrn Sohn aus Burgund, und Dietrichs von Brabant. Diese beiden, die eine innige Freundschaft zu einander hatten, zogen zusammen aus, die Welt zu sehen; sie kamen nach Dänemark, wo der König sie freundlich aufnahm; doch mußte Dietrich, dessen Vater gestorben war, bald in die Heimath zurückkehren, um sein Land in Besitz zu nehmen.

Engelhart, der des Königs Tochter Engeltrut liebte, blieb im Dänenlande, und auch Engeltrut ward bald von Liebe zu dem Jüngling ergriffen, dem sie nach langem Kampfe eine heimliche Zusammenkunft im Garten bewilligte. Dort wurden sie aber entdeckt und Engelhart sollte im Zweikampfe seine Unschuld darthun; da er sich aber schuldig fühlte, erwirkte er sich vom Könige die Erlaubniß, bis zum Tage des Kampfes den Hof verlassen zu dürfen; er eilte nach Brabant zu seinem Freunde Dietrich, der sich leicht bestimmen ließ, den Kampf für ihn zu übernehmen, was um so besser ging, da sich beide täuschend ähnlich sahen. Engelhart blieb in Brabant zurück; Dietrich eilte nach Dänemark, wo er den Kampf siegreich bestand. Der König wollte nun dem Sieger seine Tochter zur Gemahlin geben; doch dieser bat um Aufschub der Hochzeit, sich mit einem Gelübde entschuldigend. Er kehrte eiligst nach Brabant zurück, und Engelhart eilte zur Vermählung nach Dänemark, das ihm nach dem bald darauf erfolgten Tode des Königs zufiel.

Nach einigen Jahren ward Dietrich vom Aussatz befallen und ein Engel verkündete ihm, daß er nur vom Blute der Kinder seines Freundes Engelhart geheilt werden könne; er solle dahin reisen und diesen bitten, seine zwei Kinder zu tödten, damit er sich mit ihrem Blute wasche. Erst nach langem Zaudern entschloß sich Dietrich, seinen Freund aufzusuchen, und ihm die Verkündigung des Engels zu erzählen. Liebevoll nahm Engelhart den Freund auf, doch erst nach fürchterlichem Kampfe war er bereit, das schreckliche Opfer zu bringen. Nach einem inbrünstigen Gebet zu Gott schlug er seinen beiden geliebten Kindern selbst das Haupt ab, und brachte seinem Freunde das Blut, der sich damit wusch und sogleich gesund ward. Engelhart fand gleich darauf seine Kinder gesund und spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Dietrich kehrte nach Brabant zurück und beide lebten in der Folge in ungestörtem Glücke. —

Die Herzmähre, wahrscheinlich einer französischen Quelle entnommen,

behandelt die später durch Ludwig Uhlands Gedicht: „Der Kastellan von Couci“ so bekannt und berühmt gewordene Geschichte von dem Herzen eines Sängers, welches er nach seinem Tode der von ihm verehrten Frau zusenden ließ, und diese, gezwungen von ihrem Gemahl, es essen mußte und bald darauf starb.

Der Schwanenritter erzählt die Sage vom Ritter Lohengrin, die bei Besprechung des Gedichts Lohengrin bereits mitgetheilt worden.

Otto mit dem Barte berichtet eine Begebenheit aus dem Leben des Kaisers Otto. Dieser hatte nämlich einen langen, prachtvollen Bart, und was er bei seinem Barte gelobte, das geschah unfehlbar. Nun hatte einst bei einem Streite ein fremder Ritter aus Schwaben, Heinrich von Kempten, den Truchsessen des Kaisers erschlagen, und Otto hatte bei seinem Barte geschworen, derselbe müsse sein Leben verlieren. Doch Heinrich, der vor dem Kaiser erscheinen mußte, griff ihn beim Barte und zerrte ihn so lange daran, bis er das Versprechen erhielt, ungefährdet nach Hause ziehen zu dürfen, jedoch unter der Bedingung, nie mehr vor dem Kaiser zu erscheinen. Nach zehn Jahren belagerte Kaiser Otto eine Stadt und sandte in alle deutschen Lande, um die Ritter zur Hülfe aufzubieten; auch Heinrich mußte als Dienstmann des Fürsten zu Kempten mit dahin reiten; er hielt sich vor dem Kaiser so viel wie möglich verborgen; doch als er eines Tages in seinem Zelt war, sah er den Kaiser plötzlich von Meuchelmördern umringt; er sprang unbekleidet, wie er war, hinzu, befreite ihn und lief dann eiligst zurück in sein Zelt. Der Kaiser, der ihn nicht erkannt hatte, erkundigte sich nach dem Namen des kühnen Ritters, und als er hörte, daß es Heinrich von Kempten war, befahl er ihn herbeizuholen, und stellte sich zuerst noch zornig gegen ihn, dann aber sprang er von seinem Sitze auf, umarmte und küßte ihn, vergab ihm alle frühere Schuld und belohnte ihn reichlich. —

Außer diesen kleineren Erzählungen verfaßte Konrad noch ein großes Epos: „Der trojanische Krieg“, und drei Legenden: „Der heilige Alexius“, „Der heilige Sylvester“ und „Der heilige Pantaleon.“ —

Der trojanische Krieg, sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk, welches er, wie Herbort von Fritzlar, von dem er sonst jedoch sehr abweicht mit dem Argonautenzug anfängt, umfaßt 60,000 Verse und ist durch seine zu große Weitschweifigkeit oft langweilig.

Gelungener in Anlage und Ausführung sind die Legenden. Der heilige Alexius hat den Zweck, das ehelose, Gott allein gewidmete Leben zu verherrlichen. Es erzählt die Geschichte des Alexius, eines reichen und edeln Herrn Sohn in Rom, der sich, nachdem er sich eben vermählt hatte, von seiner Gemahlin trennte, als armer Pilger in die Welt zog, um Gottes Wort zu predigen, so nach zehn Jahren wieder nach Rom zurückkehrte, und als Bettler unerkannt im väterlichen Hause verweilte; erst nach seinem Tode erfuhr man durch einen bei ihm gefundenen Brief seine Lebensgeschichte.

Die Legende vom heil. Sylvester, unter Konrads Legenden die beste, soll die Macht und Wahrheit der christlichen Religion dem Judenthume gegen-

über darthun. Papst Sylvester, dessen ganze Lebensgeschichte vorher ausführlich berichtet wird, läßt zu diesem Zweck zwölf jüdische Meister kommen, die er aus den heiligen Büchern der Juden selbst siegreich widerlegt; der zwölfte, Zambri, wollte die Macht des Judenthums durch die That beweisen: er raunte einem dazu herbeigeführten wilden Stiere einige Worte ins Ohr, worauf derselbe todt niederfiel; doch Sylvester befahl ihm, wenn er ihn durch Gott getödtet habe, ihn auch durch Gott wieder lebendig zu machen; denn Gott könne tödten und lebendig machen. Doch der Jude vermochte das nicht; Sylvester aber fiel auf die Kniee, und nach inbrünstigem Gebet befahl er dem Stier, im Namen Christi sich zu erheben; und sogleich stand der Stier auf, sanft wie ein Lamm. Der Vorgang mit dem Stier, den später auch Herder in einem kleineren Gedichte „Tödten und lebendig machen", bearbeitete, bildet hier den Mittelpunkt der Legende. Die dritte Legende Konrads: „Der heilige Pantaleon", ist die unbedeutendste: es erzählt die Bekehrung des Jünglings Pantaleon, seine Wunderthaten, seine Marter und seinen Tod unter dem Kaiser Maximianus.

### Konrad von Würzburg.

#### Göttlichkeit der Kunst (lyrisch).

Ueber alle Kunst steht Gesang, der edle, erhöhet und geehret;
Darum weil er nicht verbreitet kann werden noch vermehret;
Alle Kunst gelehret
Kann werden mit Vernunft;
Doch Niemand kann Dichten lernen und Lieder singen,
Die beiden müssen aus sich selbst wachsen und entspringen:
Aus dem Herzen klingen
Müssen sie durch Gottes Gunst.
Bei jeder Kunst bedarf man des Rathes und der Hülfe wohl;
Wer sie recht treiben soll,
Der muß haben die Zurüstung,
Damit er sie vollende nach der Menschen Neigung.
Doch wenn Gesang strömt aus reinem Herz und Zung,
Aus der rechten wahren Stimmung:
Dann geht sie vor jeder Kunst.

### Aus „Graf Otto mit dem Barte" (episch).

#### Wie der Kaiser, Heinrich empfing.

Da hieß der Kaiser gehn,
Und Heinrich zu Hofe bringen;
Mit zornigen Dingen
Ward er geführt vor ihn hin:
Und er geberdete sich gegen ihn,
Als ob er gar zornig wäre.
„Nun saget:" sprach der hehre
Kaiser, „wie durftet ihr
Euch wagen her zu mir,
Und vor meine Augen kommen?
Ihr habt doch wohl vernommen,
Warum ich euer Feind ward;
Ihr seid es doch, der mir den Bart
Ohne Messer hat geschoren,
Und dessen grimmiger Zorn
Vieler Haare ihn beraubet hat?
Daß er jetzt noch ohne Locken staht,
Das hat verübet eure Hand.
Daß ihr nun kommet in dies Land,
Ist mir der allerbeste Schein,
Daß ihr hoffährtig wollet sein,
Und Uebermuthes wollet pflegen!"

„Gnade, Herr," sprach der Degen;
„Ich komme nur gezwungen her,
Und habe nur noch ein Begehr,
Daß ihr verzeihet meine That.
Mein Herr, ein Fürst, der hier staht,
Bei seiner Huld mir gebot,
Daß ich mich durch keinerlei Noth
Verhindern ließe, ihn zu begleiten.
Nur ungern vernahm ich dieses Bedeuten,
Doch ich mußte, bei Gott,
Erfüllen meines Herrn Gebot;
Wär ich mit ihm nicht hergekommen,
Mein Leben hätt' er mir genommen.
Auch wollt' ich lösen meinen Eid,
Daß mein Herr nicht ohne mich reit!
Wer mir darum Uebles thut,
Weiß Gott, der ist nicht wohlgemuth:
Dem zeige ich drum einen solchen Ort,
Wo er nie wieder spricht ein Wort!"
Der Kaiser zu lachen da begann
Und sprach: „Ihr auserwählter Mann,
Ihr seid unschuldig, hör' ich wohl;
Darum ich gerne lassen soll
Gegen euch den Zorn mein:
Mir und Gott sollt ihr sein
Tausendmal willkommen!"

Mehr noch wie Konrad von Würzburg ist Meister Heinrich Frauenlob, der Vorläufer der Meistersänger. Geboren um 1250 oder 1260 zu Meißen, aus bürgerlichem Stande besuchte er schon früh als fahrender Sänger viele nord- und süddeutsche Höfe, bis er sich ungefähr um 1311—1312 in Mainz niederließ, wo er sich verheirathete. Er starb dort den 20. November 1318 und hatte sich bei seinen Mitbürgern und besonders bei den Mainzer Frauen so große Liebe und Verehrung erworben, daß, wie ein alter Chronist erzählt, „Frauen und Jungfrauen seinen Leichnam, laut weinend, zu Grabe trugen und sein Grabmal im Kreuzgange der Domkirche mit Wein begossen, daß derselbe um die Kirche herumfloß." Sein Grabmal, welches diesen Moment darstellt, zerfiel 1744; 1842 wurde ihm ein neues Denkmal im Kreuzgang des Mainzer Doms gesetzt. Wegen seiner Gelehrsamkeit besonders auf theologischem Gebiete, und aus dem Umstand, daß er in der Domkirche begraben wurde, zog man den Schluß, daß er Domherr und Doktor der Theologie gewesen, was aber neuerdings durch gründlichere Forschungen widerlegt ist. Ebenso hat sich die Annahme als falsch erwiesen, daß der Name Frauenlob ein Beiname war, den er deshalb erhalten haben soll, weil er in einem Wettgesang die Benennung Frau statt Weib siegreich behauptete, und überhaupt wegen seines den Frauen gespendeten Lobes. Frauenlob stiftete zu Mainz einen Sängerorden, in welchem poetische Wettkämpfe geführt wurden, und der den Schulen der spätern Meistersänger zum Vorbild diente, weßhalb diese ihn zu den zwölf ersten Meistern rechneten, denen sie die Gründung ihrer Genossenschaft verdankten.

Frauenlobs poetische Thätigkeit beschränkte sich nur auf die lyrische Poesie; doch war er darin einer der fruchtbarsten Dichter dieser Periode. Obgleich ein großer Theil seiner Dichtungen bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden sind, besitzt man von ihm doch drei große Leiche, darunter einen auf die Jungfrau Maria, viele Sprüche in 448 Strophen und dreizehn Lieder in 51 Strophen. Nicht minder fruchtbar war er in Erfindung von neuen Tönen, deren ihm in den Meistergesangbüchern 35 zugeschrieben werden; ebenso mannigfaltig war auch der Inhalt seiner Dichtungen, in denen poetisches Gemüth und Gedankenreichthum nicht zu verkennen sind; doch leiden

sie oft an störender Häufung von Gelehrsamkeit und übertriebener Künstlichkeit der Form. So hat z. B. sein sogenannter zarter Ton 21 und sein überzarter 34 künstlich verschlungene Reime in der Strophe.

## Meister Heinrich Frauenlob.

### Treue.

Wer durch Gott die Treue im Herzen hat,
Der lasse sie nimmer von sich kommen;
Wer von der Treue lässet ab,
Dem ist aller Werth benommen.

Treu' ist ein Spiegel, den der Mann
Vor aller Welt trägt zu jeder Zeit.
Treu' ist das verborgene Kleid,
Was uns Gott geschnitten an.

### Lob der Frauen.

Ich sage es wohl auf meinen Eid,
Daß in der Welt doch nichts ist,
Was alle Sorg' und alles Leid
Vertreiben könnte mit süßer List,

Als nur ein reines, trautes, sel'ges Weib!
Ah! wie wohlgemuth ein Mann
Muß sein, wenn sie ihn lachet an!
Den Spiegel nenn' ich Leid vertreib.

Barthel Regenbogen, Frauenlobs Zeitgenosse, der zu Ende des 13. Jahrhunderts lebte, gab, wie er in einem seiner Gedichte berichtet, aus innerem Drang zur Poesie sein Schmiedehandwerk auf und zog an den Rhein, um die besten Sänger aufzusuchen, und bei ihnen zu lernen.

In Mainz, wo er sich am längsten aufgehalten zu haben scheint, fand er den damals schon berühmten Frauenlob, der einen mächtigen Einfluß auf seine Poesie ausübte. Eben so wenig, als seine Heimath und sein Geburtsjahr ist auch die Zeit seines Todes bekannt; doch muß er den Frauenlob um viele Jahre überlebt und ein hohes Alter erreicht haben, da er in einem seiner besten Gedichte, dem unten angeführten, in welchem er auch seines Weibes und seiner Kinder gedenkt, die Gebrechlichkeit des Alters beklagte. —

Regenbogen, der den Frauenlob an poetischer Begabung überragte, ihm aber in der Form- und Sprachgewandtheit bedeutend nachstand, nahm sich denselben in seinen früheren Gedichten zum Vorbild, wodurch sie meist unnatürlich und steif sind. Seine spätern Dichtungen, in welchen er, geleitet durch seinen gesunden Sinn, vielleicht auch mit veranlaßt durch Frauenlobs Stolz und Selbstüberschätzung, seinem eigenen Dichtergenius folgte, sind bei weitem die besten; und einzelne Härten der Sprache abgerechnet, übertreffen sie auch Frauenlobs meiste Dichtungen an Tiefe und Innigkeit des Gefühls.

## Barthel Regenbogen.

### Der Dichter und der Tod.

Der Tod kam zu mir her und wollte tödten mich:
Ich sprach: „Ach lieber Tod, was möcht' es helfen dich,
Wenn ich läg' jetzt und todt? die Wahrheit zu mir sprich!"
Er sprach: „Wo kranke Leute sind, dahin muß ich stets gehen."
„So laß mich, Tod, bis mein die Welt nicht mehr begehrt,
Und bis ich meinem Weib und Kindern werd' unwerth,

Und bis auch das Gesinde mich lässet ungehört;
Wenn dies geschieht, so will ich dich um Leben nicht mehr flehen.
Jetzt hab' ich noch jungen Leib und Gut und Ehre."
„Was wähnst du, Thor, daß ich dir darum thu?
Für mich ist gleich der Abend, wie der Morgen fruh,
Der Kaiser gleich dem Bettler, dem ich will zu,
Mein Freundschaft und mein Vertrauen, die sind der Welt zu schwere."

„Ach, Tod, mein Freund, wollst mich noch länger leben lan,
Mit meinem Wissen hab ich dir nie Leid gethan,
Wenn du nun willst muß ich mit dir zu Gerichte gan;
Ich kann dir doch entlaufen nicht, was schadet's dir, daß ich lebe?
Hätt ich auch alle Kraft, die trägt die Welt zur Zeit,
Es hälfe gegen dich mich keines Halmes breit."
„Nun wohl, so lebe", sprach der Tod, „doch sei bereit
Wenn ich dir meine Boten sende, die dir Zeichen geben."
„Ich bitt' dich, Tod, daß du mir die Boten nennest."
„Grauer Kopf, grauer Bart, der dritte Bote ist die Gicht,
Zahnlos, taub, blind, der fünfte Bote säumt sich nicht:
Beklemmung und Husten; der sechste Bote ist häßlich Angesicht;
Der siebente Bote macht dich zum Kinde, daß du dich nicht mehr kennest."

Die Zeit ist hier, die Boten die sind ausgesandt,
Der graue Kopf und Krankheit, die sind mir beide wohl bekannt,
Husten und Beklemmung haben sich zu mir gewandt:
Sie wollen kommen, denn sie müssen die beide;
Wer heißt sie eilen, daß sie laufen so schnell?
Das thut der Tod, dessen Muth ist auf mich geworden grell,
Er hat keine Ruhe, bis er mir gestrecket das Fell,
Und ich vom Leben und der Welt scheide.
Wohl hin, laß fahren, denn sterben ist allgemein;
Und wär' das nicht, es brächte mir gar trüben Sinn:
Mein Vater und meine Mutter, die sind vor mir dahin,
Und Kaiser, Könige, Fürsten, der ich keiner bin.
Und lebt' ich auch noch Tausend Jahr, es hälf' mir doch gar klein.

Nun kommt der Tod und spricht: „Hier muß gestritten sein,
Und wenn du siegest, so sind noch tausend Jahre dein;
Nur nach dem Rechte soll entschieden sein;
Jetzt nimm dir deine Waffen, daß du mit mir kannst streiten!"
Dann kommen meine Freunde und bringen in der Hand
Zu diesem letzten Streite mir mein Gewand:
Mein Wappenrock, ein Tuch von grober Leinwand.
Es salbt der Priester mich, möcht' doch sein Segen mich begleiten!
Ich bin bereit, nun geht es an ein Streiten,
Es schlägt der Tod die Beine, daß sie stille liegen,
Nicht können Händ' und Arme das Schwert mehr biegen,
So auch Haupt und Augen, wie könnt' ich da wohl siegen?
Dann sticht er mir das Herz entzwei,
Das muß ich alles leiden.

So endet sich der Streit, nun ist es ausgestritten.
Ach Gott durch deine Marter, die du hast erlitten,
Ach Maria, hilf mir, dein liebes Kind erbitten,

Daß dein Gebet steh' für mich und daß die Seele ruhe!
Ach, wenn der Teufel zu mir spräch: „Du bist mein,
Da du auf Erden niemals trugst göttlichen Schein,
Mußt du bei mir und meinen Gesellen ewig sein."
Maria! um deines Kindes Tod, mir deinen Beistand thue;
Maria, du hast die Kraft von Gott, fürwahr du richtest,
Daß alle höllischen Teufel sich fürchten vor dir;
Ich bitte dich, Maria Mutter, daß du helfest mir,
Nach deinem lieben Kinde steht mein Begier.
O Herr, um Gnade bitt' ich, daß du nicht nach Rechte richtest.

## Achte Gruppe.

## Gereimte Chroniken und Prosa.

### a) Gereimte Chroniken.

Es bleiben nun aus dieser zweiten Periode der Literatur nur noch zu besprechen übrig einige gereimte Chroniken; dann wenden wir uns der Prosa zu, von der nur wenige Worte zu sagen nöthig sind, da dieselbe in dieser Zeit beinahe gar nicht vertreten war. —

Die Chroniken sind, als die ersten Spuren der Geschichtsforschung, mehr für diese als für die Literatur wichtig; doch muß diesen gereimten Chroniken ein Platz in der Literaturgeschichte eingeräumt werden, nicht allein, weil sie in Versen abgefaßt sind, sondern mehr noch ihrer poetischen Behandlung wegen. Wir besitzen aus dieser Literaturperiode drei derselben:

1) Von Jansen oder Johann dem Enenkel eine: das Fürstenbuch von Oesterreich genannt, dem als Einleitung eine Weltchronik voransteht.

2) Von Meister Gottfried Hagen, eine Chronik der Stadt Cöln.

3) Von einem Dichter Ottaker, eine österreichische Chronik.

Johann der Enenkel oder Enikel, d. h. der Urenkel, war ein Wiener Bürger, und lebte von 1190—1251. Er schrieb mehrere Werke, theils in Prosa, theils in Reimen, von denen das Fürstenbuch von Oesterreich und die Weltchronik die bedeutendsten sind.

Das Fürstenbuch von Oesterreich erzählt die Geschichte der österreichischen Fürsten chronologisch bis zum Jahre 1246, doch mit Sagen, Fabeln und Mährchen aller Art vermischt. Zu der Weltchronik, die mit Erschaffung der Welt beginnt, bis zum Anfang des Fürstenbuches reicht, und gleichfalls untermischt ist mit Fabeln und Mährchen, benutzte er vielfach die früher erwähnte Kaiserchronik. In beiden ist Sprache und Darstellung oft steif und unbeholfen; doch sind besonders die Sagen und Mährchen voll poetischen Reizes.

Meister Gottfried Hagen, Stadtschreiber zu Cöln, verfaßte um die Mitte des 13. Jahrhunderts seine Reimchronik der Stadt Cöln, worin er, beginnend mit einer allgemeinen Einleitung von der Gründung der Stadt und der Einführung des Christenthums in dieselbe, den Kampf der Stadt um ihre Frei-

heit wider die Angriffe der Bischöfe erzählt. Nicht allein für die Geschichte ist diese Chronik von großer Bedeutung, sie erhält auch durch ihre begeisterte und schwunghafte Darstellung Interesse für die Literatur. Sie ist nicht wie alle bis jetzt genannten Dichtungen aus dieser Periode in mittelhochdeutscher Sprache, sondern in niederrheinischer Mundart, einem damals am Rhein viel gebrauchten Dialekte, abgefaßt.

Ottaker, den man gewöhnlich „von Horneck" nennt, war aus Steiermark gebürtig, lebte ungefähr von 1250—1318. Er schrieb, wie er selbst berichtet, eine Weltchronik bis auf Kaiser Friedrich II. Doch ist dieselbe bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden; eine andere, von ihm verfaßte österreichische Chronik ist uns jedoch erhalten. Sie enthält die Geschichte Oesterreichs von 1250—1309, ist mit großer Ausführlichkeit erzählt (sie umfaßt mehr als 83,000 Verse) und berichtet dabei auch alle wichtigen welthistorischen Ereignisse dieser Zeit. Weil nur historisch Wahres in dieser Chronik aufgenommen wurde, ist sie besonders für die Geschichte wichtig; dagegen ist sie von geringem poetischem Werthe, einzelne Stellen abgerechnet, wie unter andern die Erzählung von Kaiser Rudolphs Tod, die später Justinus Kerner zu einer schönen Ballade: Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe, bearbeitet hat. Sie ist in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt und gehört, wie alle derartige Chroniken, zur Gattung der epischen Poesie. —

## b) Prosa.

Da sich in dieser Literaturperiode die Männer der Wissenschaft beinahe ausschließlich der lateinischen Sprache zu ihren Werken bedienten; Rechtsbücher und andere öffentliche Schriften gleichfalls lateinisch abgefaßt, und die Erbauungsbücher und Predigten meist nur aus dem Lateinischen übersetzt waren, man auch noch nicht Unterhaltungslektüre in Prosa, wie Romane, Novellen und dergleichen schrieb, so beschränkt sich die Prosa dieser Zeit auf die Werke einzelner Männer, die sich besonders für die Ausbildung der deutschen Sprache interessirten, und sie deßhalb bei ihren Schriften gebrauchten. Diese Werke, die hauptsächlich nur wegen ihres Einflusses auf die Vervollkommnung der Sprache in die Literaturgeschichte gehören, sind 1) die beiden ältesten deutschen Rechtsbücher: „Der Sachsenspiegel und Schwabenspiegel", beide aus dem 13. Jahrhundert; 2) zwei Chroniken, die Sachsenchronik und die Chronik der Abtei von St. Gallen; erstere aus dem 13., die zweite aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts; 3) die Predigten der wandernden Franziskanerprediger: David von Augsburg und Berthold von Regensburg, beide aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und 4) endlich die philosophischen Schriften des Meisters Heinrich Eckhart aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Der Sachsenspiegel oder das sächsische Landrecht, ungefähr um 1230 von Eike von Repgow, einem sächsischen Ritter, in lateinischer Sprache zusammengestellt, und später von ihm ins Niederdeutsche übersetzt,

ist wegen seiner schönen, ganz von dem Einflusse des Lateinischen, freien Sprache, für die Literatur von Werth. Es war beinahe durch ganz Deutschland bei allen Gerichten als geltendes Gesetzbuch verbreitet. Auf die darin enthaltenen Gesetze stützte sich die zweite, gleich berühmte Gesetzsammlung, der Schwabenspiegel, um 1270 von einem schwäbischen Geistlichen, wahrscheinlich dem Franziskanermönch David von Augsburg, abgefaßt. Der Schwabenspiegel, in mittelhochdeutscher Sprache geschrieben, ist für die Literatur noch wichtiger, weil darin die Sprache noch anmuthiger und ausgebildeter erscheint.

Gewöhnlich wird dem Eike von Repgow, dem Verfasser des Sachsenspiegels, auch die Abfassung der Repgowischen oder Sachsen-Chronik zugeschrieben, ob mit Recht oder Unrecht, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Auch diese ist in einer schönen, fließenden Sprache abgefaßt und enthält in chronologischer Ordnung die sächsische Geschichte bis zum 14. Jahrhundert.

Am wenigsten Interesse, sowohl dem Inhalte als der Form nach, hat die Chronik der Abtei von St. Gallen von Christian dem Küchenmeister aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. In steifer und unbeholfener Sprache erzählt dieselbe die Geschichte des Klosters von St. Gallen von 1230—1331. Bis zum Jahre 1230 hatten die Mönche des Klosters die Geschichte desselben in lateinischer Sprache geschrieben, einer immer das Werk des andern fortsetzend. Christian, der nicht Mönch, sondern ein Bürger von St. Gallen gewesen zu sein scheint, war der erste deutsche Fortsetzer dieser Chronik.

Der Franziskanerbruder David, mit dem Zunamen von Augsburg, was zu der Annahme führte, daß er aus dieser Stadt stamme, wurde zwischen 1210—1220 aller Wahrscheinlichkeit nach in Regensburg geboren, war zuerst Novizenmeister und Professor der Theologie im Franziskanerkloster zu Regensburg, und siedelte dann in derselben Eigenschaft nach Augsburg über, wo er lange Jahre hindurch als Lehrer und Prediger so segensreich wirkte, daß er wohl deßhalb den Beinamen „von Augsburg" erhielt. Er starb dort den 15. November 1271. Davids Predigten, welche zu den ersten gehörten, die aufgezeichnet wurden, sind nicht nur ausgezeichnet durch Tiefe und Wahrheit der Gedanken, sondern auch durch die schöne, reine Sprache und die gewandte Darstellung. Es sind von seinen deutschen Schriften: „Predigten", „religiös-moralische Betrachtungen" und „Gebete", nur wenige bekannt.

Ob Berthold von Regensburg, der mit seinem Familiennamen Berthold Lechs hieß, aus Regensburg, Augsburg oder Winterthur in der Schweiz stammte, ist bis jetzt noch nicht entschieden. Die Zeit seiner Geburt fällt zwischen 1220 und 1230; er trat in den Franziskaner-Orden in Regensburg und war dort David von Augsburgs Schüler, der ihn von 1250 an auf seinen Wanderungen durch die Schweiz, Oesterreich, Ungarn, Mähren, Böhmen, Sachsen und Schwaben begleitete, auf welchen Berthold sowohl in Kirchen als im Freien vor vielen Tausenden predigte. Er starb den 13. December 1272 in Regensburg und ward im Minoritenkloster daselbst begraben. Seine

noch vorhandenen Predigten, die, voll Kraft und begeisterter Beredsamkeit, wahrscheinlich nicht von ihm selbst, sondern von einem seiner Zuhörer aufgeschrieben wurden, erklären die allgemeine Bewunderung, die ihnen bei seinen Zeitgenossen zu Theil ward.

Meister Heinrich Eckhart, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich zu Straßburg geboren, studirte in Paris und trat daselbst als Lehrer der Philosophie auf. Nachdem er in den Dominikanerorden getreten war, und die Würde eines Doctors der Theologie erhalten hatte, ward er 1304 zum Provinzial von Sachsen und 1307 zum Generalvikar von Böhmen erwählt. Später begab er sich nach Cöln und versammelte dort eine große Anzahl von jungen Männern um sich, die er in der Philosophie und Theologie unterwies. Er starb daselbst vor dem Jahre 1320.

Meister Eckhart, dessen Schriften theologischen und philosophischen Inhalts sind und deßhalb hier keine Besprechung finden können, hat nur für die Literaturgeschichte in so fern Werth, daß er durch seine Werke auf die Ausbildung der deutschen Sprache sehr vortheilhaft einwirkte.

## Dritte Periode.

## Von Mitte des 14. bis zum ersten Viertel des 17. Jahrhunderts (von 1350—1625).

### Einleitung.

Die dritte Periode der Literaturgeschichte zeigt in allem, auch schon in der Sprache einen ganz andern Charakter, wie die vorhergehende. Die schwäbische oder mittelhochdeutsche Sprache, die sich aus der gothischen und althochdeutschen gebildet hatte und sich durch Reichthum und Feinheit des Ausdrucks auszeichnete, begann allmählig zu sinken und verlor durch das Eindringen der verschiedenen Mundarten an Reinheit und Schönheit, bis um die Mitte dieses Zeitraums die Mundarten immer mehr Uebergewicht gewannen, und dadurch die poetischen Erzeugnisse, was die Sprache betraf, immer unbeholfener und plumper wurden. Erst zu Ende dieser Periode ward Luther durch seine Bibelübersetzung der Reformator der deutschen prosaischen Sprache; auf die Sprache der Poesie übte er, trotz seiner vorzüglichen Kirchenlieder, weniger Einfluß. Er bildete, indem er die obersächsische Mundart zu Grunde legte, und zugleich die Werke einiger bedeutenden, vor ihm lebenden Prosaiker, so wie auch die Sprache des Volkes benutzte, unser jetziges Hochdeutsch, welches, wenn auch zwar erst nach langer Zeit, doch endlich von allen deutschen Stämmen als Schriftsprache angenommen wurde. Schon dieser Umstand, mehr aber noch die vielfachen kirchlichen wie politischen Bewegungen und Erörterungen im vorliegenden Zeitraum veranlaßten ein zahlreiches Erscheinen prosaischer Werke. Nicht allein Predigten und Erbauungsschriften wurden nach der Erfindung der Buchdruckerkunst vielfach

gedruckt, auch kamen eine Menge Schriften für und gegen die Reformation, meist satyrischen Inhalts heraus, ferner gewann die Geschichtsforschung ein ganz anderes Ansehen und eine größere Ausdehnung. Doch wurde die Prosa für die Literatur besonders dadurch wichtig, weil eine neue Art von prosaischen Werken aufzutauchen begann. Es sind dies Mährchen und Erzählungen in prosaischem Gewande, woraus sich später und zwar schon zu Ende dieser Periode Novelle und Roman bildeten. Bis zu dieser Zeit hatte sich das Bedürfniß nach prosaischen Unterhaltungsbüchern noch nicht fühlbar gemacht, da Hohe und Niedere gern dem Vortrag der epischen Gedichte lauschten. Doch jetzt, da der Geschmack an der Poesie immer mehr abnahm, die Sprache der Prosa sich jedoch kräftiger zu entwickeln begann, versuchte man die epischen Stoffe in Prosa darzustellen. Zuerst entstanden prosaische Umarbeitungen der alten epischen Gedichte, unter andern prosaische Erzählungen, vom hörnern Siegfried, vom Herzog Ernst, vom Ritter Wigelois und von Tristan, darauf folgten Uebersetzungen und Umarbeitungen solcher Erzählungen aus dem Französischen und Italienischen, besonders aus dem Boccaccio, endlich bemächtigte sich die Prosa der deutschen Volkssagen von Till Eulenspiegel, Doktor Faust, der Schildbürger, dem ewigen Juden und mehreren andern. Außerdem besitzen wir aus jener Zeit Sammlungen prosaischer Fabeln, moralischer Beispiele, Schwänke und Anekdoten. Ebenso sehr wie die Prosa sich ausbildete und entwickelte, sank die Poesie immer tiefer und tiefer von ihrer Höhe herab; aus dem Gebiete der didaktischen Poesie, als derjenigen, die dem Zeitgeiste am besten entsprach, besitzen wir eine Menge Werke, von denen jedoch die meisten geringen poetischen Werth haben. Doch kommt das Verdienst, eine eigenthümliche Form des didaktischen Spruches, die Priamel ausgebildet zu haben, nur diesem Zeitraum zu, trotzdem sich schon in den frühesten Zeiten bei einzelnen Dichtern Satzstellungen finden, welche an die Priamel erinnern. Lessing und nach ihm Herder erkennen in derselben die ursprüngliche Gestalt des deutschen Epigramms. Die besondere, fest ausgeprägte Form der Priamel besteht darin, daß auf eine größere oder kleinere Reihe von Vordersätzen, von denen jeder meist eine Verszeile bildet, ein, sie alle umfassender, kurzer Nachsatz folgt, der in einer Verszeile die Aehnlichkeit und Bedeutung der Vordersätze zusammenfaßt und eine Lehre enthält, die jedoch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, sondern nur aus dem Zusammenhang hervorgeht. Gewöhnlich sind es Klugheits- und Lebensregeln, die die Priamel ausdrückt, ungefähr wie das Sprüchwort.

An der Epik und Lyrik, die in der vorigen Periode zu einer so hohen Vollkommenheit ausgebildet waren, macht sich das Sinken der Poesie am meisten bemerkbar.

Die epische Poesie wurde beinahe gar nicht bearbeitet, sie zeigte sich nur in kleinen Fabeln und Erzählungen und in Umarbeitungen einzelner Volksepen.

Die lyrische Poesie, die verhältnißmäßig noch viele Bearbeiter fand, artete meist in Reimspielereien aus, da man mit strenger Gewissenhaftigkeit

die von den Minnesängern überlieferten künstlichen Formen beibehalten wollte, trotzdem sie nicht mehr zu dem einfachen, vorzugsweise auf Belehrung gerichteten Inhalt der Gedichte paßten.

Besonders waren es die Schulen der Meistersänger, die sich jetzt zu bilden begannen, welche an diesen Formen festhielten. Außer den Meistersängern unterscheidet man aus dieser Zeit noch eine Klasse von Dichtern, welche nach Art der früheren fahrenden Sänger die Kunst als Erwerbsmittel gebrauchten und daher Dichter von Gewerbe oder fahrende Dichter genannt wurden; dann gab es aber noch eine Anzahl von Dichtern, welche die Kunst in freierer Weise behandelten und als wahre Volksdichter im Sinne und Geiste des Volks sangen. Diese Dichtungen, sowie die Volkslieder von unbekannten Verfassern sind, nächst den geistlichen und Kirchenliedern, welche besonders nach Luthers Vorgang häufiger wurden, das Beste, was wir aus dieser Periode von lyrischen Sachen besitzen. Unter den Dichtern von Gewerbe waren diejenigen am meisten geachtet, welche man durch den Namen „Wappendichter", von den anderen unterschied. Sie machten poetische Wappenbeschreibungen, in welche sie das Lob der Wappenträger einflochten, daher sie sich natürlich auch auf die Wappenkunde verstehen mußten.

Was bei den Turnieren der Fürsten und Ritter die Wappendichter, das waren bei den Schützenfesten der Bürger die Pritschenmeister. Ihnen lag es ob, die Festlichkeit zu beschreiben, Spruchgedichte für dieselbe zu verfassen, so wie auch die besten Schützen in Lobgedichten zu besingen; doch sind die Dichtungen der Pritschenmeister meist von so untergeordnetem Werthe, daß sie gar keine Erwähnung verdienen.

Als der Wohlstand der Bürger immer mehr zunahm, zog man auch zu den häuslichen Festlichkeiten Dichter herbei, welche man Spruchsprecher nannte, und die in manchen Städten von der Obrigkeit in ihrem Amte bestätigt waren. Die Spruchsprecher hatten der Gelegenheit gemäße Gedichte entweder herzusagen oder zu improvisiren und trugen einen weiten Mantel und an der Brust große silberne Schilde.

Den Dichtern von Gewerbe standen die Meistersänger gegenüber, und diese schlossen sich von jenen mehr und mehr ab. Nach einer alten von den Meistersängern hochgehaltenen Sage sollen zwölf Meister im Jahre 962 den Meistergesang erfunden haben, alle zu gleicher Zeit, ohne daß jedoch einer von dem andern gewußt hätte. Als diese zwölf werden folgende genannt: Heinrich Frauenlob, Doktor zu Mainz, Heinrich Mügelin, Doktor zu Prag, Nikolaus Klingsohr, der freien Künste Magister, Poppser, ein Glasbrenner, Walther von der Vogelweide, ein Ritter, Wolfgang Rohn, ein Ritter, Hans Ludwig Marner, ein Edelmann, Barthel Regenbogen, Schmied, Sigmar der Weise, sonst der Römer von Zwickau genannt, Konrad Jäger von Würzburg, ein Musikant, Canzler, ein Fischer und Stephan Stoll, ein Seiler. Diese Ueberlieferung kann jedoch durch nichts bewiesen werden, und sie verliert dadurch alle Glaubwürdigkeit, daß Sänger des 13. Jahrhunderts mit als die Erfinder dieser Kunst genannt werden. Die älteste, geschichtliche Urkunde,

welche die Meistersängerschulen betrifft, ist von 1387; es ist ein Freibrief Kaiser Karls IV., worin er den Meistersängerschulen Wappenrecht bewilligt. Seit dieser Zeit erschienen Meistersängerschulen in den meisten großen Städten Deutschlands; nächst Mainz, welches die erste Schule hatte und wo man die Urkunden der Genossenschaft aufbewahrte, waren Straßburg, Kolmar, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg und Frankfurt durch ihre blühenden Schulen bekannt und berühmt.

Obgleich der Meistergesang in den nachfolgenden Zeiten seine Bedeutsamkeit ganz verlor, so erhielten sich doch einzelne Schulen bis in die neueste Zeit. Erst am 21. Oktober 1839 schloß die Schule zu Ulm feierlich den alten Meistergesang und gab die Lade, Schultafel, Tabulatur, Sing- und Liederbücher durch förmliche Urkunde dem dortigen Liederkranze. Die Sammlung der Gesetze und Ordnungen, nach welchen die Meisterlieder abgefaßt und vorgetragen werden mußten, hieß die Tabulatur; denselben wurden gewöhnlich die Statuten, nach welchen die Singschulen eingerichtet waren, und die sagenhafte Geschichte der Entstehung der Meistersängerschulen beigefügt. Die einzelnen Schulen standen in keiner äußeren Verbindung, doch wichen sie in ihren Tabulaturen nur wenig von einander ab. Jede Schule hatte einen Vorstand, die vier Merker, die auf die Fehler der Singenden Acht gaben, sie bestrafen und in Ordnung halten mußten. Jeder meisterliche Gesang hieß Bar und bestand aus Gesätzen oder Strophen, jedes Gesätz aus zwei Stollen mit gleichem Ton und gleichem Maß und dem Abgesang mit anderm Ton und anderm Maß. Die Versmaße hießen Gebäude, die Versart Ton oder Weise.

Diejenigen Töne, welche vollkommen regelrecht gebildet waren und daher nachgebildet wurden, hießen Meistertöne, deren es in späterer Zeit gegen 400 gab. Die Reime mußten nach strengen Gesetzen behandelt werden. Die Tabulatur bezeichnete 33 Fehler, welche begangen werden konnten und bestraft wurden, darunter folgende: Fehler gegen die deutsche Sprache; falsche Meinungen, d. h. alle falschen, abergläubischen, schwärmerischen, unchristlichen und ungeziemenden Lehren und schändliche Worte; blinde Meinungen, wenn der Gedanke nicht deutlich genug ausgedrückt war; blinde Worte, Laster, d. h. willkührliche Veränderungen eines Vokals, um ein Wort in den Reim zu zwingen u. s. w. Falsche Melodei bestand darin, wenn man den Ton durchaus anders sang, als er vom Meister gedichtet war. Wer die Tabulatur noch nicht verstand, war ein Schüler; wer alles aus derselben wußte, ein Schulfreund; wer mehrere Töne singen konnte, ein Singer; wer nach andern Tönen Lieder machen konnte, ein Dichter, und wer endlich selbst einen meisterlichen Ton erfunden hatte, ein Meister. Bei der außerordentlichen Verbreitung des Meistergesangs mußte die Zahl derjenigen, welche sich mit dieser Kunst befaßten, sehr groß sein; doch sind im Ganzen nur wenige Meistergesänge und Meistersänger bekannt, und diejenigen Meistersänger, die man kennt, sind mehr wegen ihrer übrigen Dichtungen, als wegen ihrer Meistergesänge berühmt geworden. Die Meistersänger behandelten im Ganzen

die nämlichen Stoffe, wie die späteren Minnesänger; sie schritten besonders auf dem Wege fort, welchen Frauenlob eingeschlagen hatte. —

Die dramatische Poesie beginnt, sich in einzelnen Anfängen zu zeigen, und entwickelte sich bei uns, wie früher bei den Griechen, aus dem religiösen Cultus. Schon in den frühesten Zeiten wurde während der Charwoche in der Kirche die Leidensgeschichte Christi in lateinischer Sprache von verschiedenen Personen wechselweise vorgetragen. Im 12. Jahrhundert wurde sie, statt vorgetragen, vorgespielt, und zwar trugen die spielenden Personen dabei verschiedene Costüme; später blieb man nicht streng bei dem Bibeltext stehen, man nahm Abkürzungen, Erweiterungen und Ausschmückungen damit vor und verband schließlich, im 14. Jahrhundert, zur Belustigung des Publikums, mit den religiösen, auch komische Scenen, weshalb die Spiele aus der Kirche verbannt wurden; doch dauerten sie trotzdem fort und wurden nun im Freien auf besonders dazu errichteten Tribünen gespielt. Diese kirchlichen Dramen, die man in neuerer Zeit Mysterien genannt hat, die aber früher nur einfach den Namen Spiele führten, wurden nur an den Hauptfesttagen der Kirche, also zu Weihnachten, Charfreitag und Ostern aufgeführt, und hießen darnach Weihnachts-, Passions- und Osterspiele; später, wohl zu Ende des 14. Jahrhunderts, fanden auch an den Festen der Schutzheiligen Spiele statt, wozu der Stoff aus der Heiligenlegende genommen ward.

Im Laufe der Zeit wurden die untermischten, komischen Scenen in den kirchlichen Spielen immer häufiger und endlich löste sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts das weltliche vom geistlichen Spiel ganz ab. Die meisten weltlichen Spiele waren Fastnachtsspiele, deshalb so genannt, weil sie gewöhnlich in der Fastnachtszeit aufgeführt wurden; sie sind gleich den geistlichen Spielen dieser Zeit, in Anlage, Ausführung und Darstellung noch sehr einfach und unausgebildet; außerdem enthalten die bis jetzt bekannten Fastnachtsspiele eine Menge Scenen voll widerwärtiger Rohheit. Durch die immer zunehmende Theilnahme an den dramatischen Aufführungen wurden viele der damaligen Dichter angefeuert, solche Spiele, weltliche sowohl, wie geistliche zu verfassen; und es fingen auch die Gelehrten an, die bis dahin wohl lateinische, zur Aufführung in den Schulen bestimmte Spiele geschrieben hatten, sich mit der Abfassung deutscher Spiele zu beschäftigen, auch lateinische und griechische Dramen zu übersetzen; doch übten dieselben wenig Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Drama's, da die Uebersetzungen noch unbeholfener und holperiger waren, als die ursprünglich deutschen und daher keinen Anklang fanden. Auf dieser Entwicklungsstufe blieb das deutsche Drama stehen, bis im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die englischen Comödianten in Deutschland erschienen und fremde Dramen aufführten, welche nicht nur Mannichfaltigkeit der Gegenstände gewährten, sondern dieselben auch mit einer bis dahin ungeahnten Lebendigkeit darstellten. Dadurch veranlaßt fingen die deutschen Dichter an, sich die Eigenthümlichkeiten der fremden Schauspiele anzueignen, wodurch die ihrigen um vieles verbessert wurden; auch die Eintheilung in Akte und Scenen wurden erst jetzt

gebräuchlich. Bis dahin kannte man dieselbe nicht, sondern es war alles ohne Unterbrechung hergesagt worden. Ebenso findet sich jetzt schon häufig statt der allgemeinen Bezeichnung „Spiel" die den Alten entlehnten Namen Tragödien und Comödien.

Eigentliche Schauspielhäuser und Schauspielergesellschaften gab es jedoch in Deutschland noch nicht, bis im Jahre 1605 Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sich eine stehende Truppe hielt. Dies mag wohl das älteste Hoftheater in Deutschland gewesen sein; bis dahin war im Freien oder in Privathäusern und Wirthsstuben von der jungen Bürgerschaft gespielt worden. An einzelnen Orten erhielten sich die Passionsspiele bis tief in das 18. Jahrhundert und im südlichen Baiern sind sie sogar vor einigen Jahren erneuert worden.

## Erste Gruppe.

## Letzte Minnesänger.

Die beiden einzigen Dichter dieser Periode, die sich bemühten, die beinahe schon vergessene höfische Poesie wieder zu ergänzen und das Minnelied nach Art der ritterlichen Sänger wieder zur Geltung zu bringen, sind: Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Sie übten zwar damit gar keinen Einfluß auf die übrigen Dichter der Zeit, da die Theilnahme für diese Art der Poesie ganz erloschen war; doch sind ihre Lieder, wenn auch der Sprache und der Form nach weit hinter den Minneliedern der früheren Minnesänger zurückstehend, was den Inhalt betrifft, denselben gleichzustellen.

Hugo, Graf von Montfort, Herr zu Bregenz, geboren im Jahre 1357, begleitete, nebst Oswald von Wolkenstein, 1395, den Herzog Albrecht auf seiner Wallfahrt ins heilige Land, von wo sie 1400 zurückkehrten. Hugo starb im Jahre 1423 und hatte bis zu seinem Lebensende die Dichtkunst als Beschäftigung seiner Musestunden gepflegt, ohne jedoch nach Dichterruhm zu streben. Er dichtete außer seinen Minneliedern, zu denen sein getreuer Knecht, Burk Mangold, in Bregenz die Melodieen machte, auch einige didaktische Gedichte, die sich über das Gewöhnliche nicht erheben, und die er Reden nennt. Dagegen sind seine Minnelieder, in denen man nebst dem Einflusse der alten Minnesänger auch die Einwirkung des Volksliedes bemerkt, voller Frische und lieblicher Naivetät. Daß Sprache und Form derselben so unbeholfen sind, erklärt sich, außer aus dem Umstande, daß die Sprache schon sehr von ihrer Reinheit verloren hatte, auch daher, daß er, wie er selbst sagt, nicht Zeit und Mühe darauf verwenden könne, an den Reimen zu verbessern.

### **Ein Brief** (Minnelied) von **Hugo v. Montfort.**

I.

Gern schrieb ich dir gar kluge Wort:
So hast du mein Herz gefangen;
Mein liebstes Lieb', mein höchster Hort,
Es liegt in deinen Banden.

II.

Von Gold eine Kette, die ist fein,
Damit hast du es umschlossen,
Dein eigen will es nun immer sein,
Dann ist es unverdrossen.

III.

Es hat mir neulich Botschaft gesandt,
Es wolle nun von mir ziehen,
Es wolle zu deinem Dienst und Land
Zu deiner Liebe fliehen.

IV.

Es spricht, daß es nichts anderes will:
Als nur bei dir zu bleiben,
So gut ihm doch kein Weib gefiel,
Nichts sollt' es von dir treiben.

V.

Mein Herz hast du mir abtrünnig gemacht
Mit Gewalt ohn' jeden Vorbot;
Ich habe meines Schadens selber gelacht,
Uns beide behüte der ewige Gott.

VI.

Zwar kann ich mich nicht über dich beklagen,
Hast meinem Herzen nur Gutes erzeigt;
So will ich dir dann die Wahrheit sagen:
Bei dir ist es immer freudenreich.

VII.

Geschrieben nach Christ's Geburt vierzehnhundert Jahr,
Das künd' ich dir in einem Wort
Und in dem andern: das ist wahr;
Mein liebstes Lieb, mein höchster Hort.

Oswald von Wolkenstein, im Jahr 1367 zu Gröben in Tyrol geboren, führte ein äußerst bewegtes Leben. Als er 1400 von der Wallfahrt nach dem heiligen Lande, die er in Begleitung Herzog Albrechts unternommen hatte, und bei welcher Gelegenheit sie auch die Nordküste Afrikas besuchten, zurückkehrte, hielt er sich bis 1405 in seiner Heimath auf und fand vielfach Veranlassung, sich an den öffentlichen Angelegenheiten derselben zu betheiligen. Doch bald trieb ihn die Sehnsucht nach Abenteuern wieder hinaus in die Welt; er nahm Dienste bei Kaiser Siegmund und reiste nun, bald als Begleiter desselben, bald als Gesandter nach England, Frankreich und Spanien. Später hatte er auf seiner Burg Greifenstein, wohin er sich flüchtete vor den Angriffen Herzog Friedrichs von Oesterreich, der ihm zürnte, weil er zur Zeit eines Zwistes zwischen ihm und seinem Bruder Ernst, sich zu Ernst's Anhängern geschlagen hatte, eine hartnäckige Belagerung zu bestehen, die er aber glücklich abschlug. Doch verlor er dabei das rechte Auge durch einen Pfeilschuß. Nachdem er im Jahre 1419 gegen die Hussiten nach Böhmen gezogen war, wo er, wie immer, mit großer Tapferkeit focht, zog er sich nach seiner Burg Hauenstein zurück und widmete sich von nun an ganz der Dichtkunst. Er starb dort 1445, nachdem er zweimal vermählt gewesen.

Oswalds Dichtungen, die sich durch eine reiche Mannichfaltigkeit des Inhalts auszeichnen, sind bis jetzt noch nicht durch den Druck veröffentlicht und daher schwer zugänglich. Er verfaßte zahlreiche Minnelieder und geistliche Gesänge, darunter auch Nachbildungen lateinischer Hymnen, sodann mehrere gereimte Lebensgeschichten, politische Lehr- und Spottgedichte, ferner Liebes-, Natur- und Trinklieder, die in volksthümlicher Weise gehalten sind, worin sich die Lebenslust jedoch in etwas zu derber Weise ausspricht. In den Minneliedern, die wohl mit zu seinen besten Gedichten gehören, suchte er nicht ohne Erfolg die höfische Poesie wieder zu verjüngen; die meisten derselben komponirte er selbst.

### Guter Rath.

Minnelied von Oswald v. Wolkenstein.

I.

Ich nenn' es wohl eine große Noth,
Wer Lieb' zu einer Frauen hat,
Und ihr's nicht kund sollt thun.
Der hat auch viel Verlangen,
Denn Sehnen hat ihn befangen,
Und er kann selten ruhn.
Wenn er sie angeblicket,
Die ihn umfangen thät,
Sein Herz in Lieb' erschricket,
Gar schüchtern er aufblicket,
Bald roth, bald bleich er steht.

II.

Wer Lieb' zu einer Frauen hat,
Der thu' ihr's kund, das ist mein Rath,
Befreit wird sein Gemüth.
Verlangen hilfet ihn gar klein,
Wenn es nicht weiß die Zart', die Rein',
Leicht tröstet dich ihr Güt:
Wenn du dich ihr erzeigest
Freud' wird dir werden kund.
Und dich ihr freundlich neigest,
Und Liebe ihr erzeigest,
Dich tröst' ihr rother Mund.

III.

Gewährt dir dann die Rein', die Gut',
Die Fein', die Zart', die Wohlgemuth',
Daß sie bleibt an dir fest.
Freundlich sollst mit ihr spielen
Gar heimlich und gar still,
Und schweig, — das ist das Best'.
Denn schweigen, das ist allzeit gut,
Wer Lieb' nun pflegen will:
Schweigen, das halte er gut,
Das Klaffen es wahrlich nicht thut,
Und ist ein fremdes Spiel.

IV.

Wenn dich die Lieb' anschauet
Und dir im Herzen trauet,
Daß du verschwiegen bist,
Wie mag sie dein entbehren?
Ihr Freud', die muß sich mehren,
Und lebt ohn' arge List.
Sie ist ohn' alle Sorgen,
Weiß sie die Treu' bei dir,
Den Abend und den Morgen,
Bist in ihr Herz verborgen
In Treu' und Liebe hier.

V.

Wer wollt' mehr Freud' begehr'n,
Wenn ihm sein Morgenstern
Lieblich sich erzeigt?
Dann wird er schön empfangen,
Und sieht die vor sich prangen,
Zu der sein Herz sich neigt.
Recht dient man nur mit Schweigen
Den holden Fräulein zart,
Ich geb' mich ganz zu eigen,
Gar tief werd' ich mich neigen,
Meinem allerliebsten Hort.

## Zweite Gruppe.

## Dichter von Gewerbe oder fahrende Sänger.

Muscatblut, Veit Weber, Heinrich der Teichner, Peter der Suchenwirth, der Suchensinn, Hans Vintler, Kaspar von der Rön, Ulrich Füterer.

Muscatblut. Von den Lebensumständen dieses Dichters, dessen Name wohl nur ein angenommener war, ist nichts Näheres bekannt. Wahrscheinlich lebte er zu Anfang des 15. Jahrhunderts um 1437. Er war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, der mit Glück an den Höfen verschiedener Fürsten sang. Aus einigen seiner Gedichte geht hervor, daß er sich längere Zeit in Böhmen aufhielt.

Muscatblut dichtete außer einigen Minneliedern, im Sinne der höfischen Dichter, Naturlieder, lyrisch-didaktische Sprüche, religiöse Lieder, meist zu Ehren der Jungfrau Maria, Schwänke und schwankartige Gedichte und

politische Lieder. Die Mehrzahl derselben sind in einer, ihm eigenthümlichen kurzen Strophenform von zwei und zwanzig Zeilen abgefaßt, die er mit einer besondern Meisterschaft, wenn auch nicht ohne Künstelei behandelt. In dieser Beziehung schließt er sich an Frauenlob und Konrad von Würzburg an, und bildet gleichsam den Uebergang von diesen beiden zu den Meistersängern, bei denen er auch in hohen Ehren stand.

Besonders leiden seine Marien- und Minnelieder an dem Fehler der Künstelei, die auch in jeder Beziehung zu den wenigst gelungenen seiner Dichtungen gehören. Am glücklichsten ist er in Behandlung der Naturlieder und Schwänke, doch zeigen auch die politischen Lieder und Sprüche seine dichterische Begabung. Am meisten zeichnet ihn eine ungemeine Leichtigkeit der Sprache aus, die in diesem Zeitraume sehr selten ist, und an die Blüthezeit der höfischen Kunst erinnert.

**Frühlingslied** von Muscatblut.

I.

Nach Lust ritt' ich,
Da freut ich mich
Der Sommerzeit;
Der Anger weit,
Stand lieblich ausgezieret.
Da hat die Heid
Ihr Winterkleid
Gezogen ab,
Mit reicher Hab
Steht auch sie ausstaffiret.
Mein Herz ganz voller Freude was,
Ich sah die Blume knospen;
Auch noch so klein war da kein Gras,
Daran nicht hingen Tropfen.
Mit süßem Thau
War da die Au
Gar lieblich überzogen,
Mit Lilien und mit Rosen roth;
Aus großer Noth
Kam mein Gemüth.
Des Maien Güt
Hat mich noch nie betrogen.

II.

Schaut wie der Wald
Sich mannichfalt
Begrünet hat,
Ein jeglich Blatt
Nach seiner Art gestreifet.
Seht wie das Reis
Trägt hohen Preis
Durch Maien Kraft:
Sein linder Saft
Durch hartes Holz austräufet.
Schaut an, wie wonniglich sich hat
Berg, Heid' und auch die Wiesen;
Bekleid't mit lieblicher Saat
Dem Felde ist entsprießen
Die rechte Frucht,
Manch liebe Zucht,
Die nur der Mai kann bringen.
Voll lichter Blumen steht es gar;
Die Sonne klar
Gibt hellen Schein,
Die Vögelein
Schön in dem Walde singen.

Veit Weber war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, und wahrscheinlich dabei auch ein von mehreren Städten zugleich öffentlich angestellter Spruchsprecher, denn er trug zur Beglaubigung die Schilde verschiedener Städte. Es wird allgemein angenommen, daß er aus Freiburg im Breisgau stammt, doch sind bis jetzt bestimmte Beweise dafür noch nicht aufgefunden. Daß er um das Jahr 1476 lebte, geht aus seiner thätigen Theilnahme an der Schlacht bei Murten hervor, doch kennt man sein Geburts- und Todesjahr nicht.

Nur fünf seiner Lieder, welche Diebold Schilling in seiner Chronik mit-

getheilt hat, sind bis jetzt bekannt, doch ist es unzweifelhaft, daß er deren eine weit größere Anzahl gedichtet hat. Die fünf uns aufbewahrten sind Schlachtgesänge und beziehen sich sämmtlich auf die Kämpfe der Schweizer mit Oesterreich und Burgund. Sie gehören zu den gelungensten Kriegs- und Siegesliedern dieses Zeitraums und übertreffen die meisten gleichzeitigen Gesänge durch ihren lebendigen Gang, sowie durch größere Volksmäßigkeit der Darstellung. Der großen Länge wegen werden nur einige Verse aus einem der Kriegslieder gegeben.

Aus dem Liede: **Von dem Siege bei Murten** von Veit Weber.

XI.

Da man zählt von Christ fürwahr
Tausend vierhundert und siebzig Jahr
Und das sechste war gekommen,
An einem Samstag ich euch sag',
An dem zehntausend Ritter Tag,
Da schuf man großes Frommen.

XII.

Da es war an dem Morgen fruh,
Man rückte noch gegen Murten zu
Durch einen grünen Wald:
Des wurden die in Murten froh,
Den Herzog fand man gewaltig do,
Da hob sich ein Schlachten bald.

XIII.

Eh' man kam durch den Wald so grün,
Da schlug man manchen zum Ritter kühn,
Die man mag wohl erkennen,
Der Herzog von Lothringen war der ein.
Sie redeten all' insgemein:
Wir wollen voran rennen.

XIV.

Ein schneller Rath der ward gethan,
Wie man den Herzog sollt greifen an,
Da hört' ich manchen sprechen:
Ach Gott, wann hat ein End' der Rath,
Nun ist es schon um Mitten Tag,
Wann sollen wir hauen und stechen?

Heinrich der Teichner lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, meistentheils in Wien, wo er auch ziemlich bejahrt gestorben zu sein scheint. Nähere Nachrichten über sein Leben fehlen gänzlich; was man von ihm weiß, beschränkt sich auf einzelne Andeutungen in seinen und seiner Freunde Gedichten. Er war ein Sänger von Gewerbe; doch scheint er vorzugsweise nur in gebildeter Gesellschaft seine Lieder vorgetragen und sich damit ein ziemliches Vermögen erworben zu haben. In einem seiner Gedichte erzählt er, daß er nie verheirathet gewesen und sein ganzes Leben der Pflege der Dichtkunst gewidmet hatte. Sein Freund Peter Suchenwirt schildert ihn in einem Gedicht als einen äußerst tugendhaften, sittenreinen, mäßigen, guten und frommen Mann, der den Armen und der Kirche viel von seinem Gute schenkte. Es finden sich unter seinen zahlreichen (an 300), meist noch ungedruckten Gedichten einige Erzählungen und Fabeln, mehrere Allegorien und Schwänke, doch sind die meisten derselben didaktische Sprüche oder Reden, in denen er mit Ernst und Strenge, doch ohne Leidenschaft die Mängel und Gebrechen der Menschen rügt; sie verbreiten sich über die meisten Lebensverhältnisse, und berühren sowohl die religiösen und sittlichen, als auch die bürgerlichen und politischen Zustände seiner Zeit. Einen hohen poetischen Werth haben seine Dichtungen nicht, doch verdienen sie, ihrer sittlichen Tendenz wegen, volle Auszeichnung.

Aus einem Spruchgedicht von **Heinrich dem Teichner.**

Fragte mich einer, ob ich kennte,
Was die Jungen ehren könnte
Und den Alten wäre eine Schand,
Ich spräche: „Das ist Scham genannt,
Wer sich schämt in seiner Jugend,
Der befleißt sich aller Tugend,
Und hütet sich vor bösen Dingen;
Dazu wird ihn die Scham bringen,
Daß er Missethat unterläßt,
Wenn er auch hätte davon das Best'.
Dann gibt ihm die Scham die Lehre,
Daß er betrachte künftige Ehre,
Und das Ueble nicht thut.
Deßhalb ist Scham den Jungen gut
Und den Alten ein übles Zeichen.
Wo man einen Alten sieht erbleichen,
Der sich nach der Scham stellet,
So hat ihm jemand vorgezählet,
Was er Uebles hat gethan,
Als er gewesen ein junger Mann.

Peter, den man von seiner Lebensweise als wandernder Sänger den Namen Suchenwirt (Such-d-en-wirt) beigelegt hatte, lebte zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Er war ein Oesterreicher und hielt sich meist in Wien auf, doch ritt er auch oft in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten und Burgen der Ritter, um seine Gedichte vorzutragen. Er gehörte zu den berühmtesten Wappendichtern der Zeit und verherrlichte besonders Oesterreichs Fürsten und Ritter. Da Suchenwirt den Teichner überlebte, so muß er ein ziemlich hohes Alter erreicht haben.

Suchenwirt verfaßte außer neunzehn historisch-biographischen Gedichten, die man gewöhnlich Ehrenreden nennt, und in welchen er fast die ganze Geschichte seiner Zeit berührt, eine große Anzahl von didaktischen Spruchgedichten, in welchen er, gleich dem Teichner, alle Mängel und Gebrechen seiner Zeit schildert und tadelt. Aus Sprache und Darstellung in seinen Gedichten, die bei allen Mängeln doch weit fließender sind, als die seiner meisten Zeitgenossen, geht seine für die damalige Zeit nicht gewöhnliche Bildung hervor, auch hatte er, ohne gerade hervorragendes Dichtertalent zu besitzen, die Gabe, seine Beobachtungen über Welt und Menschen klar und eindringlich darzustellen; was, verbunden mit der aus allen seinen Gedichten hervorleuchtenden, frommen und liebenswürdigen Gesinnung einen angenehmen Eindruck auf den Leser macht. Von den neunzehn Ehrenreden ist die von den fünf Fürsten wohl die beste, die den Zweck hat, durch die schrecklichen Schicksale der fünf darin erwähnten unglücklichen Fürsten die Großen zu warnen und ihnen die Lehre einzuschärfen, wie leicht sich das Glück wenden könne.

## Aus Suchenwirts Ehrenrede.

„**Die fünf Fürsten.**" Anfang.

Ihr Könige, Fürsten, nun seht auf,
Und alles Menschengeschlechte,
Wie manchen wunderlichen Lauf
Regieren starke Mächte.
Seht, wie es in der Welt geht —
Und wie uns die Zeit behandelt;
Der heut in hohen Ehren steht,
Des Glück sich morgen wandelt
In Ach, in Weh, in Bitterkeit
An Leib, an Gut, an Ehre,
Der Wechsel bringt oft großes Leid,
Klagen und Herzensschwere.
Des Scherzes muß man schweigen gar,
Der Ernst ist zu gewaltig.

Das mögt ihr prüfen offenbar
Im Leben mannichfaltig.
Jedermann stellt sich danach,
Er will das Sein' behalten,
Doch wird gesprochen manchem Sach,
Den Jungen und den Alten.

Der Suchensinn. Wahrscheinlich hat auch dieser Dichter, wie der vorhergehende, den Namen von seiner Lebensweise als fahrender Sänger erhalten. Man weiß von ihm weiter nichts, als daß er zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte. Es sind nur etwa zwölf oder dreizehn Lieder von ihm (alle zur Gattung der lyrischen Poesie gehörend) durch den Druck bekannt geworden; doch reichen diese hin, ihn als einen der besten Dichter seiner Zeit zu charakterisiren. Alle sind, unbedeutende Veränderungen abgerechnet, in ein und demselben Ton gedichtet, der daher auch der Suchensinns-Ton genannt wird, und alle besingen das Lob der Frauen, wobei der Dichter jedoch nicht unterläßt, manche gute Lehre mit hineinzuweben.

**„Lob der Frauen"** von Suchensinn.

Mich wundert, wie irgend ein Mann
Jemals Leid im Herzen haben kann,
Wenn ihn ein Weib gesehen an,
Von Sünden frei.
An dem Tage kann ihm kein Leid geschehn,
Wo ihn ein zärtlich Weib hat angesehn,
Mit leuchtenden, lachenden Augen so schön
Und Treue dabei.
Weib, höchster Hort zu jeder Frist,
Weib, Mannes Trost vor Ungemach,
Weib, aller Tugenden Obdach;
Gott selber mit seinem Munde sprach:
„Edel und lieblich ein Weib ist."
Gott selber sprach: „Wer Frauen ehrt,
Dem wird alles das gewährt,
Was er an Leib' und Seele begehrt."
Darum so lob ich Frauen.
Weib, wenn deine Tugend groß auch ist,
Sorge, daß du der Treue nie vergißt;
Gott selber hat dich zur Liebe erkiest,
Um deine Tugend zu schauen.
Weib, höchste Sonne und lichter Morgenstern,
Der durchleuchtet das Herze mein.
Weib, aller Tugenden kostbarer Schrein,
Weib hochgeboren, edel und rein,
Wie bist du mir so fern.

Ob Hans Vintler, der zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte, ein fahrender Sänger war, ist bis jetzt noch nicht ermittelt, doch sprechen viele Vermuthungen dafür. Ueber sein Leben und seine Heimath ist gleichfalls nichts näheres bekannt. Aus seinem didaktischen Gedichte: „Das Buch der Tugend", auch „Die Blume der Tugend" genannt, geht hervor, daß er viele Kenntnisse besaß. Das Buch der Tugend, welches er nach einem italienischen Werke: „Flores virtutum" betitelt, abfaßte und was sich an die größeren didaktischen Gedichte des vorigen Zeitraums anschließt, zerfällt in zwei Theile; in dem ersten macht er die Laster und Tugenden, von denen er ausführliche Erklärungen gibt, an Beispielen aus der Vergangenheit anschaulich; der zweite Theil ist dagegen ganz dem Tadel der Laster und Gebrechen seiner Zeitgenossen gewidmet, besonders rügt er die Hoffahrt und Verdorbenheit des Adels und der Frauen, sowie den herrschenden Aberglauben und die Zauberei. In beiden Theilen sind zahlreiche Geschichten und Erzählungen an passenden Stellen eingewebt. Da das Buch sehr geringen poetischen Werth hat, und eigentlich nur von Inter-

esse für die Sittengeschichte ist, es auch dieselben Gegenstände, in derselben Form, den kurzen Reimpaaren, behandelt wie die didaktischen Gedichte der vorigen Periode, so führen wir davon kein Beispiel an.

Kaspar von der Rön lebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1472) und war aus Münnerstadt in Franken gebürtig. Es ist noch nicht ausgemittelt, ob er selbst ein fahrender Sänger war, oder nur seine Dichtungen für solche verfaßte. Doch hat die erste Meinung die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Seine Bearbeitung der alten Gedichte der deutschen Heldensage ist roh und geistlos und ging besonders darauf aus, dieselben zu kürzen. Seine sämmtlichen Dichtungen sind unter dem Namen des neuen Heldenbuchs bekannt. Dasselbe umfaßt jedoch nicht nur Stoffe aus der eigentlichen Heldensage: Ortnit, Wolfdietrich, König Etzel, Ecken Ausfahrt, Riese Siegenot, Dietrich von Bern, Hildebrand, Zwerg Laurin, der Rosengarten, sondern auch noch eine Bearbeitung von Herzog Ernst und ein Gedicht: „Das Meerwunder" genannt. Alle sind in einer achtzeiligen Strophe, Berner Ton oder auch Hildebrands Ton genannt, geschrieben. Wir geben zur Probe nur zwei Verse aus dem Hildebrandslied:

1. Ich will zu Land ausreiten,
Sprach Meister Hildebrand,
Es sind seit langen Zeiten
Die Wege mir unbekannt,
Die im Berner Lande fahren
Gar manchen lieben Tag,
Es sind wohl dreißig Jahre,
Daß ich Frau Ute nicht mehr sach.

2. „Willst du zu Land ausreiten,"
Sprach Herzog Amelung,
„So wird dir wohl bei Zeiten
Begegnen ein Degen jung.
Das ist dort auf des Berners Mark
Der junge Hildebrand.
Wärst du wie zwölf im Harnisch stark,
Von ihm wirst angerannt.

Ulrich Füterer oder Fürterer lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Briefmaler zu München. Vermuthlich war er dabei ein wandernder Sänger, doch läßt es sich auch von ihm mit Bestimmtheit nicht angeben.

Noch roher, geschmackloser und langweiliger, als Kaspar von der Röns Umdichtungen der deutschen Heldensage, ist Ulrich Füterers Bearbeitung der Gedichte aus der Grals- und Artussage. Unter dem Titel „Buch der Abenteuer" gab er die Bearbeitung dieser Gedichte heraus, die alle in der Strophe des jüngern Titurel abgefaßt sind.

Ein Vers aus: „Iwein" oder „Der Ritter mit dem Löwen", wo Iwein einen, im Kampfe mit einem Drachen beinahe erliegenden Löwen befreit, genügt zur Probe.

Mit seinem scharfen Schwerte
Den Wurm er durch das Haupt
Schlug, wie er es begehrte,
Davon der Drache Lebens ward beraubt.
Nun war seine Sorge, wie er von dem Löwen käme.
Der Löwe mit süßer Geberde, er zeigte,
Daß er ihm lieb wär' und angenehme.

## Dritte Gruppe.
## Meistersänger.

Heinrich von Müglin, Michael Behaim, Hans Rosenblüt, Hans Folz, Hans Sachs, Adam Puschmann, Georg Hager, Ambrosius Metzger.

Heinrich von Müglin oder Mügeln war aus Mügeln im Meißnischen gebürtig, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts meist in Böhmen und Oesterreich. Er soll nach der alten Urkunde der Meistersänger Doktor der heiligen Schrift zu Prag und einer der zwölf Erfinder des Meistergesangs gewesen sein, auch war sein sogenannter langer Ton einer der vierzig Meistertöne.

Müglin verfaßte, außer lyrischen Gedichten, ein allegorisch-didaktisches Gedicht: „Das Buch der Maide" genannt, dann eine ungarische Chronik und endlich eine Uebersetzung der Anekdotensammlung des römischen Historikers Valerius Maximus, der älteste derartige Versuch. In keinem der genannten Werke offenbart sich großes dichterisches Talent; Sprache, Form und Darstellung sind unbeholfen, auch der Stoff seiner Gedichte bietet gar kein Interesse, da es meist nach Frauenlobs Art und Weise Grübeleien mystischer Natur sind, mit denen er sich beschäftigte. Seine lyrischen Gedichte bestehen in einem Lobgesang auf die heilige Jungfrau, in welchem er Konrads von Würzburg goldene Schmiede nachzuahmen sucht, ihn aber nur im Abenteuerlichen überbietet, ferner in Sprüchen, Minneliedern und Parabeln; letztere sind seine gelungensten Poesien. Das Buch der Maide, welches Müglin Kaiser Karl IV. widmete, und welches wohl den besondern Zweck hatte, diesen Kaiser zu verherrlichen, führt deshalb den Titel, weil darin die Künste und Wissenschaften als Jungfrauen (Maide) personificirt vor Kaiser Karl IV. erscheinen, um den zwischen ihnen obwaltenden Streit, welcher von ihnen der Vorrang gebühre, durch ihn entscheiden zu lassen. Dieselben setzen alle ihre Vorzüge und Verdienste in breiter Ausführlichkeit auseinander, und nachdem auf des Kaisers Frage, wem der Preis gebühre, die Räthe des Kaisers wie auch der Dichter selbst die Entscheidung auszusprechen ablehnten, entschied sich der Kaiser für die Theologie. Doch schickte er alle Jungfrauen reichlich beschenkt in das Land der Natur, um von ihr das Endurtheil zu vernehmen. Hier entsteht nun unter den Tugenden ein ähnlicher Streit, wie vorher unter Künsten und Wissenschaften, den die Theologie zu entscheiden hat, und dahin bestimmte, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft, und darum solle sich die Natur nicht mit der Tugend vergleichen.

### „Von einem üblen Weib."

(Parabel von Heinrich von Müglin.)

Der Teufel zu uns'rem Herrn sprach: „Sag' Meister mein,
Warum erschufst du tugendhaftem Manne Pein
Durch böses Weib? Sie kann doch nichts als rasen;
Wenn sie durch Schelten und Schwören Krieg fängt an

Im Hause mit ihrem frommen Mann,
Man hört es auf allen Straßen."
Gott sprach zu ihm: „Ich will's dir sagen,
Mit bösem Weibe büßt man seine Sünde;
Die ihren Mann nicht will ertragen,
Die führ' du Teufel in der Hölle Abgründe;
Den Mann führ' ich ins Himmelreich,
Da geb' ich ihm Freuden ohn' Enden,
Du nimmst mit dir das Weib sogleich."
Der Teufel sprach: „Wohin soll ich mich mit ihr wenden?"
Gott der Herr sprach: „Mit ihr sollst du über Berg und Thal gehn,
Das soll ihre Kurzweil sein.
In der Hölle Pein,
Teufel, nimm hinein
Das böse Weib, und führ sie, daß wir sie nie mehr sehn."

Michael Behaim wurde den 27. September 1416 zu Sulzbach im jetzigen Königreich Würtemberg geboren. Er erlernte von seinem Vater, einem Weber, dessen Handwerk, doch verließ er dasselbe bald, um in Kriegsdienste zu treten. Bis zum Jahre 1448 diente er bei Konrad von Weinsberg, seinem Grundherrn, dann ließ er sich vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg anwerben, dem er in mehrern Fehden gute Dienste leistete, wobei er aber gefangen ward. Nach seiner Befreiung zog er an verschiedenen Höfen umher und fand überall, wahrscheinlich durch seine Dichtkunst, die er von Jugend auf getrieben hatte, freundliche Aufnahme. Mit König Ladislaus von Böhmen zog er gegen die Türken und von diesem Zuge zurückgekehrt, wendete er sich nach Wien zu Kaiser Friedrich, dem er treu ergeben war, und mit ihm alle Gefahren und Leiden theilte, bei dem im Jahre 1462 ausgebrochenen Aufruhr der Wiener gegen den Kaiser, den sie neun Wochen lang in seiner Burg belagerten. In einem epischen Gedichte: „Das Buch von den Wienern" genannt, erzählt er diesen Aufstand und zog sich dadurch von Seiten der Bürger, die er in dem Gedichte mit den schrecklichsten Schmähungen überschüttet hatte, Verfolgungen zu, so daß er sich 1465 gezwungen sah, nicht nur Wien, sondern ganz Oesterreich zu verlassen und sein Wanderleben wieder zu beginnen. Er fand im Jahre 1467 bei dem Pfalzgrafen Friedrich in Heidelberg einen Zufluchtsort, trat in dessen Dienste und blieb bis zu seinem Tode 1478 in Heidelberg. Behaim wird meist und mit Recht trotz des wandernden Lebens, das er führte, zu den Meistersängern gerechnet, da seine ganze Art und Weise zu dichten derjenigen der Meistersänger genau entspricht. Vermuthlich war er auch in einer der vielen Städte, die er bei seinem Wanderleben besuchte, in eine Meistersängerschule aufgenommen worden. Er verfaßte außer dem schon erwähnten Buch von den Wienern ein Heldengedicht: Friedrich I. von der Pfalz. Dann noch epische Gedichte über die Türkenkriege, die ungarischen Verhältnisse u. s. w. und endlich lyrische Poesien über die mannichfaltigsten Gegenstände. Es sind darunter sowohl geistliche als auch Sagen, Mährchen und balladenähnliche Gedichte, sodann auch solche, die Züge aus seinem Leben erzählen. Ferner besingt er

einzelne Fürſten oder die Poeſie, die Liebe und die Natur; doch ſind alle ſeine Gedichte, epiſche ſowohl, wie lyriſche in Bezug auf Darſtellung und Inhalt durchaus unbedeutend; auch die glücklichſten und ſchönſten Gedanken verdirbt er durch ſeine unbeholfene Sprache und durch die Menge ſeiner eingemiſchten unnützen Worte und Redensarten. Seine epiſchen Poeſien haben dadurch hiſtoriſches Intereſſe, weil er, da er alles erzählt, was er weiß und das Meiſte ſelbſt erlebt hatte, vieles berichtet, was ſonſt unbekannt geblieben wäre.

Hans Roſenblüt oder Roſenplut mit dem Beinamen der Schnepperer, was wohl ſo viel bedeuten ſollte, als Plauderer oder Schwätzer, wie er ſich ſelbſt auch zuweilen in ſeinen ſcherzhaften Dichtungen nennt.

Von ſeinem Leben iſt wenig bekannt; nur ſo viel weiß man gewiß, daß er zwiſchen 1431 und 1460 lebte, in Nürnberg geboren war und ſich dort auch am meiſten aufhielt, ſowie daß er 1450 perſönlichen Antheil nahm an der Fehde der Nürnberger gegen die zweiundzwanzig verbündeten Fürſten, und auch als Freiwilliger die Streifzüge gegen die Huſſiten mitmachte. Er war Wappendichter und wahrſcheinlich auch Wappenmaler und mußte daher oft die Höfe der Fürſten und Herren beſuchen, um ſeinem Berufe gemäß bei den Turnieren die Wappen der Ritter zu beſchreiben. Er machte ſich ſowohl als lyriſcher, wie als epiſcher und dramatiſcher Dichter gleich bekannt und berühmt, und gebührt ihm in dieſen drei Gattungen eine der erſten Stellen unter den Dichtern ſeiner Zeit. Seine lyriſchen Gedichte beſtehen in achtzehn Weingrüßen und Weinſegen, die er in einem Buche ſo geſammelt hat, daß auf je einen Weingruß vor dem Trinken ein Weinſegen nach dem Trinken folgt. Dieſe Sprüche ſind deshalb ſeinen meiſten andern Dichtungen vorzuziehen, weil in denſelben nicht, wie in jenen, die Lebensluſt oft die Schranken des Anſtandes überſchreitet.

Unter ſeinen epiſchen Gedichten nehmen die Schwänke und komiſchen Erzählungen die erſte Stelle ein, da er für dieſe Art von Poeſie das meiſte Talent beſaß. Er hat eine große Anzahl derſelben geſchrieben, doch ſind bis jetzt nur wenige durch den Druck bekannt. Die meiſten ſind, ſowohl was den Stoff als auch die Darſtellung betrifft, von zu großer Derbheit und oft Rohheit. Doch lag dieſer Fehler mehr an der ganzen Zeitrichtung als an dem Dichter.

Außer den Schwänken ſchrieb er auch Erzählungen ernſtern Inhaltes, die gleichfalls ſein Talent bekunden, dann noch einige längere Kriegslieder über den Kampf der Nürnberger mit den Fürſten, welche, nächſt ſeinen Wappenreden, die gleichfalls zur epiſchen Poeſie gehören, ſeine ſchwächſten Erzeugniſſe ſind.

Daß in der damaligen Zeit, in der die Poeſie im Allgemeinen auf einer niedern Stufe ſtand und die dramatiſche Poeſie ſich erſt zu entwickeln begann, die dramatiſchen Dichtungen plumb und unbeholfen waren, iſt natürlich, und ſo ſind auch Roſenblüts Faſtnachtsſpiele meiſt ganz ohne Handlung und

voll derber und roher Ausdrücke. Doch findet man in den seinigen noch am meisten Witz und Humor, sowie auch einzelne schöne Gedanken. Ob die vierundfünfzig Fastnachtsspiele, die man ihm zuschreibt, wirklich alle von ihm herrühren, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben, doch hat diese Annahme viel Wahrscheinlichkeit für sich. Seine besten Fastnachtsspiele der Form und Sprache nach, und zugleich diejenigen, die am wenigsten den Anstand verletzen, sind: der Lunete Mantel und das Spiel mit der Kron; ersteres behandelt die Sage vom Zaubermantel, welche Ulrich von Zazikhoven ausführlich erzählt; dem zweiten liegt eine ähnliche Sage zu Grunde. Sie sind die beiden einzigen Spiele aus dieser Zeit, die ihren Stoff aus dem Artussagenkreise entnommen haben. Von seinen eigentlichen Meistergesängen sind keine erhalten.

**Weingruß vor dem Trinken.**

Von Hans Rosenblüt.

Nun grüß dich Gott, du edler Trank,
Erfrisch mir meine Leber, die ist krank;
Mit deinen gesunden, heilsamen Tropfen
Kannst du all' meine Trauer verstopfen.
Selig sei der Bauer, der dich bebaut,
Selig sei der Leser, der dich abhaut
Und dich in die Kübel legt,
Selig sei, wer dich in die Kelter trägt,
Selig sei der Küfer und dessen Hand,
Die dich mit Reifen umspannt,
Und dir da macht ein hölzern Haus;
Selig sei, der dich schenket aus,
Selig sei der Wirth, der das Schenken erdacht,
Selig sei der Bote, der dich hergebracht,
Selig sei der, der dich hat eingeschenkt,
Und selig sei der, der solches erdenkt,
Daß man die Krüge nicht mache klein.
Nun behüt' dich Gott vor dem Hagelstein,
Und vor des Winters kaltem Frost,
Du ganze Labung, du halbe Kost!
Es mögen alle die selig sein,
Die da gerne trinken den Wein;
Denen möge Gott allzeit Wein bescheeren
Und Speise, damit sie den Leib ernähren.
So will ich der Erste, der anfängt, sein
Und einen Trunk thun gut und fein.

**Weinsegen nach dem Trinken.**

Nun segne dich Gott, du allerliebster Trost!
Du hast mich oft von großem Durst erlost,
Und jagst mir alle meine Sorgen hinweg.
Und machst mir meine Glieder geschmeidig und frisch.
Denn du machst manchen Bettler froh,
Der alle Nacht liegt auf bloßem Stroh;
So machst du tanzen Mönch und Nonnen,
Was sie nicht thäten, tränken sie Bronnen.
So machst du, daß mancher Handwerksmann
Ziehet zerrißne Kleider an.
Von den alten Bauern in den Dorfen
Hast du gar manchen in den Koth geworfen,
Die sich einnisteten bei den Weinreben.
Das sei dir alles gerne vergeben;
Doch befehle ich dir beim päpstlichen Bann,
Du sei'st bei Frau oder Mann,
So komme wieder zur rechten Zeit,
Weil ich meinen Mund oft in die Schwemme reit!

Hans Folz (auch Volz), zu Worms in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geboren, lebte als Barbier und Meistersänger in Nürnberg, wahrscheinlich erst nach Rosenblüt's Tode.

Er gehörte mit zu den berühmtesten der Nürnberger Meistersänger und man schrieb ihm die Erfindung von sieben Meistertönen zu. Von seinen eigentlichen Meistergesängen sind nur wenige gedruckt. Diese gehören aber

zu den besten derartigen Dichtungen, die man kennt, trotzdem auch sie die Steifheit und Unbeholfenheit der Meistergesänge nicht verleugnen können. Außer diesen Meistergesängen verfaßte er Erzählungen, Schwänke und Fastnachtsspiele. Die Erzählungen und Schwänke sind nicht ohne Poesie, doch nach dem Geschmack seiner Zeit voller unpassenden Worte und Anspielungen, untermischt mit derbem Witz und keckem Humor. Auch sogar die erzählenden Gedichte ernsten Inhalts, die meist mit einer guten Lehre schließen, tragen diesen Charakter an sich. In seinen Fastnachtsspielen, deren nur wenige erhalten sind, zeigt er weniger Talent, doch noch mehr Derbheit und Rohheit wie Hans Rosenblüt.

Hans Sachs, geboren den 5. November 1494 in Nürnberg, eines Schneiders Sohn. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre besuchte er mit großem Nutzen die lateinische Schule seiner Vaterstadt und trat dann bei einem Schuhmacher in die Lehre. Zugleich erlernte er aber auch bei dem Leinweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck die Kunst des Meistergesanges. Im siebenzehnten Jahre trat er seine Wanderschaft an, ging zuerst über Regensburg nach Tyrol, von da durch Bayern nach Franken, dann an den Rhein über Koblenz und Köln bis nach Aachen. Ueberall wo Gesangschulen waren, besuchte er dieselben, und in München in seinem neunzehnten Jahre versuchte er selbst zum erstenmal zu dichten. Nachdem er 1516 nach Nürnberg zurückgekehrt war und sein Meisterstück dort gemacht hatte, ließ er sich als Schuhmachermeister nieder und verheirathete sich mit Kunigunde Creuzer, mit der er in glücklicher Ehe und in erfreulichem Wohlstande lebte. Sein Handwerk, welches er mit dem größten Fleiße betrieb und durch viele Geschäftsreisen zu erweitern strebte, verhinderte ihn nicht, sich an den Zusammenkünften der Meistersänger auf's lebhafteste zu betheiligen und zur Hebung der Sängerzunft vieles beizutragen. Im Jahre 1560 starb seine treue Frau, und hinterließ ihm sieben Kinder, die später alle gleichfalls vor ihm starben. Anderthalb Jahre später schloß er trotz seines hohen Alters eine zweite Ehe mit Barbara Harscher, deren große Schönheit er in einem seiner Gedichte rühmt, und lebte auch in dieser Ehe zufrieden und glücklich bis an sein Ende. Er starb in Nürnberg den 19. Januar 1576, nachdem in den drei letzten Jahren seines Lebens sowohl seine körperlichen, wie geistigen Kräfte sehr geschwunden waren.

Hans Sachs, der bei seinen Zeitgenossen hoch geehrt war, und sich im Meistergesang die höchsten Auszeichnungen erwarb, doch seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Vergessenheit gerieth, und auf den man erst wieder durch Göthe und Wieland aufmerksam geworden ist, verdient nicht allein unter den Meistersängern, sondern unter allen Dichtern dieser Zeit den ersten Platz. Ein Dichter, der es vermocht hätte, der damals schon so tief gesunknen Poesie eine ganz andere Richtung zu geben, war er allerdings nicht. Doch besaß er ein außerordentliches Talent, alles, was er sah, poetisch aufzufassen und wiederzugeben.

Die Mängel seiner Poesien: die Unbeholfenheit der Sprache, die vielen Roheiten in manchen seiner Schwänke und Fastnachtsspiele, sowie die ganze steife und hölzerne Behandlung der dramatischen Poesie überhaupt, lag meist an der Zeit, dann aber auch an dem Mangel seiner höhern Bildung und seinem eigenthümlichen Talent, welches nicht fähig war, umzugestalten, sondern nur in der gegebenen Bahn vorzuschreiten und darin das Beste zu leisten. Er bearbeitete alle Gattungen der Poesie, sowohl die lyrische, wie die epische, als auch die didaktische und dramatische, und zwar alle mit Talent. Dabei war er so fruchtbar, daß, nach seiner eigenen Aussage, die Zahl der von ihm verfaßten poetischen größeren und kleineren Stücke 6048 beträgt, darunter 4275 Meisterlieder, 208 traurige Tragödien und fröhliche Comödien und 1565 kurzweilige Schwänke und Reimspiele. Seine lyrischen Poesien bestehen außer dem größten Theil seiner Meistergesänge, welche unter diese Gattung gehören und die meist gar keinen poetischen Werth haben, aus einer Menge weltlicher und zwei und zwanzig geistlicher Lieder, darunter dreizehn Umarbeitungen von Psalmen. Die geistlichen Lieder, die alle den Stempel eines reinen, gottvertrauenden Gemüths an sich tragen, verdienen aus diesem Grunde die größte Beachtung, wenn sie auch ihres poetischen Werthes wegen, gleich allen seinen lyrischen Gedichten, weit unter seinen übrigen Dichtungen zurückstehen.

In seinen didaktischen Gedichten, in denen sich besonders seine edle Gesinnung und sein unerschütterliches Rechtsgefühl zeigen, da er ohne Ansehen der Person die Gebrechen und Laster rügt, bespricht er alle Verhältnisse des öffentlichen, wie des häuslichen Lebens; meistens wählt er dazu die Gesprächsform und eine allegorische Einkleidung, so daß er die Tugend und das Laster, oder was er sonst einführt, als Personen auftreten läßt. Die besten darunter sind die Kampfgespräche zwischen Alter und Jugend, Kühnheit und Geduld, Zorn und Sanftmuth, Armuth und Reichthum, Tod und Leben und Andere mehr.

Dasjenige seiner didaktischen Gedichte, welches die größte Berühmtheit erlangt hat, da es nicht wenig zur Verbreitung der Reformation beitrug, ist: „Die wittembergische Nachtigall, die man jetzt höret überall"; es enthält ebenfalls in allegorischer Einkleidung die Mahnung, Luthers neuer gereinigter Lehre nachzufolgen, und zeigt besonders, wie sehr Hans Sachs Luthern und seiner Lehre zugethan war.

Wegen der allzugroßen Ausdehnung aller didaktischen Gedichte Hans Sachsens kann davon kein Beispiel aufgenommen werden. Wenn in den lyrischen und didaktischen Poesien besonders die edle Gesinnung und das vortreffliche Gemüth des Dichters uns ansprechen, so zeigen dagegen die epischen und dramatischen Dichtungen das meiste Talent, seine heitere Laune und seinen schalkhaften Humor; und in dieser Beziehung sind vor allen seine Schwänke und scherzhaften Erzählungen hervorzuheben, wie unter andern: das Schlaraffenland, St. Peter und die Landsknechte, der Müller und der Student, der Schneider mit dem Panier und noch mehrere.

Auch unter seinen Fabeln findet sich manches vortreffliche. Im Drama

endlich liegt Hans Sachsens höchste Bedeutung für die Geschichte der Literatur, indem er der erste war, der diese Form wesentlich förderte. Er beschränkte sich nicht, wie die meisten Dramendichter bis zu dieser Zeit, auf biblische Stücke und Darstellungen der gewöhnlichsten Scenen des Lebens, sondern führte neue Stoffe ein aus den verschiedensten Gebieten: der Geschichte, den Sagen der Heimath, aus den Novellen der Fremde, wie aus den Dichtungen des klassischen Alterthums, die er aus einzelnen Uebersetzungen kannte.

Auch der Anlage und Durchführung nach enthalten seine dramatischen Arbeiten wenigstens die Keime der Entwickelung. Seine Fastnachtsspiele sind unter seinen dramatischen Poesien die besten, wenn auch freilich nicht frei von Rohheiten, wie alle Fastnachtsspiele dieser Zeit.

## Lyrische Gedichte von Hans Sachs.

### Geistliches Lied.

Warum betrübst du dich mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz,
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding' erschaffen hat.

Er kann und will dich verlassen nicht,
Er weiß gar wohl, was dir gebricht,
Himmel und Erd' ist sein;
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller Noth.

Weil du mein Gott und Vater bist,
Dein Kind wirst du verlassen nicht,
Du väterliches Herz!
Ich bin ein armer Erdenkloß,
Auf Erden weiß ich keinen Trost.

Der Reiche verläßt sich auf sein Gut,
Dir will ich vertrauen, mein Gott,
Ob ich gleich werd' veracht;
So weiß ich und glaub' festiglich,
Wer dir vertraut, dem mangelt nicht.

Elia, wer ernährte dich,
Da es so lange regnete nicht,
In so theurer Zeit?
Eine Wittwe aus Sodomer Land,
Zu der du warst von Gott gesandt.

Da er lag unter dem Wachholderstamm,
Der Engel Gottes vom Himmel kam,
Bracht' ihm Trank und Speis;
Er ging gar einen weiten Gang,
Bis zu dem Berge Horeb genannt.

Des Daniels Gott nicht vergaß,
Da er unter den Löwen saß:
Seinen Engel sandt' er hin,
Und ließ ihm Speise bringen gut
Durch seinen Diener Habakuk.

Ach Gott, so reich bist du noch heut',
Als du gewesen allezeit,
Mein Trauen steht zu dir.
An der Seele du mich nur reich mach'!
Dann hab' ich genug für jeden Tag.

Der zeitlichen Ehre will ich gern entbehren,
Du wollest mir nur das Ewige gewähren,
Das du erworben hast
Durch deinen herben, bittern Tod,
Das bitt' ich dich, mein Herr und Gott.

Alles, was ist auf dieser Welt,
Schönheit, Ehre oder Geld,
Reichthum und ander Gut
Das währt nur eine kleine Zeit
Und hilft doch nichts zur Seligkeit.

Ich dank' dir, Christ, o Gottes Sohn,
Daß du mich solches hast erkennen lon,
Durch dein göttliches Wort
Verleih' mir auch Beständigkeit
Zu meiner Seele Seligkeit.

Lob, Ehre und Preis sei dir gesagt
Für alle deine Wohlthat
Und bitt' dich demüthig,
Laß mich nicht von deinem Angesicht
Verstoßen werden ewiglich. Amen.

## Epische Gedichte.

### Das Schlaraffenland.

Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
Den faulen Leuten wohlbekannt,
Das liegt drei Meil' hinter Weihnachten,
Und wer dahin will trachten,
Der muß sich großer Ding vermessen,
Und durch einen Berg mit Hirsbrei essen,
Der ist wohl dreier Meilen dick.
Alsdann ist er im Augenblick
In demselbigen Schlaraffenland,
Da aller Reichthum ist bekannt.
Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen.
Lebkuchen die Hausthür und Laden,
Von Speckkuchen Dielen und Wänd',
Die Balken von Schweinebraten sind.
Um jedes Haus da ist ein Zaun,
Geflochten mit Bratwürsten braun.
Von Malvasier sind die Bronnen,
Kommen einem selber in den Mund geronnen.
Auf den Tannen wachsen Krapfen,
Wie hier zu Land die Tannenzapfen.
Auf Fichten wachsen gebackene Schnitten,
Eierplätz' thut man von Birken schütten,
Wie Pfifferling wachsen die Nudeln
Die Weintrauben in Dornhecken.
Auf Weidenkoppen Semmel stehn,
Darunter Bäche mit Milch gehn,
Die fallen denn in Bach herab,
Daß Jedermann zu essen hab'.
Auch gehn die Fische in dem Bach,
Gesotten, gebraten, gesalzen uns nach,
Und gehen bei dem Ufer so dicht,
Daß man sie mit den Händen kriegt.
Auch fliegen um, ihr könnt es glauben,
Gebratene Hühner, Gäns und Tauben.
Wer sie nicht fängt, und ist zu faul,
Dem fliegen sie von selbst ins Maul.
Die Säu' im Lande gar wohl gerathen,
Laufen im Lande um, sind gebraten;
Jedes ein Messer hat im Rück',
Damit ein Jeder schneid' sein Stück'
Und steckt das Messer wieder drein.
Die Kreuzkäs wachsen wie die Stein,
So wachsen Bauern auf den Baumen,
Gleichwie in unserm Land die Pflaumen.
Wenn sie zeitig sind, fallen sie ab,
Jeder in ein Paar Stiefel herab.
Wer Pferd hat, wird ein reicher Meier,
Denn sie legen ganze Körb' voll Eier.
So schüttelt man aus den Eseln Feigen.
Nicht braucht man hoch nach Kirschen zu steigen,
Wie die Schwarzbeer' sie wachsen thun.
Auch ist in dem Lande ein Jungbrunn,
Darin vergnügen sich die Alten.
Viel Kurzweil man im Land thut halten:
So zu dem Ziel schießen die Gäst',
Der weitst' vom Blatt gewinnt das Best';
Im Laufen gewinnt der Letzte allein.
Das Polsterschlafen ist gemein,
Ihr Waidwerk ist mit Flöh und Läusen,
Mit Wanzen, Ratten und mit Mäusen,
Auch ist im Land gut Geld gewinnen;
Wer sehr faul ist und schläft darinnen,
Dem gibt man von der Stund' zwei Pfennig,
Er schlaf darin gleich viel oder wenig.
Und welcher da sein Geld verspielt,
Zwiefach man ihm das wiedergilt.
Und welcher auch nicht gerne zahlt,
Wenn dessen Schuld wird ein Jahr alt,
So muß ihm jener dazu geben.
Und welcher liebt das Wohlleben,
Dem gibt man von dem Trunk einen Batzen,
Und welcher wohl die Leut' kann fatzen (necken),
Dem gibt man einen Groschen zum Lohn,
Für eine große Lüge gibt man ein' Kron.
Doch muß sich da hüten ein Mann,
Aller Vernunft ganz müssig gahn.
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
Dem ist kein Mensch im Lande hold;
Und wer gern arbeit' mit der Hand,
Dem verbeut man's Schlaraffenland;
Wer Zucht und Ehrbarkeit hat lieb,
Denselben man des Land's vertrieb.
Wer unnütz ist, will gar nichts lerne,
Den ehrt man im Land und hat ihn gerne;
Und wer als der Faulste wird erkannt,
Derselbige wird König im Land;
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverständig zu jeder Frist,
Aus dem macht man im Land einen Fürsten;
Wer gerne ficht mit Leberwürsten,
Aus dem ein Ritter wird gemacht;
Wer träg ist und auf gar nichts acht,

Denn essen, trinken und viel schlafen,
Aus dem macht man im Land einen Grafen;
Wer tölpisch ist und gar nichts kann,
Der ist im Land ein Edelmann.
Wer also lebt, wie obgenannt,
Der ist gut in's Schlauraffenland;
Das von den Alten ist erdicht',
Zur Straf' der Jugend zugericht',
Die gewöhnlich faul ist und gefräßig,
Ungeschickt, heillos und nachlässig,
Daß man sie schickt in's Land zu Schlaraffen,
Damit ihr schändlich Weis zu strafen,
Daß sie haben auf Arbeit Acht,
Weil faule Weis nit Gutes bracht.

## Gespräch St. Peters mit den Landsknechten.

Neun arme Landsknecht zogen aus,
Und bettelten von Haus zu Haus.
Dieweil kein Krieg im Lande was.
Ein's Morgens da trug sie ihr Straß
Hinauf bis vor das Himmelsthor,
Da klopften sie auch an davor,
Wollten auch in dem Himmel garten (betteln),
St. Peter thät der Pforten warten,
Als er die Landsknecht davor sach,
Alsbald er zu dem Herrn sprach:
„Herr, draußen steht eine arme Rott';
Laß sie herein, es thut ihnen Noth:
Sie wollten gerne hier drinnen garten."
Der Herr sprach: „Laß sie länger warten."
Als nun die Landsknecht mußten harren,
Fingen's an zu fluchen und zu scharren:
Marter, Leiden und Sakrament.
St. Peter diese Flüch' nicht kennt,
Meint sie reden von geistlichen Dingen,
Gedacht in' Himmel sie zu bringen;
Und sprach: „o lieber Herre mein,
Ich bitte dich, laß sie herein,
Nie frommere Leut' mir vor Augen kamen.
Da thät der Herr hinwieder sagen:
„O Peter, du kennst sie nicht recht,
Ich seh' wohl, daß es sind Landsknecht.
Sollten wohl mit muthwilligen Sachen
Den Himmel uns zu enge machen."
St. Peter der bat aber mehr:
„Herr, laß sie herein durch dein' Ehr!"
Der Herr sprach: „Du magst sie lassen herein,
Du mußt mit ihnen behangen sein,
Schau, wie du sie wieder bringst heraus."
St. Peter war froh überaus;
Und ließ die frommen Landsknecht ein.
Sobald sie in den Himmel kamen hinein,
Bettelten sie herum bei aller Welt,
Und sobald sie zusammen hatten Geld,
Hockten sie nieder auf einen Plan
Und fingen damit zu würfeln an.
Und ehe eine Viertelstunde verging,
Ein Hader sich bei ihnen anfing:
Um einen Wurf, den einer gethan,
Entrüsteten sich alle die neun Mann,
Zogen vom Leder allesammen
Und hauten da mit Kräften zusammen.
Jagten einander hin und wieder
In dem Himmel auf und nieder.
St. Peter dieses Getümmel vernahm,
Kam, zankt die Landsknecht darum an,
Sprach: „Wollt ihr in dem Himmel balgen,
Hebt euch hinaus an lichten Galgen!"
Die Landsknecht ihn tückisch ansahen
Und thäten nach St. Peter schlahen,
Daß ihnen St. Peter mußt entlaufen;
Zum Herrn kam er mit Aechzen und Schnaufen
Und klagt ihm über die Landsknecht.
Der Herr sprach: „Dir geschieht ganz Recht,
Hab ich dir nicht gesaget heut:
Laß sie draus', es sind freche Leut?"
St. Peter sprach: „O Herr, der Ding
Verstand ich nicht, hilf, daß ich sie bring
Hinaus, soll mir eine Warnung sein,
Daß ich kein Landsknecht laß mehr herein,
Weil sie sind so muthwillige Leut!"
Der Herr sprach: „Einem Engel gebeut,
Daß er eine Trommel nehm zur Hand,
Und vor dem Himmel nehm' sein Stand
Und einen Lärmen davor schlag."
St. Peter thät nach seiner Sag.
Sobald der Engel den Lärmen schlug,
Liefen die Landsknecht' ohn' Verzug
Eilend aus durch das Himmelsthor,
Meinten, der Lärmen wäre davor.
St. Peter schloß zu die Himmelspforten,
Versperret die Landsknecht an den Orten;
Seither ist keiner hinein mehr kummen,
Weil St. Peter thut mit ihnen brummen.
Doch nehmt als Schwank nur dies Gedicht,
Wie Hans Sachs ohn' alles Arge spricht.

Adam Puschmann war zu Görlitz ungefähr um 1532 geboren und erlernte in Nürnberg bei Hans Sachs gleichzeitig mit dem Schusterhandwerk auch die Meistersängerkunst. Später ließ er sich in seiner Vaterstadt als Schustermeister nieder und übte auch dort dabei, so viel er vermochte, den Meistergesang. Er starb in Görlitz 1600.

Drei Meistergesänge sind von ihm erhalten, die alle das Leben und dichterische Wirken Hans Sachsens besingen, und wenn sie sich auch freilich in meistersängerlicher Breite und Unbeholfenheit bewegen, so geben sie doch ein schönes Zeugniß von der Liebe und Verehrung, die er für seinen Meister hegte.

Georg Hager, in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Nürnberg geboren, wo schon sein Vater von Hans Sachs zugleich das Schuhmacherhandwerk und die Dichtkunst erlernt hatte, ward gleichfalls von dem alten Meister in letzterer unterrichtet. Es hat sich von ihm eine handschriftliche Sammlung von Meisterliedern erhalten, die zu den besseren derartigen Gedichten gehören.

Besonders erhebt sich das unten mitgetheilte weit über die geistlosen Reimereien der meisten übrigen Meistersänger. Es mag zugleich hier als einzige Probe des eigentlichen Meistergesangs seinen Platz finden.

**„Lobspruch auf den Gesang“** von Georg Hager.

I.

Ich bin gezogen fern und weit,
Gesang hat mich gar oft erfreut
Und mir gewandt gar manches Leid.
Ob mich schon mancher darum meid,
Und mir der Teufel widerstreit,
Ich doch Gesanges Kunst nicht meid,
Bis ich von dieser Welt abscheid;
Sondern ich will zu aller Zeit
Hier mit der werthen Christenheit
Gott lobsingen in Ewigkeit.

II.

Singet gar fröhlich Gott zu Lob,
Gesang schwebt allen Künsten ob:
Wie wohl das werthe Saitenspiel
Dem Menschen gibt auch Freuden viel,
Aber der schön menschlich Gesang
Uebertrifft weit den bloßen Klang.
Denn in dem Saitenspiel geziert
Allein der Ton vernommen wird.
Aber die menschlich Stimme so klar
Macht Ton und Text fein offenbar,
Und gibt dem Menschen gute Lehr:
Billig behalt Gesang die Ehr!

Ambrosius Metzger, geboren 1572 zu Nürnberg, wo er später Lehrer an der Schule zu St. Egidien wurde, und auch dort 1632 starb. Er war einer der wenigen Gelehrten unter den Meistersängern, und dichtete außer einer Psalmenübersetzung viele Meistergesänge, denen man die höhere Bildung des Dichters wohl ansieht, die aber doch von geringem poetischen Werthe sind.

## Vierte Gruppe.

## Volksthümliche Schriften aller Gattungen von unbekannten Verfassern, sowie Volksdichter und Prosaiker.

### a) Volksthümliche Schriften aller Gattungen von unbekannten Verfassern.

Wie schon in der Einleitung zum vorliegenden Abschnitt erwähnt wurde, gehören die Volkslieder zu den besten Erzeugnissen der lyrischen Poesie in diesem Zeitraum.

Wann, wo und von wem die Volkslieder abgefaßt wurden, ist bei den meisten ebenso wenig anzugeben, als man die Verfasser der Volksepen im vorigen Zeitraum zu nennen vermochte. Ueberall und vom ganzen Volke wurden sie gedichtet und gesungen; doch ist das 15. und 16. Jahrhundert die Blüthezeit derselben.

Gegen Ende des 16. und im 17. Jahrhundert artete die Volkspoesie meist in rohe Bänkelsängerei aus, und gerieth dadurch in Vergessenheit, bis im vorigen, im 18. Jahrhundert Herder in seinen Stimmen der Völker und Göthe mit Entschiedenheit wieder auf den hohen poetischen Werth derselben hinwiesen. Durch Achim von Arnim und Clemens Brentano's Sammlung: „Des Knaben Wunderhorn" genannt, erhielt dann später das Volkslied eine sichere und hohe Stellung in unserer Poesie. Unter den neuern Sammlungen von Volksliedern sind die von Uhland, Simrock und von Erk die vorzüglichsten.

Die Stoffe dieser Volkslieder sind theils historisch, dahin gehören die Lieder vom Raubritter Eppele von Gailingen, dem Landfahrer Schüttensamen, dem Räuber Lindenschmitt, die Schweizerlieder auf die Sempacher und Murtener Schlacht, die Lieder vom Möringer, von Heinrich dem Löwen, Peter Unverdorben und viele andere; theils bestehen sie aus Liebes-, Abschieds-, Natur- und Wanderliedern, die noch jetzt vom Volk gesungen werden, wie: So viel Stern am Himmel stehen; Du bist mein, ich bin dein; Komm, komm Geselle mein &c. — Andere Volkslieder sind Wein- und Gesellschaftslieder voller Lust, Witz und Humor; darunter z. B. Man sagt wohl in dem Maien. Ebenso besitzen wir einige vortreffliche geistliche Volkslieder, und endlich gehören die schon im 14. Jahrhundert vorkommenden Räthsel und Lügengedichte ganz der Volkspoesie an, wozu vor allem das sogenannte Traugemundslied zu rechnen ist. Es enthält eine Reihe zu einem Ganzen verbundener Räthsel volksthümlicher Art, zu welchen die Lösung unmittelbar darauf gegeben wird. Manche dieser Räthselaufgaben sind noch jetzt allgemein beim Volk verbreitet. Traugemund ist ein uralter epischer Name und bedeutet so viel als „wandernder Bote", „Tragbote", wie ja auch schon in Orendel ein Pilger Namens Traugemund vorkommt. Ferner gehört zu den Lügengedichten oder Lügenmährchen das Buch von Grobianus, ein mehr zu der Gattung der didaktischen Poesie gehörendes Gedicht, welches Friedrich Dedekind, ein zwischen 1525—1598 in Lübeck lebender Pastor in lateinischer

Sprache abfaßte, dann von Caspar Scheidt ungefähr um 1560 ins Deutsche vortrefflich und mit vieler Selbstständigkeit übersetzt wurde und durch seine witzigen und kecken Einfälle so zum wahren Volksbuche ward. Es enthält im negativen Sinne Lehren an junge Leute beiderlei Geschlechts, wie man sich in allen Verhältnissen des Lebens zu benehmen habe, sagt aber dabei im voraus, daß man das Buch oft lesen, doch stets das Gegentheil thun solle.

Die Volksdichtung beschränkte sich aber nicht allein auf das Gebiet der lyrischen Poesie, sondern sie hat auch im vorliegenden Zeitraum sowohl in der didaktischen, als in der epischen Poesie und in der Prosa viel Anerkennenswerthes geleistet. In der didaktischen Poesie ist es ganz besonders die Priamel, deren sich die Volksdichtung bemächtigt; zwar haben auch einige von den bekannten Dichtern: Rosenblüt und Folz einzelne Priameln abgefaßt, doch sind bei weitem die meisten aus dem Volk hervorgegangen. Aus der epischen Poesie sind es zwei Gedichte aus der deutschen Heldensage, die hierher gehören: „Der hörnene Siegfried" und „das Hildebrandslied". —

Der hörnene Siegfried hat sich nur in alten Drucken aus dem 16. Jahrhundert erhalten; der Sprache und dem Verse nach stammt es jedoch aus früherer Zeit, es ist in derselben veränderten Form der Nibelungenstrophe gedichtet, wie Ortnit und Hug- und Wolfdietrich, und erzählt, wenn auch nicht in so fließender Darstellung, doch mit der alten Kraft des Volksgesangs, die Jugendgeschichte Siegfrieds, zuerst seinen Kampf mit dem Drachen, den Hagen im Nibelungenliede berichtet. Bald darauf vernahm Siegfried, daß Kriemhild, die Tochter des Burgundenkönigs Giebich, von einem Drachen geraubt worden. Er zog in den Wald, bekämpfte erst den Riesen Kuperan, der den Zugang zum Drachensteine, in welchem die Jungfrau eingesperrt war, bewachte und besiegte ihn nach langem Kampfe. Danach begann er den Kampf mit dem Drachen, den er auch siegreich bestand und nun führte er die Jungfrau in ihre Heimath, wo er sich mit ihr vermählt. Damit schließt das Gedicht, sich auf ein anderes: „Siegfrieds Hochzeit" berufend, in welchem des Helden weitere Schicksale erzählt seien. Dieses letztere Gedicht ist verloren gegangen, wenn nicht vielleicht der erste Theil des Nibelungenliedes darunter verstanden ist. — In der nämlichen Strophenform wie der hörnene Siegfried ist auch das „Hildebrandslied" gedichtet; nach demselbenhat diese Strophe sogar den Namen Hildebrandston bekommen; es behandelt, ebenso wie Kaspar von der Röns Umarbeitung, den gleichen Stoff wie das alte Hildebrandslied. —

Die volksthümlichen prosaischen Schriften sind die sogenannten Volksbücher, die verbreitetsten literarischen Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts. Man begreift darunter jene Historien, Schwankerzählungen und andere prosaische Unterhaltungsbücher, die theils im Volk selbst entstanden, theils aus anderen Kreisen in das Volk übergegangen und dem Sinn desselben angepaßt sind, dadurch weit verbreitet wurden und sich theilweise bis auf die Gegenwart erhalten haben. Dem Inhalte nach sind es nicht durchaus neue Produktionen; die Mehrzahl derselben sind aus den Sagen der Vorzeit geschöpft, und

beruhen auf den großen epischen Dichtungen des vorigen Zeitraums. Dahin gehören aus dem Gebiete der deutschen Sagen: das Buch vom gehörnten Siegfried, vom Herzog Ernst, von Kaiser Friedrich Barbarossa; aus den fremden Sagen: die Historien von Tristan und Isolde, von Wigalois, von Fortunatus, die Geschichte der schönen Magelone, Walther und Griseldis, Melusine, Genovefa, Kaiser Octavianus, die Haimonskinder, das Buch von den sieben weisen Meistern und mehrere andere.

Die Geschichte von „Walther und Griseldis" ist einer italienischen Novelle des Boccacio nachgebildet und ward in Deutschland im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts bekannt durch Heinrich Steinhöwel, der als Doctor der Medicin in Ulm lebte und sich um die deutsche Literatur nicht unbedeutende Verdienste erwarb durch die Uebersetzung der besten italienischen Schriftsteller, welche in lateinischer Sprache geschrieben hatten. Außer der Griseldis und noch mehreren Novellen des Boccacio übersetzte er auch die Erzählungen und Schwänke des Poggio, dann einen Roman: Appollonius von Tyrus, des Gottfried von Viterbo, und endlich eine lateinische Bearbeitung der äsopischen Fabeln, denen er die Uebersetzungen einiger Fabeln von neueren Fabeldichtern beifügte, dazu die Erzählung des vielbewegten Lebens des Aesop, ebenfalls aus dem Lateinischen übertragen, voranschickte. —

Das Buch von den sieben weisen Meistern ist wahrscheinlich indischen Ursprungs; Uebersetzungen oder Nachbildungen desselben finden sich in allen orientalischen Sprachen. Aus dem 10. und 11. Jahrhundert hat man schon griechische und lateinische Bearbeitungen desselben. In Deutschland scheint das Buch erst im 15. Jahrhundert größere Verbreitung gewonnen zu haben. Aus dieser Zeit stammen vielfache prosaische und gereimte Bearbeitungen, unter letzteren nimmt die von Hans von Bühel, der weiter unten bei den volksthümlichen Dichtern besprochen wird, die erste Stelle ein. Die Bearbeiter des prosaischen Werkes sind unbekannt. Der Inhalt ist der, daß die Gemahlin des römischen Kaisers Pontianus, die ihrem Stiefsohne Diokletian nicht gewogen war, denselben bei dem Kaiser verklagte, und der seinen Sohn unschuldig zum Tode verurtheilte. Darauf erzählte die Kaiserin ihrem Gemahl eine Geschichte, aus welcher hervorging, daß ein böser Sohn oft des Vaters Verderben werden kann, wodurch der Kaiser bewogen wird, das Urtheil gleich den andern Tag vollstrecken zu lassen. Nun aber kam einer der sieben Meister, welche Diokletian erzogen hatten und die von seiner Unschuld überzeugt waren, und erzählte dem Kaiser eine Geschichte von einer Frau, die ihren Mann zu unüberlegter That verleitete, wodurch der Kaiser wieder umgestimmt ward. Auf diese Weise erzählte die Kaiserin noch sechs Geschichten, denen die sechs andern Meister eben so viele entgegensetzten, bis endlich der Kaiser von der Unschuld seines Sohnes und der Falschheit seiner Gemahlin überzeugt wurde. Die einzelnen Geschichten sind bei den verschiedenen Bearbeitungen verschieden; die Hauptgeschichte bleibt jedoch dieselbe.

Eine ähnliche, doch viel reichhaltigere Sammlung von Erzählungen ist die, welche unter dem Titel „Gesta Romanorum" bekannt und um 1430

in lateinischer Sprache abgefaßt worden ist. Deutsche Bearbeitungen dieses lateinischen Buches gibt es mehrere, die zum Theil sehr von einander abweichen; in einige derselben ist das Buch von den sieben weisen Meistern ganz übergegangen. Von wem die deutschen Uebersetzungen herrühren, ist unbekannt.

Dem Titel des Buches: Von den Thaten der Römer, entspricht der Inhalt keineswegs, denn es enthält nicht eine Geschichte des römischen Volkes, sondern eine Menge erdichteter Erzählungen, Mährchen und Anekdoten, die jedoch sämmtlich auf die römische Kaisergeschichte zurückgeführt werden. Auch aus diesem Buche sind eine Menge von Geschichten in die deutschen Volksbücher übergegangen, so ist z. B. die erste Gestaltung des Mährchens vom Fortunatus daraus entnommen.

Von anderer Art als die ebengenannten ist eine Reihe von Volksbüchern, die seit dem Ende des 15. und im 16. Jahrhundert neu entstanden sind; dahin gehören das Buch vom Eulenspiegel, von den Schildbürgern, vom Doktor Faust und vom ewigen Juden. Diese Schriften, namentlich die Schwankerzählungen Eulenspiegel und die Schildbürger, sind, was die Form betrifft, roh und unbeholfen, doch spricht sich in ihnen der ganze gesunde Volksgeist der damaligen Zeit aus. Von geringerer Bedeutung sind die Schwankbücher von Peter Leu, einem Lohgerbersknecht, der Priester wurde und allerlei tolle Streiche ausführte, vom Claus Narren, dem Hofnarren Kurfürst Friedrich des Weisen, vom Finkenritter, eine Sammlung alter und neuer Lügenmährchen, die das unmäßige Lügen der Reisenden in's Lächerliche zieht, wohl der Vorläufer von Münchhausens Lügengeschichten.

Die Schwankerzählungen von Peter Leu wurden im Jahre 1560 von Achilles Jason Widmann oder Weidmann, über dessen Leben gar nichts Näheres bekannt ist, auch in Verse gebracht.

Die Volksbücher wurden in jetziger Zeit mehrfach erneuert, am besten von Schwab, Marbach und Simrock.

Das Buch vom Tyll Eulenspiegel, sowie die meisten derartigen Bücher beruhen theilweise auf Wahrheit; denn es ist unzweifelhaft, daß es wirklich einen Tyll Eulenspiegel gegeben hat, dagegen läßt sich die Zeit, in welcher er lebte, nicht mit Bestimmtheit angeben; das Volksbuch nennt das Jahr 1350 als sein Todesjahr, das Dorf Kneitlingen in Braunschweig als seinen Geburtsort, und das Dorf Möllen bei Lübeck als den Ort, wo er begraben liege. Die zahlreichen Streiche, welche von ihm erzählt werden, sind gewiß nicht alle von ihm ausgeführt worden, denn man findet einzelne Possen, die schon beim Pfaffen Amis vorkommen, im Eulenspiegel wieder. Wahrscheinlich hat man alle im Volk lebenden Erzählungen witziger Schalksstreiche nach und nach auf Eulenspiegel übertragen, wie im Buch von den Schildbürgern, auch das Lalenbuch genannt, alle thörichten Streiche, von verschiedenen Städten und Orten gesammelt, auf die Stadt Schilda in der Provinz Sachsen übertragen wurden und im Doktor Faust alle bekannten Sagen von Teufelsverschreibungen und Zaubereien zusammenflossen. Die große Anzahl der im

Volk lebenden, auf Doktor Faust vereinigten Teufelssagen wurde zuerst im Jahre 1587 von einem unbekannten Verfasser gesammelt und fand, weil es eben aus dem Volk hervorgegangen war, bald große Verbreitung. In diesem Buche erscheint Faust mit dem Charakter, den Göthe Jahrhunderte später so klar auffaßte und meisterhaft entwickelte: daß nämlich der Mensch nicht auf dem Wege der Schuld nach Erkenntniß und Lebensgenuß streben dürfe. Es ist ebenfalls durch neuere Forschungen unzweifelhaft erwiesen, daß es wirklich einen Doktor Faust gegeben hat, und daß derselbe am Anfang des 16. oder vielleicht schon am Ende des 15. Jahrhunderts zu Kundlingen in Württemberg geboren wurde. Eben so sicher ist es, daß er sich in den verschiedensten Städten Deutschlands und der benachbarten Länder als fahrender Schüler und Schwarzkünstler herumtrieb und vor 1540 starb. Im Jahre 1599 wurde die Faustsage von Georg Rudolf Widmann neu bearbeitet. Diese Bearbeitung hat nur dadurch Wichtigkeit erlangt, daß sie das ältere Buch verdrängte, und deshalb die Quelle aller nachfolgenden Bearbeitungen des Faust wurde. Die poesiereichen Sagen vom *ewigen Juden* scheinen sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst zu einem Ganzen gestaltet zu haben.

## Volkslieder (lyrisch).

### Liebeslied aus dem 14. Jahrhundert.

**Liebesruf.**

Komm, komm, Geselle mein,
Ach, wie sehr erharrt ich dein,
Ach, wie sehr erharrt ich dein:
Komm, komm, Geselle mein!

Süßer, rosenfarb'ner Mund,
Komm und mache mich gesund;
Komm und mache mich gesund
Süßer, rosenfarbner Mund.

### Historisches Lied aus dem 15. Jahrhundert.

**Ein Lied der Ditmarschen.**

I.

Es ward ein neuer Rath gethan
Zu Gottorp auf dem Schlosse,
Herr Claus von Alefeld hat's gethan
Seinem edlen Herrn zur Hülfe.

II.

Er ließ wohl bauen ein gutes Schloß
Uns'rem ehrlichen Lande zum Grame,
Da sprach Herr Roleff, Bojekens Sohn,
Der beste in unserm Lande:

III.

Tretet herzu, ihr stolzen Ditmarschen!
Unsern Kummer wollen wir rächen,
Was Hände mögen gebauet haben,
Das können auch Hände zerbrechen.

IV.

Die Ditmarschen riefen überlaut:
Das leiden wir nimmermehre!
Wir wollen drum wagen Hals und Gut,
Und wollen das Schloß umkehren.

V.

Wir wollen drum wagen Gut und Blut,
Und wollen drum alle sterben,
Den Holsteinern gereut ihr Uebermuth,
Daß sie unser Land wollten verderben.

## Lieder aus dem 16. Jahrhundert.

### Der Landsknechte Spruch.

Unsre liebe Fraue
Vom kalten Bronnen,
Bescheer' uns armen Landsknechten
Eine warme Sonnen,
Daß wir nicht erfrieren!
Wohl in des Wirthes Haus
Tragen wir einen vollen Säckel,
Einen leeren wieder hinaus.

### Trinklied.

Frisch auf, gut Gesell! laß rummer gehen,
Tummle dich, gutes Weinelein!
Das Gläslein soll nicht stille stehen,
Tummle dich, tummle dich, gutes Weinelein.

Er setzt das Gläslein an den Mund,
Tummle dich, gutes Weinelein,
Er trinkt's dann aus bis auf den Grund;
Tummle dich, tummle dich, gutes Weinelein.

Er hat seine Sachen recht gethan,
Tummle dich, gutes Weinelein,
Das Gläslein soll herumergan,
Tummle dich, tummle dich, gutes Weinelein.

### Trinklied.

Man sagt wohl, in dem Maien,
Da sind die Brünnlein gesund;
Ich glaub's nicht bei mein Treuen,
Es schwenkt einem nur den Mund
Und thut im Magen schweben,
Drum will mir's auch nicht ein;
Ich lob' die edlen Reben,
Die bringen uns gut Wein.

Nun sei mir recht willkommen,
Du edler Rebensaft;
Ich hab' gar wohl vernommen,
Du bringst mir süße Kraft;
Läßt mein Gemüth nicht sinken,
Und stärkst das Herze mein,
Drum wollen wir dich trinken
Und alle fröhlich sein.

### Müllers Abschied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein goldnes Haus,
Da schauen alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.
Die eine, die heißt Elisabeth,
Die andere Annemarei,
Die dritte, die darf ich nicht nennen,
Die soll mein eigen sein.

Da unten in jenem Thale,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Von Morgen bis Abend spat.
Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End,
Und wenn zwei Herzliebchen scheiden,
Reichen sie einander die Händ'.

Ach Scheiden, immer Scheiden!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat mein jung, frisch Herze
Aus Freud' in Trauern gebracht.
Dies Liedlein, ach! ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.

### Liebesprobe.

Es stand eine Lind' im tiefen Thal,
War oben breit und unten schmal.
Darunter zwei Verliebte saßen,
Vor Liebe all' ihr Leid vergaßen.
„Fein's Liebchen, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahre wandern."
„Mußt du noch sieben Jahre wandern,
Nehm' ich mich doch keinen Andern."
Und als die sieben Jahre waren um,
Sie meinte, ihr Lieb käm' bald.
Sie ging wohl in den Garten,
Ihren Liebsten zu erwarten.
Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz:
„Gott grüß dich, Mädchen feine,
Was machst du hier alleine?
Ist dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du verloren deinen Mann?"
„Mein Vater oder Mutter sind mir nicht gram,
Noch hab' ich verloren meinen Mann.
Gestern war's drei Wochen über sieben Jahr,
Daß mein Herzliebster ausgewandert war."
„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Wo dein Herzliebster Hochzeit hatt'."
Was thust du ihm wünschen an,
Daß er sein' Treu' nicht gehalten hat?"
„Ich wünsch' ihm all' das Beste,
So viel der Baum hat Aeste;
Ich wünsch' ihm so viele gute Zeit,
So viel wie Stern' am Himmel sein!
Ich wünsch' ihm so viel Glück und Segen,
Als Tröpflein, die vom Himmel regnen."
Was zog er von dem Finger sein?
Ein Ring von rothem Golde fein,
Er warf den Ring ihr in den Schooß,
Sie weinte, daß das Ringlein floß.
Was zog er aus der Taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen:
„Trockne ab, trockne ab dein Aeugelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein.
Ich thät dich ja nur versuchen,
Ob du würd'st schwören und fluchen.
Hätt'st du einen Schelt oder Fluch gethan,
Von Stund' an wär' ich geritten davon"

### Das Mädchen und die Hasel.

Es wollt' ein Mädchen Rosen brechen gehn,
Wohl in die grüne Haide.
Was fand sie da am Wege stehn?
Eine Hasel, die war grüne.

„Guten Tag, guten Tag, liebe Hasel mein,
Warum bist du so grüne?"
„Hab' Dank, hab' Dank, wack'res Mägdelein,
Warum bist du so schöne?

„Warum daß ich so schöne bin,
Das will ich dir wohl sagen:
Ich ess' weiß Brod, trink' kühlen Wein,
Darum bin ich so schöne!"

„Ißt du weiß Brod, trinkst kühlen Wein,
Und bist davon so schöne:
So fällt alle Morgen kühler Thau auf mich,
Davon bin ich so grüne."

Hüt' dich, hüt' dich, lieb Hasel mein
Und thu' dich wohl umschauen,
Ich hab' daheim zwei Brüder stolz,
Die wollen dich abhauen

Und hau'n sie mich im Winter ab,
Im Sommer grün' ich wieder;
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den find't sie nimmer wieder.

„Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz will behalten,
Zu Hause muß sie bleiben,
Darf nicht auf alle Narrentänz' gehn,
Die Narrentänz' muß sie meiden."

„Hab' Dank, hab' Dank, liebe Hasel mein,
Daß du mir das gesaget,
Hätt' mich sonst heut' auf'n Narrentanz bereit't,
Zu Hause will ich bleiben."

## Abschiedslied.

I.

So viel Stern' am Himmel stehn
An dem gold'nen, blauen Zelt,
So viel Schäflein als da gehn
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vögel, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal sei du gegrüßt.

II.

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig scheiden muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O, du bitt'rer Scheideschluß!
Wär' ich lieber doch gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb' erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt.

III.

Weiß nicht, ob auf dieser Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll?
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach, wie groß ist meine Noth.

IV.

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir,
Alle Morgen will ich sagen:
„O, mein Lieb, wann kommst du mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Augen brechen,
O, mein Lieb, gedenk' an mich!"

V.

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett' schlafen ein;
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied gewieget ein.

## Geistliches Volkslied aus dem 16. Jahrhundert.

**„Lied von der Nachtigall", auch Schall der Nacht genannt.**

I.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimme mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen.
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil and're Vögel schlafen sein,
Und nicht mehr mögen singen!
Laß dein Stimmelein
Laut erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

II.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Loben zu vollbringen.
D'rum dein Stimmelein
Laß erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

III.

Echo, der milde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und läßet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben alle Zeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören;
D'rum dein Stimmelein
Laß erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

IV.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lob Gottes sehn,
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eule auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch thu' preisen.
D'rum dein Stimmelein
Laß erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

V.

Nur her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben.
Vielmehr bis daß die Morgenröth'
Erfreuet diese Wälder öd',
In Gottes Lob vertreiben,
D'rum laß dein Stimmelein
Erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

### Aus dem Traugemunds- oder Räthsellied (aus dem 14. Jahrh.).

I.

Willkommen, fahrender Mann!
Wo lagest du heute Nacht?
Und womit warst du bedacht?
Und in welcherlei Weise
Erwarbst du Kleider und Speise?

II.

Das hast du gefraget einen Mann,
Der es dir wohl in Treuen sagen kann:
Auf Rosen lag ich die Nacht,
Mit dem Himmel war ich bedacht;
In eines stolzen Knappen Weise
Erwarb ich mir Kleider und Speise.

III.

Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zwei und siebzig Lande, die sind dir kund:
Welcher Baum trägt Früchte ohne Blüthe?
Welcher Vogel säugt seine Jungen?
Welcher Vogel ist ohne Zungen?
Welcher Vogel ist ohne Magen?
Wenn du mir das kannst sagen,
So will ich dich für einen rechten Knappen halten.

IV.

Das hast du gefraget einen Mann,
Der es dir wohl in Treuen sagen kann:
Der Wachholder trägt Früchte ohne Blüth',
Die Fledermaus säuget ihre Jungen,
Der Storch ist ohne Zungen,
Der Swarbe*) ist ohne Magen,
Das kann ich dir in Treuen sagen.
Und fragst du mich noch mehr,
Ich sag' dir's auf meine Ehr'!

## Didaktische Volkslieder.

### Priameln.

#### Unnütze Arbeit.

Wer baden will einen Raben weiß
Und daran legt seinen ganzen Fleiß.
Und an der Sonne Schnee will dörren,
Und Wind in einen Kasten sperren,
Und Unglück will tragen feil,
Und alle Wasser will binden an ein Seil,
Und einen Kahlen will bescheeren,
Der thut auch unnütz Arbeit geren.

---

*) Swarbe ist ein unbekannter mythischer Vogel.

### Macht des Pfennigs.

Kommt Kunst gegangen vor ein Haus,
So sagt man ihr, der Wirth sei aus;
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
So findet sie zugeschlossen die Thür;
Kommt Zucht und Ehr' derselben Maaß,
So müssen sie gehn dieselbe Straß':
Kommt Lieb' und Treue, die wär' gern ein,
So will Niemand ihr Thorwart sein;
Kommt Wahrheit und klopfet an,
So muß sie vor der Thür bleiben stan;
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
So find't sie Ketten und Riegel vor;
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So find't er Thür' und Thor offen.

Mancher Mann kommt, da mancher Mann ist,
Mancher Mann weiß nicht, was manchem gebricht,
Wüßt mancher Mann manchmal, wer mancher Mann wär',
Mancher Mann böte manchem Mann mehr Ehr',
Mancher Mann Frauen und Priester ehrt
Und seine Kinder das Beste lehrt,
Und schämt sich auch, wenn er Uebles thut,
Der hat eines weisen Mannes Muth.

Diese Priamel hat sich bis auf den heutigen Tag in folgender veränderter Form erhalten:

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre;
Weil mancher nicht weiß, wer mancher Mann ist,
D'rum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt.

### Aus dem Grobianus.

Lies wohl dies Büchlein oft und viel
Und thu' allzeit das Widerspiel.

Das erste Capitel, vom Aufsteh'n, Anziehen, langem Haar und gelben Zähnen.

Hier lern' ein jeder Schüler mein,
Der niemals will gehorsam sein,
Noch thun, was man ihm heißt und sagt,
Hierin er bald ergreifen mag,
Was ihm zur Grobheit noch gebricht,
Wenn er ein wenig fleißig ist:
Erstlich soll dir zu Ohren gehn,
Wenn du des Morgens willst aufstehn,
Was doch gar selten soll geschehen,
Eh' du den Tisch gedeckt magst sehen:
Den Eltern wünsch' keinen guten Tag,
Der Wunsch sie doch nichts helfen mag,
Und spar' dein Wort nach grober Sitt',
Blas dann den Brei und Mus damit;
Das Hemd thu' an und lauf' davon,
Daß du nicht mußt im Kalten stan,
Nimm flugs die Kleider an den Arm,
Lauf' in die Stube, wo's ist warm,
Und zieh' dich bei dem Ofen an,
Daß dir die Kält' nicht schaden kann.

## Episches Volkslied.

### Aus dem hörnenen Siegfried.

Es saß in Niederlanden ein König, so wohl bekannt,
Mit großer Macht und Gewalte, Siegmund war er genannt;
Der hat mit seiner Frauen einen Sohn, der hieß Siegfried:
Des Wesen werdet ihr hören allhier in diesem Lied.

Der Knabe war so muthwillig, dazu stark und auch groß,
Daß es sein Vater und Mutter, die Beide, sehr verdroß:
Er wollt' nie einem Menschen jemals sein unterthan,
Ihm stand sein Sinn und Muthe, daß er nur zog davon.

Da sprachen des Königs Räthe: nun laßt ihn ziehen hin,
So er nicht bleiben will, das ist der beste Sinn;
Und laßt ihn was versuchen, so wird er bändig zwar,
Er wird ein Held gar kühne und lebt noch viele Jahr'.

Also schied er von dannen der junge, kühne Mann.
Da lag er vor einem Walde; ein Dorf, das lief er an;
Da kam er zu einem Schmiede, dem wollt' er dienen recht
Im Schlagen auf das Eisen, wie ein and'rer Schmiedeknecht.

Das Eisen schlug er entzweie, den Amboß in die Erd'.
Wenn man ihn darum strafte, so nahm er auf kein Lehr'!
Er schlug den Knecht und Meister und trieb sie hin und her;
Nun dacht' der Meister ofte, wenn er sein ledig wär'.

Da lag ein großer Drache bei einer Linde all' Tag',
Da schickt ihn hin sein Meister, daß er sollt' thun ein' Frag'.
Ein Köhler saß im Walde, deß sollt' er warten eben
Hinter dieser Linde, der sollt' ihm Kohlen geben.

Damit, so meint der Schmiede, der Wurm sollt' ihn abthun.
Als er kam zu der Linde, den Wurm ließ er nicht ruh'n,
Er hat ihn bald erschlagen der junge, kühne Mann,
Dann dacht' er an den Köhler, zu dem ging er in den Tann.

Da kam er in ein Gefilde, da so viel Drachen lagen,
Lindwurm, Kröten und Ottern, wie er in seinen Tagen
Noch nie hat liegen sehen zwischen Bergen in einem Thal:
Da trug er zusammen die Bäume, die er ausriß überall.

Die warf er auf die Würmer, daß keiner auf mocht fahren,
Sie mußten all' liegen bleiben, so viel es ihrer waren.
Dann lief er hin zum Köhler, bei dem er Feuer fand,
Das Holz er damit anzünd't und so die Würm' verbrannt.

Das Horn der Würmer weichte, ein Bächlein daraus floß,
Das wundert Siegfried sehre, einen Finger er drein stoßt;
Da nun der Finger erkalte, da war er hörnern,
Wohl mit demselben Bache schmiert' er den Leib sein,

Daß er ward überall hörnern, nur zwischen den Schultern nit,
Und an derselben Stelle er seinen Tod auch litt:
Wie ihr in andern Liedern hernach werd't hören wohl.
Er zog an Königs Gibichs Hof und war auch Mannheit voll.

## Aus den Volksbüchern (Prosa).

### Aus den sieben weisen Meistern.

#### Des ersten Meisters Bancillas Beispiel von der Schlange.

Es war ein Ritter, der hatte nur einen Sohn, und den hatte er so lieb, daß er ihm drei Wärterinnen gab, die sein pflegen sollten, eine, die ihn führte, die andere, die ihn reinigte, die dritte, die ihn einwiegen sollte zum Schlafen. Dazu hatte er zwei Dinge, die er auch über alle Maßen liebte, einen guten Falken und einen guten Hund. Der Hund war derart, wenn der Herr wollte reiten in einen Streit, und sollte ihm wohl gelingen, so that der Hund drei oder vier Sprünge vor dem Rosse; sollte es ihm aber übel gehen, so nahm der Hund, sobald der Herr auf seinem Roß saß, des Rosses Schwanz in das Maul und schrie und heulte grimmig. Und bei den zwei Zeichen ward der Ritter allemal inne, wann es ihm wohl oder übel sollte gehen in dem Streit. Auch hatte er den Falken darum lieb, weil er, so oft er mit ihm ausging jagen, niemals leer zurückkam. Dem Ritter war auch aus der Maßen wohl mit Stechen und Turnieren. Und darum so berief er einstmals einen Hof zu seinem Schloß und kamen viel guter Leute dazu. Der Ritter wappnete sich auch und ritt zu dem Scherz. Nach dem da ging seine Hausfrau auch dazu und auch das andere Hofgesinde und auch des Kindes Wärterinnen und ließen das Kind allein liegen in der Wiege, und blieb niemand in der Burg, als das Kind und der Hund und der Falke. Nun lag eine Schlange in der Burg verborgen, in einem Loch, und das wußte Niemand. Und als die Schlange Niemand mehr in dem Schlosse bemerkte, da that sie ihr Haupt aus dem Loch und sah Niemand als das Kind in der Wiege liegen. Und so ging sie heraus gegen die Wiege und wollte das Kind tödten. Da nun der Falke sah, daß die Schlange gegen die Wiege ging und das Kind tödten wollte, da sah er den Hund an und gewahrte, daß der schlief; da begann er sich auf seinem Gerüste zu schwingen, und schlug mit den Fittigen recht als ob er sprechen wollte: Hund, steh' auf und komm' dem Kinde zur Hülfe gegen die unreine Schlange. Der Hund erwachte von dem Getön der Flügel des Falken, und sah die Schlange gegen die Wiege gehen, da sprang er im Zorn an sie und sie stritten mit einander. Nun war die Schlange ungeheuer groß und wollte nicht erliegen, sie wollte das Kind tödten. Der gute, getreue Hund wollte das nicht leiden, eher wollte er sterben. Und da sie lange mit einander gestritten hatten, da biß die Schlange den Hund so sehr, daß viel Blut von ihm floß und der Boden um die Wiege blutig ward. Und als nun der Hund empfand, wie sehr er verwundet war, da fuhr er ungestüm an die Schlange, daß sie die Wiege umwarfen. Doch die Wiege hatte vier hohe Füße, daß des Kindes Antlitz die Erde nicht berührte. Zuletzt überwand der Hund die Schlange und tödtete sie, dann legte er sich an die Mauer und leckte seine Wunden.

Wie nun die Kurzweil des Hofes ein Ende nahm, da kamen des Kindes Wärterinnen gelaufen und sahen, daß die Wiege umgeworfen und die Erde

und der Hund blutig waren; da sprachen sie zu einander: O weh, der Hund hat das Kind getödtet, und waren nicht so klug, daß sie die Wiege aufhoben, um den Schaden eigentlich zu erfahren. Danach sprachen sie zu einander: wir wollen fliehen, daß uns unser Herr der Schuld nicht zeihe und uns tödte. Da sie also in der Flucht waren, da begegnet ihnen die Frau und sprach zu ihnen, wo sie alsobald hin wollten? Da sprachen sie: O weh, Frau, wehe euch und uns; denn euer Hund, den der Herr so geliebt hat, der hat euer Kind, was uns zu bewahren empfohlen war, todt gebissen und liegt des Kindes Blut allenthalben um die Wiege. Als nun die Frau das hört, da fiel sie auf die Erd' und geberdete sich übel und sprach: „Ach, mir Armen, was soll ich nun thuen? Jetzt bin ich beraubt meines einzigen lieben Sohnes. Indem sie diese Klage führte, kam der Ritter geritten von der Kurzweil, und fragt die Frau, warum sie also thäte? Da sagte sie ihm, wie ihr gesagt war. Deß ward der Ritter sehr betrübt und stieg von dem Roß und ging in den Palast, da der Hund lag. Als nun der getreue Hund seinen Herrn sah, da stand er auf in der Krankheit, wie es seine Gewohnheit war, und grüßte seinen Herrn mit seiner Geberde. Der Ritter zog sein Schwert heraus und schlug seinem treuen Hunde das Haupt ab. Da das geschehen war, ging er zu der Wiege und hob die auf und fand sein Kind gesund, und die Schlange bei der Wiege todt liegen und sehr zerbissen. Da erkannte er daran, daß der Hund den Wurm getödtet hatte, und dem Kind in der Wiege zu Hülfe gekommen und dasselbe vom Tode erlöset habe. Da schrie er mit lauter Stimme und sprach: O weh, und immer weh, ich habe meinen guten Hund getödtet, meines Weibes wegen, der meinem Kinde das Leben gerettet hat vor der Schlange. Ich will mir selbst Buße darum geben." Und sogleich zerbrach er seinen Speer in drei Stücke, ging zu dem heiligen Grab und diente Gott und that sich aller Ueppigkeit ab und blieb sein Lebtag ein seliger Mann.

## Aus dem Tyll Eulenspiegel.

### Wie Eulenspiegeln das Herzogthum Lüneburg verboten wurde.

Bei Zelle, in dem Lande Lüneburg, verübte Eulenspiegel so gewaltige Bosheit, daß ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, und wenn er darin ergriffen würde, sollte man ihn fangen und henken. Eulenspiegel wollte das Land nicht räumen, und wenn ihn der Weg durch dasselbe führte, reiste er nichts destoweniger durch. Es begab sich aber auf eine Zeit, daß er durch das Lüneburg'sche reiste, da begegnete ihm der Herzog selbst. Er dachte, wenn du fliehst, so überholen sie dich mit ihren Gäulen und stechen dich vom Pferde herunter, oder der Herzog kommt in Zorn und läßt dich an den nächsten Baum henken. Er bedachte sich also eines kurzen Rathes, stieg vom Pferde herab, schnitt ihm gleich seinen Bauch auf, schüttelte das Eingeweide heraus und stellte sich in den offenen Leib des Thieres. Da nun der Herzog und seine Reiter an ihn herangeritten kamen, und sahen den Eulenspiegel in seines Pferdes Bauch stehen, sprach einer der Diener: „Seht Herr, da steht Eulenspiegel in seines Pferdes Haut." Der Fürst ritt zu ihm hin und sprach:

„Bist du da? Weißt du nicht, daß ich dir mein Land verboten habe, und wenn ich dich darin finde, so wollte ich dich an einen Baum henken lassen? Da sprach Eulenspiegel: „Gnädigster Fürst und Herr, ich hoffe, ihr werdet mich des Lebens begnadigen, weil ich nichts gethan, was des Hängens werth ist.“ Der Herzog sprach: „Komm' her zu mir und sag' mir deine Unschuld, oder was willst du damit sagen, daß du so in deines Pferdes Haut stehest?“ Eulenspiegel sprach: „Gnädigster und hochgeborner Fürst, ich fürchtete mich vor Eurer Ungnade so sehr, daß ich nicht anders konnte, als mich zwischen meine eigenen vier Pfähle zu begeben, darin ich nach dem alten Herkommen sicher zu sein glaubte.“ Da lachte der Herzog und sprach: „Willst du aber hinfort aus meinem Lande bleiben?“ Eulenspiegel sprach: „Gnädigster Herr, wie Euer fürstliche Gnaden befehlen.“ Der Herzog ritt von ihm weg und sprach: „Bleib', wie du bist!“ Da sprang Eulenspiegel eilends aus dem Pferde und sagte: „Hab' Dank, liebes Pferd! Du hast mir geholfen und mir einen gnädigen Herrn gemacht; es ist besser, die Raben fressen dich, als mich“, und lief zu Fuße davon.

### Aus den Schildbürgern.

#### Wie die Schildbürger das Gras auf einer alten Mauer durch ihr Vieh wollen abschaffen lassen.

Die Schildbürger waren ernsthaft in ihrem Thun, sonderlich in Betracht des gemeinen Nutzens, damit derselbe allenthaben aufginge und zunehme und nirgends Schaden litte. Auf eine Zeit gingen sie hinaus, eine alte Mauer zu besehen, welche von einem alten Gebäu noch übrig geblieben war, ob sie vielleicht die Steine davon nützlich anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schon langes Gras gewachsen, und die Bauern bedauerten, daß es sollte verloren gehen und Niemand zu Nutz kommen, hielten derowegen Rath, wie man es verwenden könne. Darüber waren nun viele Meinungen: die Einen meinten, man solle es abmähen, aber Niemand wollte sich auf die Mauer wagen, Andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so wäre es am besten, es mit einem Pfeile abzuschießen. Endlich kam der Schultheiß hervor und rieth, man sollte Vieh darauf gehen lassen, das würde es abessen, so dürfte man es weder abmähen noch abschießen. Solchem Rath, als dem besten, fiel die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung ward ferner erkannt, des Schultheißen Kuh sollte am ersten des guten Rathes genießen, welches der Schultheiß gern gestattete. Also machten sie der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen es über die Mauer und fingen an der anderen Seite zu ziehen an. Als aber der Strick zuging, fing die Kuh zu erwürgen an und als sie bald oben war, streckte sie die Zunge heraus. Solches sah ein großer Schildbürger, der schrie: „Ziehet, ziehet, Leib und Seele hängt an einander! Zieht, noch einmal zieht, sprach der Schultheiß, sie hat das Gras schon geschmeckt und die Zunge danach ausgestreckt; zieht, zieht, sie ist bald droben, sie ist so tölpisch und ungeschickt, daß sie sich selbst nicht helfen kann; es sollt' sie eurer einer vollends hinaufstoßen.“ Aber vergebens war es, die

Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen, ließen sie herab, da war sie todt. Des waren sie froh, daß sie etwas zu schinden und zu metzeln hatten.

## Aus „Doktor Faust".

### Erstes Kapitel.

**Von Doktor Fausts Versuchung und höllischem Bündniß.**

Doktor Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen, zu Rad bei Weimar gebürtig. Zu Wittenberg hat er viel Blutsfreunde gehabt, auch waren seine Eltern gottselige und christliche Leute, und sein Ohm, der zu Wittenberg seßhaft und ein vermögender Bürger war, hat Fausten auferzogen und wie sein Kind gehalten; denn, weil er ohne Erben war, nahm er diesen Faust zum Kind und Erben an, und ließ ihn in die Schule gehen, Theologie zu studiren. Er ist aber von diesem gottseligen Vornehmen abgegangen und hat Gottes Wort mißbraucht. Da Faust als ein gelehriger und geschwinder Kopf zum Studiren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, daß man ihn zum Magister examinirte und neben ihm noch sechzehn Magister, welchen allen er in Fragen und Geschicklichkeit obsiegte, also daß er zu seinem Theil genugsam studirt hatte und Doktor der Theologie ward. Weil er aber einen hoffährtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allezeit den Spekulirer genannt hat, so ist er in böse Gesellschaft gerathen, hat die heilige Schrift eine Weile hinter die Thüre und unter die Bank gelegt und ein ruch= und gottloses Leben geführt, wie es denn ein wahres Sprüchwort ist: Was zum Teufel will, läßt sich nicht aufhalten. Begab sich also gen Krackau in Polen, eine der Zauberei halber vor Zeiten berühmte Hochschule, und fand allda seines Gleichen, die mit chaldäischen, persischen, arabischen und griechischen Worten, figuris, characteribus, conjurationibus, incantationibus umgingen, oder wie sonst solche Beschwörung und Zauberei genannt werden mag. Das gefiel Doktor Faust wohl, spekulirte und studirte darin Tag und Nacht, und wollte sich hernach keinen Theologen mehr nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Astrologus und Mathematikus, nannte sich einen Doktor der Medizin, half auch erstlich vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln, Wassern und Rezepten und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohl erfahren. Er wußte die Regel Christi gar wohl: wer den Willen des Herrn weiß und thut ihn nicht, der wird zwiefach gestraft. Item: Niemand kann zwei Herren dienen. Item: Du sollst Gott den Herrn nicht versuchen. Dies Alles schlug er in den Wind, setzte seine Seele eine Weile über die Oberthüre, darum für ihn keine Entschuldigung ist.

### Siebentes Kapitel.

**Von des höllischen Geistes Dienstbarkeit gegen Faust.**

Als Doktor Faust dem bösen Geist solchen Greuel mit seinem eigenen Blut und Handschreiben geleistet, ist gewiß zu vermuthen, daß auch Gott und alles himmlische Heer von ihm gewichen. Indem hat er nun sein Thun eingerichtet nicht wie ein recht gottseliger Hausvater, sondern wie der Teufel.

Doktor Faust hatte seines frommen Oheims Behausung inne, die der ihm im Testament vermacht hatte. Darin hatte er einen jungen Schüler zum Famulus, einen verwegenen Lecker, Christoph Wagner genannt. Dem gefiel dieses Spiel auch, zumal ihn sein Herr tröstete, er wolle einen hocherfahrenen und geschickten Mann aus ihm machen; und wie die Jugend allzeit mehr zum Bösen, als zum Guten neigt, also auch dieser. So hatte Doktor Faust Niemanden in seinem Hause, als seinen Famulus und seinen bösen Geist Mephistopheles, der immer in Gestalt eines grauen Mönches vor ihm wandelte; den beschwor er in sein Schreibstüblein, welches er jederzeit verschlossen hatte. Seine Nahrung hatte Faust überflüssig; wenn er einen guten Wein haben wollte, brachte ihm der Geist solchen aus den Kellern, wo er wollte, wie er sich denn einmal vernehmen lassen, er thue seinem Herrn, dem Kurfürsten, auch dem Herzog von Bayern und dem Bischof von Salzburg viel Leides in den Kellern. So hatte er auch täglich gekochte Speise, denn er kannte eine zauberische Kunst; sobald er das Fenster aufthat und einen Vogel nannte, den er haben wollte, flog ihm der zum Fenster hinein. Desgleichen brachte ihm der Geist von allen umliegenden Herrschaften, von Fürsten- und Grafenhöfen die beste gekochte Speise, alles ganz fürstlich. Er und sein Junge gingen stattlich gekleidet, das Gewand dazu mußte ihm der Geist zur Nacht zu Nürnberg, Augsburg oder Frankfurt einkaufen oder stehlen, dieweil die Krämer Nachts nicht pflegen im Kram zu sitzen. So mußten auch die Gerber und Schuster von ihm leiden. In Summa, es war Alles gestohlene Waare, also eine gar gottlose Tracht und Nahrung, wie Christus der Herr durch Johannes auch den Teufel einen Dieb und Mörder nennt, der er auch ist. Noch hatte ihm der Teufel versprochen, er wolle ihm wöchentlich 25 Kronen geben, thut des Jahres 1300 Kronen. Das war sein Jahrgehalt.

### Aus Ahasverus.

**Kurze Erzählung von einem Juden aus Jerusalem, welcher bei der Kreuzigung Christi persönlich zugegen gewesen, auch das „Kreuzige ihn" über Christus hat helfen schreien, und um Barnabas bitten.** Gedruckt zu Leiden 1602.

Weil diese Zeit bei uns allhier nichts Neues zu schreiben, will ich euch etwas Altes, welches doch bei vielen mit Verwunderung für etwas Neues gehalten wird, erzählen, welches sich folgender Gestalt verhält: Es hat Paulus von Eitzen, der heiligen Schrift Doktor und Bischof zu Schleswig, der von Herzog Adolph von Holstein zum Bischof erwählt und bestätigt ist und nicht nur bei Männiglich in Ansehen und glaubwürdig, sondern auch durch seine in Druck gegebenen Schriften ein berühmter Mann ist, mir und andern Studiosis etliche Male erzählt: als er in seiner Jugend eine Zeitlang zu Wittenberg studirt, und einmal im Winter 1542 zu seinen Eltern gegen Hamburg gereist, habe er den Sonntag danach in der Kirche unter der Predigt einen Mann, welcher eine sehr lange Person mit langen, über die Achseln herabhängenden Haaren gewesen, gegen der Kanzel über, auf bloßen Füßen stehen sehen, welcher mit solcher Andacht die Predigt hörte, daß er

sich gar nicht bewegte, außer wenn der Name Christus genannt wurde, habe er sich geneigt, an seine Brust geschlagen und sehr tief geseufzt, und habe keine andere Kleidung in dem harten Winter gehabt, als ein Paar Hosen, die an den Füßen durch gewesen, einen Rock bis an die Kniee und darüber einen Mantel bis auf die Füße; sonst sei er Alters halber anzusehen gewesen, wie ein Mann von fünfzig Jahren ungefähr. Als er sich nun wegen seiner großen Gestalt, Kleidung und Geberde über ihn verwundert, hab' er, nach ihm, wer er wäre und was seine Gelegenheit sei, geforscht; da habe man ihm berichtet, daß derselbe sich nun den Winter über etliche Wochen daselbst aufgehalten und von sich ausgegeben, daß er ein geborner Jude von Jerusalem, mit seinem Namen Ahasverus und seines Handwerks ein Schuhmacher, auch bei der Kreuzigung persönlich zugegen gewesen und bis jetzt am Leben geblieben und durch viele Länder gereist sei, wie er denn zur Bestätigung dessen viele Umstände, so sich mit Christo, nachdem er gefangen und vor Pilatus geführt, danach vor Herodes, bis er endlich gekreuzigt worden, zugetragen, von denen weder die Evangelisten noch Historienschreiber Meldung thuen, desgleichen auch von allerhand Geschichten und Regimentsveränderungen, so sich in den orientalischen Landen nach Christi Leiden etliche hundert Jahre zugetragen, wie auch von den Aposteln, wo jeder gelebt, gelehrt und endlich gelitten, vollkommen guten Bericht zu geben wußte.

Als nun Paulus von Eitzen solches gehört, hat er sich noch mehr darob verwundert und Gelegenheit gesucht, selbst mit ihm zu reden. Da er nun dieses endlich erlangt, hab' ihm der Jude solches Alles mit Umständen erzählt, daß er nämlich zur Zeit Christi zu Jerusalem wohnhaftig, auch ihm, dem Herr Christo, welchen er für einen Ketzer und Verführer gehalten, weil er anders nicht gewußt, auch von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, denen er zugethan gewesen, anders nicht gelernt habe, gram gewesen. Und habe derowegen alle Zeit sein Bestes gethan, damit dieser Verführer, wie er dafür gehalten, möchte vertilgt werden. Hab' auch endlich ihn gefangen, vor die Hohenpriester und Pilatus führen, anklagen, über ihn das „Kreuzigt ihn“ schreien, um Barnabas bitten, auch so weit bringen helfen, daß er zum Tode verurtheilt worden. Da nun die Sentenz gesprochen gewesen, habe er alsbald nach seinem Hause, da der Herr Christus hat vorüber sollen geführt werden, geeilt und es seinem Hausgesinde angesagt, damit sie es auch sehen möchten. Da hab' er selbst sein kleines Kind auf den Arm genommen, mit ihm vor der Thüre gestanden, ihn den Herrn sehen zu lassen. Als nun der Herr Christus unter seinem Kreuz herzugeführt worden, habe er sich an sein Haus etwas angelehnt; da sei er zu mehrerer Anzeigung seines Eifers herzugelaufen, und hab' ihn mit Scheltworten geheißen, sich davon zu packen und hinaus, da er hingehörte, zu verfügen. Da habe ihn Christus stark angesehen und ungefähr mit den Worten angeredet: „Ich will stehen und ruhen, du aber sollst gehen.“ Alsbald habe er sein Kind niedergesetzt und im Hause nicht bleiben können, sondern sei mit nachgefolgt und habe zugesehen, wie er hingerichtet worden. Nachdem solches Alles vollendet worden, sei ihm unmöglich

gewesen, wieder in die Stadt Jerusalem zurückzugehen, wie er auch nicht mehr dahin gekommen, sein Weib, Kind und Gesind nicht mehr gesehen, sondern alsobald fort in fremde Lande und also eins nach dem andern bis daher durchzogen habe; und obwohl er über etliche hundert Jahre wiederum in's Land gekommen, habe er es also verwüstet und Jerusalem zerstört gefunden, daß er es nicht mehr gekannt habe. Was nun Gott mit ihm vorhabe, daß er ihn so lange in diesem elenden Leben herumführe, ob er ihn vielleicht bis zum jüngsten Tage als einen Zeugen des Leidens Christi zur bessern Ueberzeugung der Gottlosen und Ungläubigen also erhalten wolle, sei ihm unwissend, seinestheils möchte er leiden, daß ihn Gott aus diesem Jammerthal zur Ruhe abfordere. —

## b) Volks-Dichter.

Halbsuter, Philipp Frankfurter, Hans von Bühel, Nikolaus Baumann, Theobald Höck, Johannes Doman, Georg Thym, Eucharius Eyering, Lazarus Sandrub. —

Halbsuter, ein Schweizer, wahrscheinlich aus Luzern gebürtig, jedenfalls aber dort ansässig, lebte zu Ende des 14. Jahrhunderts. Von seinen Lebensverhältnissen ist gar nichts bekannt, nur geht aus der Schlußstrophe seines Liedes auf die Sempacher Schlacht hervor, daß er in dieser Schlacht den 9. Juli 1386 mitgefochten habe.

Eben so wenig wie über sein Leben ist auch über seine Gedichte etwas Näheres bekannt, ob er außer dem erwähnten Liede auf die Sempacher Schlacht noch andere Gedichte verfaßt hat, weiß man nicht; doch genügt dieses eine Lied, ihm eine hervorragende Stelle in der Literaturgeschichte zu sichern. Es gehört nicht nur zu den trefflichsten Erscheinungen des vorliegenden Zeitraums, sondern des historischen Liedes überhaupt. Die Erzählung ist lebendig und rasch fortschreitend ganz nach Art des Volksgesangs; dabei drückt das Lied die wärmste Vaterlands- und Freiheitsliebe, so wie das stolze Bewußtsein männlicher Kraft und Tapferkeit aus. Das in der fünften Zeile jeder Strophe wiederkehrende „He!" vermehrt den Eindruck des Jubels über den erfochtenen herrlichen Sieg. Da das Lied 66 Strophen umfaßt, so werden hier nur einige der schönsten Stellen aus dem Anfang und der Mitte desselben gegeben. —

### Aus dem Lied von der Schlacht bei Sempach.

I.

Im tausend und dreihundert
Und sechs und achtzigsten Jahr,
Da hat doch Gott besonders
Sein' Gnad' gemacht offenbar.
He! der Eidgenossenschaft ich sag':
That ihnen großen Beistand
Auf St. Cirillen Tag.

II.

Es kam ein Bär gezogen
Gegen Willisow in die Stadt;
Da kam ein' Bien' geflogen,
In die Lind' sie genistet hat:
He! An's Herzog Waffen sie flog,
Als da derselbige Herzog
Wohl vor die Linde zog.

III.

Das deutet fremde Gäste,
So red't der gemeine Mann,
Da sah man wie die Veste
Dahinter zu Willisow brannt'.
He! sie reden aus Uebermuth:
Die Schweizer wollen wir tödten,
Das jung' und alte Blut."

IV.

Sie zogen mit reichem Schalle
Von Surſen aus der Stadt,
Dieselben Herren alle,
Die der Herzog gesammelt hat:
He! und kost's uns Leib und Leben,
Die Schweizer wollen wir zwingen
Und ihnen einen Herrn geben.

XIV.

Sobald sie nun vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Daß die Eidgenossen kamen,
Da ritt der von Hasenburg;
He! er spähet in der Bahn,
Da sah er bei einander
Die klugen Eidgenossen stahn.

XV.

Die Herren von Lucerne
Streckten sich festiglich,
An Mannheit gar ein Kerne:
Keiner sah hinter sich,
He! jeder begehrt vornen dran.
Das sah der von Hasenburg,
Sobald er geritten kam.

XVI.

Und thät zum Lager kehren,
Gar bald er zum Herzog sprach:
Ach, gnädige Fürst und Herren,
Heut' haben wir Ungemach,
He! allein auf diesen Tag!
Das Völklein hab' ich beschauet,
Sie sind gar unverzagt.

XVII.

Da red't ein Herr von Ochsenstein:
„O Hasenburg, Hasenherz!
Ihm antwort't der von Hasenburg:
Deine Worte bringen mir Schmerz!
He! ich sag' dir bei der Treue mein:
Man wird wohl heut' noch sehen,
Wer der Zaghaftst' wird sein.

XVIII.

Sie banden auf ihre Helme
Und thaten sie vorher tragen;
Von den Schuhen hauten's die Schnäbel,
Man hätt' gefüllt einen Wagen.
He! der Adel wollt' vorne dran;
Die andern gemeinen Knechte
Mußten dahinten stahn.

XIX.

Zusammen sie da sprachen:
Das Völklein ist gar klein,
Sollten uns die Bauern schlagen,
Unser Lob das würde klein;
He! man spräch': Bauern haben's gethan!
Die biedern Eidgenossen
Riefen Gott im Himmel an:

XX.

„Ach, reicher Christ vom Himmel,
Durch deinen bittern Tod,
Hilf heut' uns armen Sündern
Aus dieser Angst und Noth;
He! und thue uns beistehn,
Und unser Land und Leute
In Schirm und Schutze nehm'n!"

XXI.

Da sie ihr Gebet vollbrachten
Gott zu Lob und auch zur Ehr',
Und Gottes Leiden bedachten,
Da sandt' ihnen Gott der Herr
He! das Herz und Manneskraft,
Und daß sie tapfer stritten
Jetzt gegen die Ritterschaft.

XXVII.

Des Adels Heer war feste,
In Ordnung dick und breit;
Das verdroß die frommen Gäste,
Ein Winkelried der seit:
He! wollt' ihr's genießen lassen
Mein fromm Kind und Frauen,
So will ich machen ein Straßen.

XXVIII.

Treuen, lieben Eidgenossen
Mein Leben verlier' ich mit,
Sie haben ihr Ordnung gestoßen,
Wir möchten's ihnen brechen nit.
He! ich will einen Einbruch thun.
Das wollt ihr mein Geschlechte
Doch auch genießen lan.

XXIX.

Hiermit, da thät er fassen
Einen Arm voll Spieß' behend,
Den Seinen macht' er ein Gassen,
Sein Leben hat ein End'.
He! er hat eines Löwen Muth,
Sein männlich tapfer Sterben
War den Vierwaldstädten gut.

XXX.

Alle begannen's zu brechen
Des Adels Ordnung bald,
Mit Hauen und mit Stechen
Gott seiner Seelen walt'.
He! wenn er nicht das hätt' gethan,
Es würde die Eidgenossen noch haben
Gekostet manchen Biedermann.

Philipp Frankfurter, von dessen Lebensumständen man nichts weiß, als daß er zu Wien, wahrscheinlich zu Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, lebte. Er verfaßte ein episches Gedicht: „Der Pfaffe von Kalenberg" genannt, welches in Zweck und Wesen dem Pfaffen Amis des Strickers ganz ähnlich ist, und auch mehrere derselben Possen erzählt wie dieser. Doch ist Philipp Frankfurters „Pfaffe von Kalenberg" nicht allein in Sprache und Form unbeholfener, sondern die Possen sind auch der Zeit angemessen noch roher und verletzender wie in dem Pfaffen Amis.

Hans von Bühel lebte um 1400 als Hofbeamter am Hofe Friedrichs von Seewert, Erzbischof von Köln. Näheres ist von ihm nicht bekannt. Er gehört zu den bessern erzählenden Dichtern dieser Periode und verfaßte zwei größere epische Gedichte: „Des Königs Tochter von Frankreich" und „Diokletianus Leben oder von den sieben weisen Meistern." Das erste Gedicht, welches wahrscheinlich nach einem französischen Vorbilde bearbeitet ist, und sich theilweise noch an das Kunstepos der vorigen Periode anlehnt, erzählt die Geschichte einer Königstochter, welche, um Liebesbewerbungen zu entgehen, in die Fremde flieht, als Magd dient, die Liebe des fremden Königs gewinnt und dessen Gemahlin wird, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Doch mitten im höchsten Glück muß sie von neuem fliehen, um nicht unschuldig getödtet zu werden, und erst nach langen Leiden wird sie wieder mit ihrem Gemahl und ihrem Vater vereinigt.

Das zweite Gedicht: „Von den sieben weisen Meistern", nach einer etwas älteren prosaischen Uebersetzung bearbeitet, ist, wenn auch die einzelnen Geschichten etwas breit erzählt sind, poetisch von höherem Werthe, wie das erste Gedicht. Bei der Besprechung des prosaischen Buches von den sieben Meistern ist Inhaltsangabe und Beispiel gegeben, weshalb es hier unterbleibt.

Nikolaus Baumann aus Westphalen gebürtig, war eine Zeit lang bei dem Herzog von Jülich angestellt; von da, durch Verleumdungen vertrieben, ging er an den mecklenburgischen Hof und ward Rath des Herzogs Magnus. Er starb 1526 zu Rostock und liegt dort in der St. Jakobskirche begraben.

Ob dieser Nikolaus Baumann wirklich der Verfasser des im Jahre 1498 zu Lübeck erschienenen, in niederdeutscher Sprache abgefaßten epischen Gedichtes, „Reinecke Vos" genannt, ist, kann als wahrscheinlich, doch nicht als gewiß angenommen werden. Er soll seinen Reinecke Vos, nach dem niederländischen „Reinardt" des Willem de Matoc mit Hinzuziehung einiger fran-

zösischen, denselben Stoff behandelnden Werke, abgefaßt, und darin, um sich, für die am Jülicher Hof erlittene Unbilde zu rächen, das satyrische Element aufgenommen haben, damit er unter der Maske des Thierlebens das ränkevolle Hofleben und listige Benehmen der damaligen Höflinge und Priester zeichnen könne. Seit des Glichsenärs Bearbeitung der Thiersage war dieselbe in Deutschland beinahe ganz vergessen worden, oder hatte sich höchstens noch in einzelnen Fabeln und Erzählungen erhalten; sie tauchte durch Baumanns Gedicht plötzlich wieder auf, doch büßte sie in dieser Bearbeitung die ursprüngliche Natürlichkeit und Naivetät ein, die an dem Gegenstand selbst sich erfreute, und erschien im Gewande der Satyre auf menschliche Schwächen und Mißbräuche. Doch gehört trotzdem Baumanns niederdeutsches Gedicht nicht allein zu den besten Epen dieses, sondern auch des vorhergehenden Zeitraums. Es zeugt von ächt poetischem Sinn, geläutertem Geschmack und gesundem Urtheil.

Im Vergleich mit der Bearbeitung des Glichesäre steht Baumanns Reinecke höher sowohl hinsichtlich der künstlerischen Komposition, als auch in Bezug auf die Darstellung im Einzelnen; nur einen Vorzug hat des Glichesärs Reinhart vor dem Reinecke Baumanns darin, daß bei dem Glichesäre die List Reinharts, sich freizumachen und seine Feinde in's Verderben zu stürzen, besser motivirt wird durch die angebliche Heilung des Königs von seiner Krankheit, als durch die lange Geschichte, die Reinecke bei Baumann erzählt. Bei Baumann fängt das Gedicht damit an, daß der König einen Hoftag ausrufen und einen allgemeinen Landfrieden gebieten läßt, wobei alle Thiere erscheinen, und Reinecke, der allein weggeblieben ist, wegen seiner Unthaten verklagen. Darauf folgen dieselben Begebenheiten, wie bei dem Glichesäre, daß erst Braun der Bär, dann Hinze der Kater, den Fuchs zu holen abgeschickt und beide von ihm überlistet werden. Endlich gelingt es Grimmbart dem Dachs, der auch hier des Fuchses Freund ist, ihn mit an Hof zu bringen. Der König nahm ihn sehr ungnädig auf und wollte seine Verantwortung gar nicht hören; doch ließ sich Reinecke dadurch nicht einschüchtern, und obgleich sich beinahe alle Thiere gegen ihn erhoben, so wußte er doch auf Alles zu antworten und sich mit bewunderungswürdiger Gewandtheit zu vertheidigen. Doch trotzdem ward endlich Reinecke einstimmig zum Tode verurtheilt und seine Feinde bereiteten sich, bei der Vollziehung des Urtheils Hülfe zu leisten. Nun war Reinecke in großer Angst; er sah wohl ein, daß nur eine klug ersonnene List ihn vom Tode befreien könne. Er bat daher den König, seine Beichte öffentlich vor Allen ablegen zu dürfen, was ihm dieser auch gestattete. Indem er nun seine Sünden bekannte, ließ er einige Worte von einem großen Schatze, den er besitze, und von einem Anschlag auf das Leben des Königs fallen, was einen solchen Eindruck auf diesen machte, daß er den listigen Fuchs von der Leiter, auf der er schon stand, um gehängt zu werden, herabsteigen ließ und ihn nur im Beisein der Königin verhörte, um das Nähere darüber zu erfahren. Da erzählte Reinecke, sein Vater habe einst König Ermenrichs

Schatz gefunden und habe sich, dadurch stolz und übermüthig geworden, mit Isegrimm dem Wolf, Braun dem Bär, Grimmbart dem Dachs und Hinze dem Kater verschworen, ihn, den König, zu ermorden und den Bären zum König auszurufen. Durch einen glücklichen Zufall habe er von der Verschwörung gehört und den Entschluß gefaßt, den Ausbruch zu verhindern. Deshalb habe er den großen Schatz auf die Seite gebracht, denn er habe wohl begriffen, daß sein Vater ohne diesen nichts ausrichten könne, wie es denn auch in der That gekommen sei; denn als die gedungenen Mannschaften dreiwöchentlichen Lohn im Voraus verlangt hätten, habe man sie nicht befriedigen können und Reineckes Vater habe sich aus Gram erhängt. In der Hoffnung, den Schatz zu gewinnen und von der Königin, der es noch mehr darnach gelüstete, und die im Vereine mit Reinecke alles Mißtrauen des Königs zu beschwichtigen wußte, verzieh der König dem Fuchse all' seine Missethat, und ließ sich von ihm den Ort, wo der Schatz verborgen liege, beschreiben. Auch verlangte der König, der Fuchs solle mit ihm nach Haderpfutz bei Husterloh in Flandern gehen, daß sie dort den Schatz zusammenholten; doch auch davon wußte sich der Fuchs zu befreien, durch das Vorgeben, er sei im Bann, der König möchte ihm daher erlauben, erst nach Rom zu wallfahrten, um Ablaß seiner Sünden zu erlangen. Der König billigte den Entschluß, und wollte dann als Begleiter Lampe den Hasen mitnehmen, dem der Ort auch bekannt sei. Nun erklärte der König öffentlich, daß er Reinecken alle Missethaten verziehen habe, und ihm vollen Schutz gebe, und Allen gebiete, daß man ihm und seinem Weib und Kindern Ehre und Liebe erzeigen solle. Damit noch nicht genug, befahl er auch, auf Reineckes Bitten, der vorgab, er müsse als Pilger ein Ränzchen und Schuhe haben, daß ein Stück Fell aus Brauns Rücken zu einem Ränzchen geschnitten wurde, und daß Isegrimm der Wolf und sein Weib Gieremund jeder ein Paar Schuhe für Reinecke hergeben sollten. Der Kaplan des Königs: Bellin, der Widder, mußte nun den Segen über Reinecke sprechen und er zog von Lampe und Bellin begleitet, nach seiner Veste Malepartus, angeblich um von seinem Weibe Abschied zu nehmen. Bellin blieb vor der Thüre stehen, Lampe von Reinecke überredet, ging mit hinein; doch sogleich fiel Reinecke mit seinem Weibe über ihn her und verzehrten ihn. Reinecke steckte des Hasen Kopf in das Ränzchen und gab es dem Widder mit dem Auftrag, es dem Könige zu bringen; es seien wichtige Briefe darin, sagte er, und wenn er sich beliebt machen wolle, solle er sagen, daß er bei Abfassung der Briefe mit geholfen habe. Als aber der König das Ränzchen aufmachen ließ und des Hasen Kopf darin erblickte, sah er, daß er von Reinecke schändlich betrogen war. Auf des Leoparden Rath ward, um den Bär, den Wolf und die Wölfin auszusöhnen, diesen Dreien der Widder mit seinem ganzen Geschlechte auf ewige Zeiten überantwortet, weil der doch nach seinem eigenen Geständniß zu Lampes Tod gerathen habe; dann wurden Braun und Isegrimm wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. —

Bis hierher geht der erste Theil des Gedichtes, welches auch den eigentlichen Kern der Thiersage enthält. Der zweite Theil ist eine wiederholende Fortsetzung desselben, in welchem die Anspielungen auf die Gebrechen der Kirche, die Verdorbenheit der Höfe u. s. w. immer zahlreicher werden.

Der kurze Inhalt des zweiten Theils ist der:

Der König ließ, nachdem die Aussöhnung mit Braun und Isegrimm erfolgt war, den Hof verlängern und alle Thiere waren gar fröhlich. Die Lust wurde aber bald unterbrochen, denn es kamen das Kaninchen und die Krähe und klagten Reinecke an, daß er sie überfallen habe und sie sich kaum vor seinen Klauen gerettet hätten. Der König ergrimmte gewaltig und es ward beschlossen, den Fuchs in seiner Veste zu belagern. Grimmbart eilte nach Malepartus mit der Nachricht; doch Reinecke gerieth keineswegs in Angst; er beschloß vielmehr, selbst an Hof zu gehen und seine Sache persönlich zu führen. Auf dem Wege beichtete er dem Dachs seine Sünden, der ihn absolvirte, doch hinzufügte, es stehe schlimm mit ihm, da er Lampen getödtet und die Frechheit gehabt, dem König dessen Haupt zu schicken. Reinecke entschuldigte aber seine Frevelthaten mit dem Beispiele der Prälaten und Herren; zwar rege sich bei ihm von Zeit zu Zeit das Gewissen, sagte er, wenn er aber auf die vielen schlimmen Priester und Herren sehe, so dauere seine Reue nicht lange. Unterwegs begegneten die Beiden dem Affen, der nach Rom reisen wollte; dieser sprach Reinecken Muth zu und versprach, ihm in Rom einen Ablaß zu verschaffen, er solle nur an Hof gehen und sich an die Aeffin wenden, die bei dem Könige und der Königin sehr beliebt und ein kluges Weib sei. Als Reinecke an den Hof kam, nahm ihn der König ungnädig auf; der Fuchs aber behauptete keck, das Kaninchen und die Krähe hätten ihn verleumdet, und er sei bereit, seine Unschuld in einem Zweikampfe zu beweisen; jene aber erschraken und wollten den Zweikampf nicht wagen. Vom Könige befragt, warum er den Hasen getödtet und dem Widder den Kopf mitgegeben, stellte sich Reinecke, als ob er nichts davon wisse, und als ob Bellin den Hasen allein getödtet habe; zugleich bedauerte er den Tod der Beiden, da er ihnen große Kostbarkeiten für den König mitgegeben hätte, unter andern einen Ring, einen Kamm und einen Spiegel, deren Schönheit und Kostbarkeit er ausführlich und in kunstreicher Weise beschreibt. Und so wußte der listige Fuchs, zu dessen Gunsten auch die Frau Rukenauwe, die Aeffin, Vieles anführte, den König wieder für sich zu gewinnen, der ihn unbedingt wieder freigelassen hätte, wenn nicht Isegrimm dagegen Verwahrung eingelegt, neue Klagepunkte vorgebracht und ihn zum Zweikampfe gefordert hätte. Reinecke nahm die Ausforderung an, und bereitete sich zum Zweikampfe, zu welchem ihm die Aeffin gute Rathschläge gab, z. B. sich glatt scheren zu lassen, sich mit Oel zu salben und dergleichen mehr. Am folgenden Morgen fand der Kampf vor dem König und dem versammelten Hofe statt. Durch List und Betrug gelang es Reinecken, den Wolf zu bewältigen und so als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Er

nahm den König durch kluge Worte noch mehr für sich ein, bis ihn dieser zum Reichskanzler ernannte, ihm das Reichssiegel anvertraute, und er von nun an in großem Ansehen lebte. —

## Aus „Reinecke Fuchs".

### Viertes Capitel.

### Wie Reinecke vor Gericht erschien und verurtheilt wird.

Als das am Hofe ward vernommen,
Reinecke sei dahin gekommen,
Da eilten alle, daß sie ihn sah'n,
Es drängte sich Groß und Klein heran.
Doch sahen ihn wenige mit Behagen,
Fast alle wollten wider ihn klagen.
Aber Reinecke achte das nicht groß;
Wenigstens stellt' er sich sorgenlos.
Mit dem Dachse schritt er, seinem Neffen,
Unbesorgt die Feinde zu treffen,
Die hohe Straß' zierlich einher,
Und that, als wenn er gar muthig wär'.
Frei, gleich des Königs eigenem Sohne,
Als hätt' er Niemand eine Bohne
Genommen und Niemand Uebles gethan,
So trat er vor Nobel, den König, heran,
Unter all' der Herrn Schaar,
Und hielt sich ruhiger, als er war.
Er sprach: „Großmächtiger König hehr,
Bei Eurem Adel, ich bitte sehr,
Geruht und hört mich vor Gericht:
So getreuen Knecht habt ihr hier nicht,
Als ich Eur' fürstlichen Gnaden bin,
Wiewohl hier mancher trägt im Sinn,
Mich euerer Freundschaft zu berauben
Mit Lügen, wolltet ihr sie glauben;
Doch ihr seid aller Weisheit reich,
Das ist mein Trost, ihr glaubt nicht gleich,
Laßt euch die Verräther nicht berücken
Mit Lügen und Trügen hinter meinem Rücken.
Sie hassen's, daß ich Euer Bestes bedenke,
Allezeit getreuen Dienst Euch schenke."
„Schweigt," sprach der König mit Verdruß,
„Euer Schmeicheln hilft keine taube Nuß;
Nun wird der Frevel an euch gerochen,
Wie ihr den Frieden habt gebrochen
Den ich geboten und zu halten geschworen.
Hier steht der Hahn, er hat verloren
All' seine Kinder; o, untreuer Dieb!
Daß ihr euch rühmt, ihr hättet mich lieb,
Das habt ihr nur zur Schande gethan,
Man sieht es meinen Leuten an!
Der arme Hinz ist ungesund,
Und Braun noch schwer am Kopfe wund.
Ich will euch jetzt nicht weiter schelten,
Doch soll es euer Hals entgelten;
Hier sind viel Kläger und klare Verbrechen,
Das wird den Stab schon über euch brechen."
„Bin ich, Herr, schuldig zum Ersatze,
Weil dem Braun noch blutig ist die Glatze?
Warum auch war er so vermessen
Und wollte Rüstefeil's Honig essen?
Was mußt' er sich mit den Bauern behaften?
Auch ist ja Braun so stark an Kräften,
Wenn sie ihn schlugen mit Schaufeln und Rechen,
Das hätt' er männlich sollen rächen;
Statt dessen ist er fortgeschwommen.
Aber auf Hinze, den Kater, zu kommen,
Den ich beherbergt und wohl empfing,
Das der alsdann zu stehlen ging
In des Pfaffen Haus ohne meinen Rath,
Und ihn der Pfaffe geschunden hat:
Sicher sollt' ich das entgelten
Und darum leiden Euer Schelten,
Das wär' Eurer fürstlichen Krone zu nah;
Doch was ihr wollt, das dürft ihr ja:
Also gebietet über mich frei,
Wie gut und klar meine Sache sei;
Ihr mögt mir frommen, ihr mögt mir schaden,
Ja wollt ihr mich sieden oder braten,
Hängen, köpfen oder blenden,
Ich bin in Eurer Gnaden Händen.
Wir sind ja all' in eu'rem Zwang,
Ihr seid stark, ich schwach und krank;
Meine Hülf' ist klein, die Eure groß,
Schlügt ihr mich todt mit einem Stoß,
Das wär' euch eine kleine Rache.
Ich aber will in dieser Sache
Rechtschaffen und aufrichtig sein."
Da sprach der Widder, er hieß Bellein:

„Nun ist es Zeit, gehen wir zu Rechte!"
Da kam Isegrimm mit seinem Geschlechte,
Hinzu der Kater und Braun der Bär,
Und andrer Thiere wohl ein Heer:
Lampe, der Hase, der Esel Baldewein,
Der kleine Wackerlos und der große Hund Rein,
Hermen, der Bock und Metje die Ziege,
Wiesel und Eichhorn zogen zum Kriege;
Auch kamen Ochs und Pferd zumal
Und von wilden Thieren eine große Zahl:
Bockert, der Biber, Hirsch, Reh und Kanin,
Marder, Wildeber und Hermelin,
Bertold der Storch und Markwart der Häh'r,
Lütke der Kranich zog auch daher,
Tibbke die Ente und Alheid die Gans
Und klagten über den mit dem langen Schwanz;
Henning der Hahn und all' seine Kinder
Klagten ihren Verlust nicht minder.
Noch waren da der Vögel mehr
Und von andern Thieren ein großes Heer,
Die Namen hab' ich nicht beisammen:
Die wollten all' den Fuchs verdammen,
Und dachten darauf mit scharfen Sinnen,
Ihm das Leben abzugewinnen.
Vor den König traten sie allzumal,
Da hörte man Klagen ohne Zahl.
Da sah man dort ein groß Parlament,
Die im Kreise standen, wollten behend
Reinecken das Leben abgewinnen;
Sie sprachen ihn an mit klugen Sinnen;
Man vernahm da mancherlei Klagen,
Doch verstand er jedem Antwort zu sagen.
Niemand hat gehört, noch gesehn,
Daß an einem Tage wär' geschehn
So manche Klage von Vögeln und Thieren,
So listiger Rath, so scharfes Visiren,
Als da man da hörte und vernahm.
Wenn aber Reinecke an's Antworten kam,
Ward nie schönere Ausflucht vernommen,
Als da aus Reineckes Mund ist gekommen.
Er entschuldigte sich von allen Dingen,
Die man wider ihn mochte bringen,
Daß es all' die Herr'n zu wundern begonnte,
Wie schöne Rede Reinecke konnte,
Und sich der Sachen all' entschlagen,
Die man wider ihn mochte sagen.
Zuletzt, daß ich die Rede nicht länge,
Brachten ihn Zeugen in's Gedränge,
Deren Redlichkeit außer Zweifel war;
Die zeugten wider ihn laut und klar,
Daß er schuldig sei der Missethat.
Da ging der König in den Rath;
Sie stimmten ihm einhellig bei,
Daß Reinecke des Todes schuldig sei.
D'rum solle man ihn binden und fangen,
An seinem Halse ihn lassen hangen.
Da halfen ihm kluge Worte nicht viel.
Nun ging es Reinecken aus dem Spiel;
Der König selber das Urtheil sprach.
Reinecke erschrak, als rührt ihn der Schlag;
Auch ward er jetzt ohn' alles Weilen
Gefangen und gebunden mit Seilen.

(Aus dem Niederdeutschen übersetzt von Karl Simrock.)

Theobald Höck, geboren 1573 in der Pfalz, lebte zu Wittingau in Böhmen als Sekretär eines vornehmen Mannes. Von seinem Leben, sowie von seinen Gedichten ist nur wenig bekannt, da man erst seit kurzer Zeit auf ihn aufmerksam geworden, und zudem die Sammlung seiner Gedichte, die er 1601 unter dem Namen Othlebad Oekh herausgab, sehr selten ist. Den Namen Othlebad Oekh bildete er durch Versetzung der Buchstaben seines wirklichen Namens. Diese Sammlung besteht aus Liebesliedern und Gelegenheitsgedichten aller Art, die unbedingt zu den besten Erscheinungen der Zeit gehören. Sie sind im ächten Volkston gedichtet, und halten sich auch ganz an die willkührliche Form der Volksdichtung.

**Das Glück.** (Von Theobald Höck.)

I.

Man sagt, wem's Glück wohl pfeifet,
Der mag wohl lustig tanzen,
Wem's Glück zum Würfel greifet,
Der gewinnt oft manche Schanzen,
Mit Freuden mag er umherschranzen.

II.

Wem's Glück das Hörnlein bläst,
Der fängt, wenn Andere jagen;
Glück, wem du Felder sä'st,
Der kann das Getreid' heimtragen;
Darf Niemand ihn d'rum fragen.

III.

Wem's Glück ist Kellner, Koch,
Der trinkt, wenn ihn thut dürsten,
Ißt, wenn ihn hungert noch;
Das Glück oft gleich thut bürsten
Den Bettler wie den Fürsten.

IV.

Wenn's Glück das Fähnlein schwinget,
Da gibt's gut Beut' und Kriegen,
Wenn's Glück dem Eh'paar singet,
Da ist gut Kinder wiegen
Und leben ohne Trügen.

V.

Doch ist selbst jeder Schmid
Seines eig'nen Glücks allzeiten;
Wer sich wohl bettet damit,
Der wird auch liegen mit Freuden,
Ob man ihn gleich thut neiden.

VI.

Dein Glück fliegt nicht von dir,
Was dir auf Erd' beschaffen,
Schau nur, wenn's vor der Thür,
Daß du's nicht thust verschlafen,
Brauch' Mittel, Zeit und Waffen.

Johannes Domann aus Osnabrück gebürtig, war Syndicus des hanseatischen Bundes und später Gesandter desselben im Haag, wo er 1618 starb. Von seinem Leben ist nichts weiter bekannt, ebenso wenig, ob er außer dem „Lied von der alten deutschen Hansa", noch andere Gedichte verfaßt hat. Das Genannte gehört, trotzdem es in lyrischer Strophenform abgefaßt und als Lied bezeichnet ist, zur Gattung der didaktischen Poesie und zeigt nicht nur des Verfassers poetisches Talent, sondern auch dessen edle Gesinnung und die innigste Freiheits- und Wahrheitsliebe. Es enthält als der Ausdruck eines ächten Republikaners die trefflichsten Anweisungen an seine Mitbürger, wie sie, wenn sie auch einen Theil ihrer Macht verloren hätten, den andern Theil ihrer Freiheit würdig benutzen und bewahren könnten. Das Gedicht ist ganz in der volksthümlichen Sprache abgefaßt. Auch hat es die volksthümlichen Ausdrücke, Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten beibehalten, und wenn dasselbe auch im Ganzen etwas breit und weitschweifig erscheint (es enthält 90 Strophen), so ist doch jede einzelne Strophe an Inhalt und Darstellung so vortrefflich, und anziehend, daß man die zu große Ausdehnung darüber vergißt.

Hier sind nur einige der schönsten Verse vom Anfang und der Mitte gegeben:

**Aus dem „Liede von der alten deutschen Hansa. Im Tone des Rolands, oder wie es einem Jeden besser gefällt, zu singen."**

1.

Wohlan, laßt uns eins singen,
Ein Lied und neu Gedicht,
Ob's besser wollt' gelingen,
Als wenn man sagt und spricht.

Was schad's, einmal gesungen,
Wenn sagen nicht viel gilt,
Es ist schon oft gelungen,
Was man im Scherz gespielt.

2.

Die Welt ist zwar geneiget
Nach ihrem stolzen Kropf,
Daß sie, wer Wahrheit geiget,
Die Geige schlägt an Kopf;
Und dennoch soll man wissen.
Was Wahrheit und gut ist;
D'rum seid hierher beflissen
Und merkt, was euch gebricht.

3.

Euch, Hansa=Städt', ich meine,
Wo ihr gelegen seid;
Denn euch ist es alleine
Zu Ehren zubereit.
D'rum thut es nicht verachten,
Halt't an der Wahrheit fest,
Darnach thu' ich auch trachten,
Such' nichts, als euer best'.

33.

Vor allem thut euch fleißen,
Daß ihr Gott habt zum Freund,
Deß könnt ihr dann genießen,
Daß ihr mehr haben könnt;
An Gott ist es gelegen,
Sollt ihr recht werden froh,
Denn ohne seinen Segen
All' Hände dreschen Stroh.

34.

Danach, wie gering und wenig,
Daß eurer immer sind,
Bleibt mit einander einig,
Wie jener lehrt sein Kind,
Da er viel Besenreißer
Gefasset in ein Bund,
Die doch kein Stark, noch Weiser
Mit Macht zerbrechen kunt.

35.

Da er sie aber theilet
Und einzeln leget dar,
Da ward nicht mehr gefeilet,
Man bracht' sie alle gar;
Also, vermehrt und stärket
All' Ding' die Einigkeit,
Wie man nichts Gut's vermerket
Aus der Zweihelligkeit.

36.

Wenn ihr die Augen wendet
Ein wenig hin und her,
So müßt ihr sein verblendet,
Sollt' ihr nicht merken sehr,
Wie daß die nächsten Jahre,
Da man's vermuthet nicht,
Durch so gar wenig Schaaren,
Groß' Dinge sind verricht.

37.

So seid nun auch einträchtig,
Halt an einander fest,
So seid ihr leicht so mächtig
Auch bei dem treuen Rest,
Daß ihr wohl könnt' vertreiben,
Die ohne Fug und Recht
An euch sich wollen reiben,
Dürft' nicht sein and'rer Knecht.

38.

Von Fremden thu' ich sagen,
Deß müßt ihr sein bericht,
Die euch ohn' Fug nachjagen:
Denn, wem ihr seid verpflicht
Zu Zöllen, Schoß und Ehren,
Und was des Dings mehr ist,
Dem thut es auch gewähren
Treulich ohn' Gefahr und List.

39.

Es kann wohl steh'n beisammen,
Hat unter sich kein Streit,
Daß man in Gottes Namen
Treu bleib' der Obrigkeit;
Geb' andern auch die Ehre,
Behalt sein' Freiheit doch,
Sich nähre, schütz' und wehre,
Zieh nicht an fremdem Joch.

Georg Thyne, eigentlich Klee, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, ging von seiner Vaterstadt Zwickau nach Wittenberg, um Theologie zu studiren. Als er seine Studien beendet hatte, ward er Lehrer in Magdeburg; 1548 Rektor in Zwickau, von wo er 1550 ebenfalls als Rektor nach Wernigerode ver-

setzt ward. Er starb 1561 in Wittenberg; ob er dort zuletzt eine ähnliche Stelle bekleidete, wie in Wernigerode, ist unbekannt. —

Er verfaßte ein episches Gedicht, welches auf einer Familiensage der Familie von Walmoden beruhte und mit der die Sage von Heinrich dem Löwen und die von dem Mann, der sich nie fürchtet, verwebt wurde. Dem Gedicht, welches den Titel führte: „Des edlen und streitbaren Helden Thedel Unverfehrden von Walmoden männliche und ritterliche Thaten und Abenteuer", liegt die Idee zu Grunde, den Sieg der wahren Frömmigkeit gegen die Versuchungen des Teufels darzustellen; es beginnt mit der Erzählung der Geburt und Taufe des Helden Theodulus oder Thedel genannt, berichtet dann ferner, wie Thedel einst auf der Jagd den Teufel gesehen habe, in Gestalt eines schwarzen Mannes auf einer Ziege reitend, der sich ihm zum Dienst angeboten und ihm ein schwarzes Pferd, womit er durch die Luft reiten könne, wohin er wolle, versprochen habe, mit der einzigen Bedingung, nicht zu sagen, von wem er es bekommen, sonst müsse er in drei Tagen sterben. Thedel habe dieses Anerbieten im Namen des Herrn Christus und im festen Glauben an denselben angenommen, und sei zuerst in des Teufels Begleitung nach Jerusalem gezogen, wo er Herzog Heinrich den Löwen traf, der ihn mit Briefen an seine Gemahlin wieder heimsandte. In drei Tagen hatte er die Reise hin und her auf seinem Pferde zurückgelegt, doch ging er allen Fragen über sein Pferd und seine Reise aus dem Wege. Nachdem er von Jerusalem zurückgekehrt und seine Frau begrüßt hatte, ritt er in zwei Tagen nach Braunschweig zu Herzog Heinrichs Gemahlin, ihr die Briefe ihres Gemahls zu übergeben, und ward von ihr sehr gut empfangen; doch nicht lange hielt er sich dort auf und ritt von da zum Grafen Schladen, wo er von dem Teufel, der über sein Gottvertrauen erzürnt war, vielfache Versuchungen und Gefahren zu bestehen hatte, die er aber alle in unerschütterlicher Frömmigkeit überwand. Ebenso wenig konnten ihn die Versuche einiger seiner Feinde, ihn zu schrecken, in Angst jagen, da er die Furcht gar nicht kannte. Endlich, nach langen Jahren, zog Thedel, nachdem sein Weib gestorben, auf seinem schwarzen Rosse nach Liefland, um die Heiden zu bekehren, und war dort eins der besten und frommsten Glieder des Deutschordens. Einst begehrte der Ordensmeister zu wissen, von wem er das Pferd habe. Thedel bat, davon zu schweigen, da er, wenn er es sage, am dritten Tage sterben müsse, wenn es aber der Meister trotzdem befehle, würde er es mittheilen. Der Meister hoffte, daß er dem Tode entgehen könne, und bestand auf der Mittheilung. Thedel nahm von der Welt Abschied, empfing das heilige Sakrament, bestieg sein Pferd, und erzählte seinen ganzen Lebenslauf. Sogleich ging das Pferd mit ihm durch und lief drei Tage im Gebirge umher. Die dritte Nacht entschlief Thedel sanft bei einem Christusbilde. —

**Aus des edlen Helden Thedel Unverfehrden von Walmoden Thaten.**

Schluß: **Zug nach Liefland, Heidentaufe, Tod.**

Nach diesem Zug des Thedels Weib
Verschied aus dieser Zeitlichkeit.
Er brachte sie mit großer Pracht
Bei Fackelschein in schwarzer Nacht
Nach Goslar in die Kaiserstadt,
Berief da einen edlen Rath,
Und übergab da seinem Sohn
Die Güter all' und zog davon.
Er zog auf seinem schwarzen Pferd
Zum Orden von dem heiligen Schwert
Nach Liefland, Heiden zu bekehren,
Darin war er ganz unverfehren.
In kurzer Zeit das ganz Liefland
Kam meist durch ihn in Ordenshand,
Der Deutschmeister ihn, den Unverfehrd,
Von allen hielt so lieb und werth.
Er ließ den Heiden keine Ruh,
Er taufte sie nur immer zu,
Es mußten d'ran arm oder reich,
Jung, alt, groß, klein, wohl alle gleich.
Der Deutschmeister da zu wissen begehrt,
Wie er gekommen zu dem Pferd,
Das sicher ihn in den Gefahren
Vor allen andern kann bewahren.
Herr Thedel bat, davon zu schweigen,
Am dritten Tag' würd' es sich zeigen,
Wenn er es hätt' bekannt gemacht,
Er würd' verscheiden in der Nacht;
Doch würd' er treu der Ordenspflicht
Es sagen, wie er es gekriegt.
Der Meister sich verwundert sehr,
Steht doch nicht ab von Ordensehr',
Hofft, daß Herr Thedel könn' entgehen,
Will vom Befehl nicht abstehen.
Herr Thedel bat um vierzehn Tag',
Daß er der Welt den Abschied sag',
Empfing das heilige Sakrament,
Bereitet sich zum letzten End,
Besteiget dann sein schwarzes Pferd,
Erzählt sein Leben unverfehrd.
Da geht das Pferd gleich mit ihm durch,
Drei Tage irrt er im Gebirg;
Die dritte Nacht beim Christusbild,
Er sinkt herab, entschlafen mild.
Also kam er aus dem Elend,
Also hat die Geschicht' ein End'.

Eucharius Eyering, wahrscheinlich 1520 zu Königshofen im Grabfeld geboren, widmete sich, nachdem er, noch ganz jung, von der katholischen Kirche zur lutherischen übergetreten war, dem geistlichen Stande. Näheres ist über sein Leben nicht bekannt. Man vermuthet, daß er im Jahre 1567 zu Straufdorf in Sachsen-Coburg als Pfarrer starb.

Er verfaßte außer einer Umdichtung der Evangelien, die er „Sommer- und Wintertheil der Evangelien" nennt und die ganz ohne poetischen Werth sind, noch eine Sammlung von Gedichten, welche er herausgab unter dem Titel: „Etliche viel hundert lateinischer und deutscher schöner lieblicher Sprichwörter mit schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten geziert." Er hat darin eine ziemlich große Anzahl von Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten, Gleichnissen und dergleichen gesammelt. Jedem Sprichwort folgt eine Erklärung und dann eine erläuternde Geschichte. Sprache und Darstellung sind in diesen Gedichten unbeholfen, und man sieht es ihnen an, daß der Verfasser nicht das poetische Talent eines Hans Sachs hatte; doch sind die Gedichte dadurch für die Literatur wichtig, daß viele der im Volk lebenden Mährchen, Sagen und Erzählungen aufbewahrt wurden, die sonst vielleicht verloren gegangen wären.

Lazarus Sandrub, von dem gar nichts Anderes bekannt ist, als daß er sich in seiner Gedichtsammlung einen Studiosus der Philosophie und Theologie und einen besondern Liebhaber der Poeterei nennt. Er muß zu Ende

des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts gelebt haben, da seine Gedichte 1618 gedruckt worden sind.

Diese Sammlung führt den Titel: „Historische und poetische Kurzweil, darinnen allerhand kurzweilige, lustige und artige Historien, schöne, anmuthige, poetische Gedichte, höfliche Possen und Schwänke, zur Vertreibung der Maulhenchelei (Melancholie) reimweise verfaßt und begriffen sind,“ und besteht meist aus kleinen Anekdoten und Scherzreden, von denen man viele noch in Kalendern und im Volksmunde antrifft. Der Verfasser hatte darin keine andere Absicht, als zu unterhalten und Lachen zu erregen. Daher ihm auch jeder Stoff gleich lieb ist. Er entnahm diese Anekdoten und Erzählungen theils aus mündlicher Ueberlieferung, theils aus frühern Schriftstellern, und brachte sie in Reime; großen poetischen Werth besitzen sie nicht. —

### Aus Lazarus Sandrub.

### „Historische und poetische Kurzweil“.

**Von einem, der beichtet, wie er Tuch gestohlen habe.**

Ein Mann hat ein Stück Tuch gestohlen,
Und beicht's seinem Priester unverhohlen;
Derselbe that sich wundern darob
Und sprach: „Ei, ei, das ist zu grob.“
Der Mann sprach: „Ja, mein lieber Herr,
Mein Weib hierüber auch klagt sehr,
Daß es zu grob gewesen sei,
Hat mir auch angedeut dabei,
Ein flächsernes sollt ich haben genommen,
Das wäre mir dann gar wohl bekommen,
Daß sie mir Hemden d'raus gemacht;
Hab demnach übel mich bedacht.

## c) Prosaiker.

Johannes Pauli, Georg Wickram, Hans Wilhelm Kirchhof, Johann Agricola, Sebastian Frank.

Johannes Pauli war jüdischer Abkunft und lebte, nachdem er zum Christenthum übergetreten war, eine Zeit lang in Straßburg. Er trat hierauf in den Franziskanerorden und war zuerst Lesemeister in Willigen, dann Lesemeister im Barfüßer-Kloster zu Thann im Elsaß, wo er sich 40 Jahre lang aufhielt und auch gestorben zu sein scheint. Er gab im Jahre 1522 eine prosaische Sammlung volksmäßiger Erzählungen, Anekdoten und kleine Novellen, unter dem Titel: „Schimpf und Ernst“ (d. h. Scherz und Ernst) heraus, die so großen Beifall fand, daß davon gegen 30 Ausgaben erschienen. Daß er zu seiner Sammlung ältere, sowohl ausländische, als auch deutsche Bücher, z. B. den Petrarca, den Boccacio und das Buch von den sieben weisen Meistern benutzte, sagt er selbst in der Vorrede zu einer der Ausgaben; doch besaß er eine so eigenthümliche Art zu erzählen, daß seine Geschichten einen ganz andern Charakter wie jene an sich tragen. Er berichtet einfach die Thatsachen, ohne jede Ausschmückung und ohne alle Nebenumstände, dabei bedient er sich ganz der Sprache und Ausdrucksweise des Volks, wodurch seine Darstellung kräftig und lebendig wird. Unter allen derartigen Sammlungen von Erzählungen und Anekdoten, poetischen wie prosaischen, welche

in dieser Literaturperiode sehr häufig sind, hat die seinige den meisten poetischen Werth, und bietet sowohl durch die Darstellungsweise, als auch durch die Fülle des mitgetheilten Stoffes das meiste Interesse dar.

## Aus Johannes Pauli „Schimpf und Ernst".

### Wie ein Hirt ein Abt ward.

Zur Zeit war ein Abt, der hatte einen Edelmann zum Voigte. Der Edelmann war dem Abt nicht hold, und konnt' doch kein Ursach gegen ihn finden; schickt zu dem Abt und sagt zu ihm: „Mönch, du sollst mir drei Fragen beantworten, in drei Tagen: zu dem ersten sollst du mir sagen, was du von mir hältst; zu dem andern, wo es mitten auf dem Erdreich sei; zum dritten, wie weit Glück und Unglück von einander sei. Beantwortst du die drei Fragen nicht, so sollst du nicht länger Abt sein." Der Abt war traurig und kam heim, und ging auf das Feld spazieren und kam zu einem Sauhirten, der sprach: „Herr, ihr seid gar traurig, was beißt euch?" Der Abt sprach: „Was mir anliegt, da kannst du mir nicht helfen." Der Sauhirt sagt: „wer weiß es, sagt es mir!" Der Abt sagt es ihm: die drei Fragen muß ich beantworten." Der Hirt sprach: „Herr, seid guter Ding und fröhlich; die Fragen will ich wohl beantworten; wenn der Tag kommt, so leget mir eine Kutte an." Der Tag kam, und der Abt mit seinem Bruder kam, oder schickt ihn hinein in seinem Namen. Der Edelmann sprach: „Aebtlein, bist du hier?" — „Ja, Junker", sprach der Abt. — „Wohlan, was sagst du auf die erste Frage? Was hältst du von mir?" Der Abt sprach: „Junker, ich schätz' euch für 28 Pfennige." Der Junker spricht: Nicht besser? — Der Abt sprach: „Nein." Der Junker sagt: „Warum?" Der Abt sprach: „Darum; Christus ward für 30 Pfennige gegeben, so achte ich den Kaiser für 29 Pfennige, und euch für 28." „Das ist wohl beantwortet! Nun die andere Frage: Wo ist es mitten auf der Erde?" Der Abt sprach: „Mein Gotteshaus ist mitten auf der Erde, und wollt ihr mir es nicht glauben, so messet es aus." Auf die dritte Frage: „Wie weit ist Glück und Unglück von einander?" Der Abt sprach: „Nicht weiter, denn eine Nacht, denn gestern war ich ein Sauhirt, heute bin ich ein Abt." Der Junker sprach: „Bei meinem Eid, so mußt du Abt bleiben." Und blieb auch also Abt; er hielt aber den alten Abt auch in Ehren, wie auch billig war.

Georg Wickram lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Stadtschreiber zu Burgheim im Elsaß. Näheres ist über sein Leben nicht bekannt. Er war einer der thätigsten und talentvollsten prosaischen Schriftsteller seiner Zeit. Er gab unter dem Namen „Rollwagenbüchlein" eine ähnliche Sammlung, Erzählungen und Anekdoten wie Johannes Pauli heraus, und verfaßte außerdem fünf theils längere, theils kürzere Romane.

Das Rollwagenbüchlein, welches diesen Titel führte, weil es zur Unterhaltung auf dem Rollwagen, d. h. Postwagen dienen sollte, ist unter Wickrams

Schriften die bedeutendste. Er benutzte dazu, wie auch Pauli, ältere, sowohl deutsche, wie fremde Werke, mehr aber noch, wie jener, bearbeitete er die im Volk lebenden Erzählungen. Seine Darstellung ist auch, gleich der Pauli's einfach und schlicht, doch nicht ohne Anmuth, nur zuweilen gab er seinen Geschichten eine größere Ausdehnung durch Ausschmückungen und Erzählungen der Nebenumstände. In seinen Romanen, zu denen er die Stoffe meist den ausländischen Novellen entnahm, ahmte er mit viel Glück die damals schon sehr verbreiteten Volksbücher nach.

Der „Goldfaden" erzählt die Geschichte eines armen Hirtenknaben, der, durch seine vortrefflichen Eigenschaften und vom Glück begünstigt, der Schwiegersohn und später der Nachfolger eines reichen Grafen wird. Dasselbe wurde 1809 von Clemens Brentano erneuert herausgegeben. —

Aehnlichen Inhalts wie der Goldfaden ist die „Historie von dem Anfang und Ausgang der beginnenden Liebe." — „Der irre reitende Pilger" ist eine Art von Reisebeschreibung, welche zu dieser Zeit anfingen, beim Volk sehr beliebt zu werden. Mehr belehrender Art sind die beiden Romane: „Der jungen Knaben Spiegel", und „Von guten und bösen Nachbarn"; beide haben die Absicht, im Gewande des Romans jungen Leuten weise Lebensregeln zu ertheilen.

Hans Wilhelm Kirchhof lebte zu Ende des 16. Jahrhunderts, war aus Hessen gebürtig und durchzog als Soldat Norddeutschland und Franken. Auf diesen Zügen hatte er vielfach Gelegenheit, eine große Anzahl von volksmäßigen Geschichten, Anekdoten und Schwänken zu sammeln, die er lebendig und nicht ohne Kunst erzählte und unter dem Titel: „Wend-Unmuth" herausgab. Diese Sammlung war ihrer Zeit so beliebt, daß er sie nach und nach auf sieben Theile vermehrte.

Johann Agricola, eigentlich Schnitter oder Schneider, geboren den 10. April 1492 zu Eisleben, daher auch Magister von Eisleben genannt. Er studirte zu Wittenberg und wurde dann Rektor in seiner Vaterstadt; 1526 begleitete er den Churfürsten Johann von Sachsen als Prediger auf den Reichstag nach Speyer, 1530 wurde er Hofprediger des Grafen Albrecht von Mansfeld. 1536 wurde er als Professor nach Wittenberg berufen, gerieth aber dort bald mit Luther und Melanchthon in einen so heftigen religiösen Streit, daß er sich genöthigt sah, aus Wittenberg zu flüchten; er wandte sich nach Berlin, ward da vom Churfürsten von Brandenburg zum Hofprediger und Generalsuperintendenten ernannt, und starb dort den 22. September 1566, nachdem er sich wieder mit Luther und seinen Freunden versöhnt und seine gegen dieselben ausgesprochene Meinung zurückgenommen hatte.

Agricola erwarb sich ein bleibendes, nicht unbedeutendes Verdienst um die deutsche Literatur durch seine ächt volksthümliche Sammlung und Auslegung deutscher Sprichwörter. Sie erschienen zuerst unter dem Titel: „Drei hundert gemeiner Sprichwörter", dann folgte ein zweiter Theil: „Fünftehalbhundert neuer Wörter", und etwas später erschienen diese beiden Theile ver-

einigt, sowohl in niederdeutscher, als in hochdeutscher Sprache. Noch etwas später gab er eine neue Sammlung heraus: „Fünfhundert gemeiner neuer deutscher Sprichwörter, für die, so an Höfen sein müssen, damit zu trösten." Seine Erklärungen und Auslegungen der Sprichwörter sind von vaterländischem Geiste, sowie von redlichem und frommem Sinn durchdrungen, dabei enthalten sie viele treffende Bemerkungen über das Leben im Allgemeinen, sowie auch insbesondere über die damaligen Zustände. Sprache und Darstellung sind einfach, klar und fließend; auch führte er oft passende Stellen aus ältern Dichtern, wie Freidank, Hugo von Trimberg und Andern an. Außer diesen Sprichwörtersammlungen verfaßte er auch einige nicht unbedeutende Kirchenlieder in niederdeutscher Sprache und eine Auslegung der Epistel an die Kolosser. —

## Aus Johann Agricola's.
## „Sprichwörtersammlung."

### Selbst ist der Mann.

Dies ist ein altsächsisch Sprichwort: „Selbst ist der Mann". Alle Sachen gehen frisch für sich, wenn einer seine Sache selbst angreift, denn einem jeglichen ist seine eigene Sache mehr angelegen, denn eines Andern. Darum ist einer fleißiger und emsiger denn ein Andrer, den sie nicht angeht. Man befehle oder vertraue andern Leuten, wie man will, so geht es doch nicht halb so von Statten, als wenn der selbst dabei ist, den die Sache angeht. Verlasse sich nur Niemand auf einen Andern, er thue selbst, was er kann, soll ihm anders Glück und Heil widerfahren, wie das Sprichwort uns auch lehret. Der Herr befiehlt dem Knecht, das Pferd zu füttern, den Acker zu düngen, und ander Gewerb auszurichten; der Knecht sagt allezeit, er habe es gethan; sieht aber der Herr nicht selbst mit zu, so wird das Pferd oft ungefressen, der Acker ungedüngt und der Befehl unausgerichtet bleiben. Siehet er aber zu, so muß der Knecht in allem seinem Vornehmen eine Scheu haben und desto fleißiger sein.

Sebastian Frank, von dessen interessantem und vielbewegtem Leben nur Einzelnes bekannt ist, wurde 1500 zu Donauwörth geboren. Bis zum Jahre 1527 fehlen alle nähern Nachrichten über ihn; in dem genannten Jahre erschien zu Nürnberg, wo er damals lebte und verheirathet war, sein erstes Buch. 1531 wurde er, wie es heißt, aus Nürnberg verwiesen, zog nach Straßburg und gab dort sein zweites Buch, eine Welt-Chronik, heraus. Wegen „ketzerischer Ansichten", welche das Buch enthalten sollte, ward er eine Zeit lang gefangen gehalten und dann auch aus Straßburg verbannt.

Er begab sich 1533 nach Ulm (wo er sich bis dahin aufgehalten, ist unbekannt), errichtete dort eine Buchdruckerei, und gab ein drittes Buch: „Paradoxa" oder „Wunderreden" betitelt, heraus, welches ihm nochmalige Verbannung und den Verlust des erst erworbenen Bürgerrechts zuzog. Seine

Schicksale von nun an sind wieder in Dunkel gehüllt, man weiß nur, daß er um 1545 in Basel gestorben ist, wo er gleichfalls eine Buchdruckerei besessen zu haben scheint. Der allgemein verbreiteten Ansicht nach soll er ein Wiedertäufer gewesen sein, doch widersprechen seine philosophischen Schriften, in denen er sich auf das Entschiedenste gegen die genannte Sekte ausspricht, dieser Meinung; vielmehr geht aus denselben, in denen er sich sowohl von den Ansichten der protestantischen, wie der katholischen Religion entfernte, seine mystische Richtung hervor.

Für die Literatur ist er ebenso wichtig durch seine, für die damalige Zeit vortreffliche Sprache, die in seinen geschichtlichen und philosophischen Werken herrscht, als auch durch die Sammlung von ächt volksthümlichen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die er herausgab. Schon dadurch, daß Frank alle seine Werke in deutscher Sprache schrieb, ward er für dieselbe von außerordentlicher Bedeutung, die noch vermehrt wurde durch die Lebendigkeit und Volksthümlichkeit seiner Schriften. Seine historischen Werke, die von Verstandesschärfe, wie auch von Wahrheits- und Vaterlandsliebe zeugen, sind: 1) „Chronik der Türken," das unbedeutendste dieser Bücher; 2) „Chronika, Zeitbuch und Geschichtsbibel von Anbeginn der Welt bis zum Jahr 1531"; 3) „Chronika von ganz Deutschland" und endlich; 4) „ein Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens", der erste deutsche, höchst gelungene Versuch einer Geographie, die zugleich die umfassendsten Nachrichten enthält über die Bewohner der Länder, ihre Sitten, Gebräuche, Kleidungen, Religion, Verfassung und dergleichen. Seine philosophischen Schriften, die er auch im Hinblick auf die Bedürfnisse des Volkes in deutscher Sprache abfaßte, bestehen außer zweien, aus dem Lateinischen übersetzten Werke in drei Büchern: 1) „Wie alle Kunst und Kreatur dem eitlen, unreinen Menschen eitel und unrein sei, dagegen allein rein dem Reinen"; 2) „Lob des göttlichen Wortes" und 3) „Paradoxa oder Wunderreden."

Seine Sprichwörtersammlung, die viel reichhaltiger, ist wie die Agricola's, ist so abgefaßt, daß oft nur gleichbedeutende Sprichwörter oder Redensarten zusammengestellt sind, oft auch wieder die Sprichwörter von Betrachtungen begleitet, welche sich zwar nicht immer unmittelbar auf dieselben beziehen, aber doch von ihnen hervorgerufen werden, denen oft endlich auch Fabeln, Parabeln und Erzählungen aller Art zur Erklärung beigefügt sind. Es zeigt diese Sammlung dieselbe edle Gesinnung wie seine anderen Schriften, und auch was Sprache und Darstellung betrifft, stehen sie diesen gleich. —

## Aus der Sprichwörtersammlung von Sebastian Frank.

### Anfang.

Begonnen ist halb gewonnen,
Wohl angerannt ist halb gefochten.
Ein jedes Ding will einen Anfang haben.
Eine Reise oder Arbeit anfangen, ist halb gethan,
Das Kreuz gefaßt, ist halbe Last.

Nimm dich eines Dings an, so ist's halb gethan;
Wer aber immer zuckt, der richtet nimmer was aus.
Mägd', die geweckt werden, sagen: ja, ja, entschlafen
Aber wieder; aber das Hemd gezuckt und sich
Danach gebückt, ist halb aufgestanden.
Das Kreuz ist schwer, ehe es gefaßt wird, aber
Gefaßt, ist's halb getragen.

**Es kommt selten das Best' hernach.**

Die Welt wird je älter, je ärger, darum hat sie das aus Erfahrung, daß die Kinder allewege an Bosheit ihre Väter übertreffen und die künftigen Herrn und Weiber die vorigen fromm machen. Eine Frau hatte einmal für einen Tyrannen gebetet, daß sich der Tyrann selbst verwunderte, wohl wissend, daß seinen Tod jedermann begehrte, schickte er zu dem Weibe, die Ursache ihres Gebetes zu erfahren. Sie antwort' ihm einfältig: „Ich bat für deinen Vorgänger, daß er stürbe, da kamst du, der noch ärger ist, danach. Jetzt bitt' ich, daß dich Gott leben lasse, sorgend, es käme noch ein böserer, denn du. Der Tyrann ließ sich die Antwort gefallen; drum sind die folgenden Leute und Zeiten allewege ärger, wie auch die Schrift zeigt, und kommt selten das Best' hernach. Denn im Käswasser da liegen die Matten am Boden. Dann begehrt man der alten Herrn, so man die neuen kennen lernt, sprach Aesopus.

## Fünfte Gruppe.

## Dichter geistlicher Lieder vor Luther.

Johannes Tauler, Hermann, Mönch zu Salzburg, Heinrich von Laufenberg, Martin Mylius. —

Johannes Tauler, geboren 1290 zu Straßburg. Er trat 1308, einem bedeutenden Vermögen entsagend, in den Bettlerorden der Dominicaner, und studirte in Paris Theologie. Von da zog er nach Köln, wo er des berühmten Eckhards Schüler und von diesem eingeweiht ward in die Lehren der Philosophie und des Mysticismus, zugleich erwarb er sich dort durch seine Predigten einen hohen Ruf.

Einst wurde er im Jahre 1340 von einem ausgezeichneten Manne, einem Laien, belehrt, daß er in seinen Predigten den rechten Weg verfehle, da er nur sich selbst suche, nicht aber nach jener innern Beschaulichkeit strebe, welche allein zu Gott führen könne. Die ganze Erscheinung dieses Mannes machte auf Tauler solchen Eindruck, daß er sich zwei Jahre des Predigens enthielt, nach dieser Zeit aber, in welcher er sich ganz dessen Leitung anvertraut hatte, trat er wieder auf und predigte im Geiste seines neuen Lehrers mit noch viel größerem Beifall, da seine Predigten jetzt volksthümlicher gehalten und auch freier waren von mystischen Spekulationen. Von Köln zog Tauler nach seiner Vaterstadt Straßburg, wo er noch eine Reihe von Jahren mit hingebendstem Eifer als Prediger und Seelsorger segensreich wirkte, und dort

den 16. Juni 1361 starb. Sowohl durch die Reinheit seines eigenen Wandels, als auch durch die Kraft seiner Predigten hatte sich Tauler einen solchen Ruf erworben, daß man nach seinem Tode von Wundern erzählte, die an seinem Grabe geschehen sein sollten. Die Entschiedenheit aber, mit welcher er nach der Wahrheit strebte, brachten ihn oft mit Glaubenssätzen der Kirche in Conflict, und er zog sich dadurch mancherlei Verfolgungen zu, so daß er endlich sogar vom Pabste in den Bann gethan wurde.

Taulers Predigten und Erbauungsschriften, die auf die Entwicklung der deutschen Sprache den wesentlichsten Einfluß geübt haben, zeichnen sich durch lebendige und eindringliche Darstellung, sowie durch den Geist tiefer Frömmigkeit und echt christlicher Liebe aus. Die größte und wichtigste unter seinen Erbauungsschriften ist die von der Nachfolge des armen Lebens Christi, in welcher er, wie später Thomas a Kempis, Anweisung zu einem christlichen, tugendhaften Wandel gibt. In einer der ältern Ausgaben seiner Predigten ist in einem Vorberichte die Geschichte seiner Wiedergeburt, wie er sie nennt, in schöner und treuherziger Weise erzählt. Taulers geistliche Lieder, so viel bekannt sechs, tragen sämmtlich das Gepräge seiner mystischen Richtung an sich; doch hat er sich noch am meisten von den Abirrungen derselben freigehalten, da die Lieder der spätern Mystiker durch das Haschen nach schönen und gewählten Bildern oft einen unangenehmen Eindruck machen, was bei den seinigen nicht der Fall ist; übrigens zeigen auch sie, wie seine prosaischen Schriften die tiefe Frömmigkeit, die ihn erfüllte.

Da in der deutscheu Literatur öfter Männer vorkommen, die, wie auch Tauler, zu den sogenannten Mystikern gehören, so ist es nöthig, daß man sich erst einen richtigen Begriff von dem, was man Mysticismus nennt, verschafft; zumal da über diesen Ausdruck die allerentgegengesetztesten Meinungen herrschen, und bei Manchen der Mysticismus gleich Ueberspanntheit gilt, während er wieder bei Andern für etwas unendlich Tiefes, hoher Achtung Würdiges, und nur seltenen Geistern Zugehöriges angesehn wird. Der Ausdruck Mystiker kommt aus dem Griechischen und Mystikos heißt einer, der die Augen verschließt; daher bedeutet Mysticismus etwas Verschlossenes, Geheimnißvolles, für den äußern Sinn Unzugängliches, und daher für die äußern und sinnlichen Menschen etwas Verborgenes. Mysticismus hieß also ursprünglich die Richtung des Gemüths auf das Uebersinnliche, Geistige, und eben deßhalb für den großen Haufen der Menschen Verschlossene. Aus der Bedeutung dieses Wortes geht es hervor, daß jede Religion, die ja das Gefühl des Göttlichen und Unendlichen, und die Wahrnehmung desselben in der Seele ist, ein mystisches Element in sich trägt; vor allem aber ist es erklärlich, daß insbesondere die christliche Religion, als diejenige, die ihren Mittelpunkt darin hat, daß Gott im Geist allein soll verehrt und angebetet werden, mehr als jede andere solche mystische Elemente in sich enthält, und da sie auch von der praktischen Seite auf Ertödtung des irdischen Menschen, auf Verläugnung der Welt und auf Einkehr in sich selbst dringt, so kann der Cultus des Christenthums eben die Religion

des Mysticismus genannt werden. Woher aber kommt es nun, daß diejenigen, welche eine solche Richtung in ihrem Leben genommen haben, sich gewöhnlich von dem Wege der Klarheit und Wahrheit entfernen? Daher, weil sie eben nur von der einen Seite das Christenthum auffaßten, von der innerlichen nämlich, um nach innen den Menschen zurückzuführen. Sie übersahen aber die andere Seite, nach welcher der Mensch im Leben mit geistiger Kraft bildend, schaffend und erneuernd wirken soll; so daß bei den Mystikern überall mehr die leidende, als die thätige Seite des religiösen Gefühls hervortritt; und hier hebt dann der Mißverstand an, der allerdings zu gefährlichen Verirrungen führen kann.

**Weihnachtslied** von Tauler.

I.
Uns kommt ein Schiff gefahren,
Es bringt eine schöne Last,
Darauf viel Engelschaaren
Und einen großen Mast.

II.
Das Schiff kommt uns geladen,
Gott Vater hat's gesandt;
Es bringt uns große Staden (Hülfe),
Jesum, unsern Heiland.

III.
Das Schiff kommt uns geflossen,
Das Schifflein geht an Land,
Hat Himmel aufgeschlossen,
Den Sohn herausgesandt. —

IV.
Maria hat geboren
Aus ihrem Fleisch und Blut,
Das Kindlein auserkoren,
Wahrer Mensch und wahrer Gott.

V.
Es liegt hier in der Wiege
Das liebe Kindelein,
Sein Gesicht leucht' wie ein Spiegel,
Gelobet mußt du sein.

VI.
Maria, Gottes Mutter,
Gelobet mußt du sein,
Jesus ist unser Bruder,
Das liebe Kindelein.

VII.
Möcht' ich das Kindlein küssen
An seinen lieblichen Mund,
Und wär' ich krank gewisse,
Ich würde davon gesund.

VIII.
Maria, Gottes Mutter,
Dein Lob ist also breit;
Jesus ist unser Bruder,
Gibt dir groß Würdigkeit.

Herrmann, Mönch zu Salzburg, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und war Benediktinermönch zu Salzburg, weshalb er auch gewöhnlich nur der Mönch von Salzburg genannt wird. Er gehört zu den wenigen Geistlichen, welche schon im 14. Jahrhundert für den deutschen Kirchengesang thätig waren, indem er lateinische Kirchenlieder in die Muttersprache übersetzte, wozu er vom Erzbischof von Salzburg aufgefordert war. Außer diesen Uebersetzungen und Nachbildungen lateinischer Kirchengesänge hat Herrmann auch mehrere geistliche und weltliche Lieder selstständig gedichtet, doch sind weder seine eigenen noch seine übersetzten Lieder von großer Bedeutung für die Poesie.

Heinrich von Laufenberg lebte in der Mitte des 15. Jahrhunderts, doch ist sowohl sein Geburts- als auch sein Todesjahr unbekannt. Er war aus Laufenberg am Rhein gebürtig, und widmete sich dem geistlichen Stande. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, ward er erst Priester, später

Dekan am Domcapitel zu Freiburg im Breisgau. Im Jahre 1445 zog er sich ganz von der Welt zurück und ging in das Johanniterkloster zu Straßburg, wo er wahrscheinlich auch gestorben ist. Als lyrischer, wie als didaktischer Dichter hat sich Heinrich von Laufenberg bekannt gemacht. Er ist unter den Dichtern geistlicher Poesien aus dem 15. Jahrhundert der bedeutendste und fruchtbarste und deshalb von nachhaltigem Einfluß auf die Entwickelung des Kirchenliedes. Seine ersten geistlichen Lieder sind Uebersetzungen und Nachbildungen alter, lateinischer Kirchengesänge, und dieses sind die schwächsten, da er oft die Schönheit der wörtlichen Uebertragung aufopferte. Unter seinen eigenen Liedern sind die meisten dem Preise der Jungfrau Maria gewidmet und diese gehören mit Ausnahme einiger, die zu sehr mit gesuchten Bildern überladen sind, schon zu den bessern; doch verdienen diejenigen, die er nach weltlichen Gesängen oder bekannten Volksliedern dichtete, unbedingt die meiste Anerkennung, vor allem die beiden Gedichte: „Heimweh" (siehe unten) und „An meine Seele." —

Seine didaktischen Gedichte sind: 1) Der Spiegel menschlichen Heiles und 2) Das Buch der Figuren. Der Spiegel menschlichen Heiles hat den Sündenfall der Menschen und die Erlösung derselben durch Christus zum Hauptgegenstand; es beginnt nach einem Gebet an den dreieinigen Gott zum Gedeihen der zu seiner Ehre unternommenen Arbeit mit der Geschichte der Verstoßung der Engel aus dem Himmel, erzählt sodann die Erschaffung Adams und Eva's, ihre Verführung durch die Schlange und Vertreibung aus dem Paradiese. Daran schließt sich sogleich die Erzählung von der Verkündigung und Geburt der Jungfrau Maria und Christi, aus dessen Leben einige Hauptmomente mitgetheilt werden; ausführlicher wird die Geschichte seines Leidens und Todes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt erzählt. Den Schluß bildet die Schilderung des jüngsten Tages, der Hölle mit ihren Qualen, des Himmels mit seinen Seligkeiten. Eingewebt sind nach der Sitte der damaligen Zeit, überall kleine Erzählungen, meist aus dem alten Testament, doch dazwischen auch einige weltliche Geschichten.

Das zweite, größere Gedicht: Das Buch der Figuren, ist in vielen Beziehungen mit dem ersten verwandt. Es enthält die Geschichten des alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren, oder Symbole zu Ehren der Jungfrau Maria betrachtet. Solcher Figuren sind 136. Jede besteht aus der Erzählung selbst, dann folgt die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Das Versmaß ist in beiden Gedichten die kurzen Reimpaare. Da bis jetzt nur kleine Stellen daraus durch den Druck bekannt geworden sind, so läßt sich nichts darüber sagen; doch scheint das Buch der Figuren viel Aehnlichkeit mit Konrad von Würzburgs „goldener Schmiede" zu haben.

## Geistliches Lied.

Von Heinrich von Laufenberg.

### Heimweh.

I.
Ich wollt', daß ich daheime wär'
Und aller Welten Trost entbehr'.

II.
Ich mein' daheim im Himmelreich,
Wo ich Gott schaue ewiglich,

III.
Wohlauf mein' Seel' und richt' dich dar,
Da wartet dein der Engel Schaar.

IV.
Wenn alle Welt dir ist zu klein,
So kommst du dennoch wieder heim.

V.
Daheim ist Leben ohne Tod
Und alle Freude ohne Noth.

VI.
Da ist Gesundheit ohne Weh,
Und währet heut' und immer meh'.

VII.
Da sind wohl tausend Jahr' wie heut'
Und ist auch kein Verdrießlichkeit.

VIII.
Wohlauf mein Herz und all' mein Muth
Und such' das Gut, ob allem Gut.

IX.
Was das nicht ist, das schätz' gar klein
Und denke immer wieder heim.

X.
Hier hast du doch kein' bleibend' Stätt',
Morgen oder heut' mußt du hinweg.

XI.
So es denn anders nicht kann sein,
So flieh' der Welten falschen Schein.

XII.
Und reu' dein' Sünd', und bess're dich,
Als wolltest morgen gen Himmelrich.

XIII.
Ade, o Welt, Gott segne dich:
Ich fahr' dahin, gen Himmelrich.

Martin Myllius oder eigentlich Miller war wahrscheinlich aus Ulm gebürtig und trat dort in das Wengenkloster, wo er die Würde eines Chorherrn erhielt. Im Jahre 1511 reiste er im Auftrage seines Klosters nach Wien, ward Präpositus im Kloster Schratanthal und starb als solcher in Wien 1521.

Unter dem Titel: Passion Christi, gab er 1517 eine Sammlung von geistlichen Liedern heraus, welche er nach den Melodien lateinischer Kirchenlieder dichtete, die sich meist, wie der Titel besagt, auf das Leiden Christi beziehen. Sie sind von geringem poetischem Werthe und nur deshalb merkwürdig, weil darin antike Versmaße gebraucht sind, wohl der erste derartige deutsche Versuch.

## Sechste Gruppe.

### Luther und die vorzüglichsten seiner Nachfolger im Kirchenliede, sowie alle Anhänger der Reformation.

Martin Luther, Huldreich Zwingli, Lazarus Spengler, Paul Speratus, Michael Weisse, Paul Eber, Nikolaus Hermann, Heinrich Knaust, Johannes Matthesius, Niklas Selnecer,

Philipp Nikolai, Niklas Decius, Ulrich von Hutten, Erasmus Alberus, Burkard Waldis, Nikolaus Manuel, Johann Fischart, Bartholomäus Ringwald, Johann Valentin Andreä.

## Martin Luther.

Das Wirken Luthers als Reformator in seinen Einzelheiten darzustellen, würde die Grenzen und Absichten dieses Buches weit überschreiten. Wir haben es hier nur mit dem Dichter und Schriftsteller Luther zu thun, und beschränken uns daher auf eine kurze Besprechung seiner für die Literatur wichtigen Werke und eine gedrängte Darstellung seines Lebens.

Martin Luther wurde am 10. November 1483 zu Eisleben geboren und von seinem Vater, einem Bergmanne, mit Strenge erzogen. 1497 kam er nach Magdeburg, 1498 nach Eisenach auf die Schule, die er mit solchem Erfolg besuchte, daß er schon 1501 die Universität Erfurt beziehen konnte, um sich, nach seines Vaters Wunsch, der Rechtswissenschaft zu widmen; 1505 erhielt er die Magisterwürde, und begann Vorlesungen über die Philosophie zu halten. Bald aber vereinigten sich verschiedene Umstände, ihm das Studium der Rechtswissenschaft zu verleiden: vor allem war es der plötzliche Tod eines Freundes, dann eine eigne, heftige Krankheit und endlich die genauere Kenntniß der Bibel, die ihn bewogen, zu Ende des Jahres 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt einzutreten, wo er den Namen Augustin annahm, und sich mit dem größten Eifer dem Studium der Theologie hingab, und schwere, innerliche Seelenkämpfe zu bestehen hatte. Nachdem er 1507 die Priesterweihe erhalten, ward er 1508 Professor der Philosophie an der neugegründeten Universität Wittenberg und reiste 1510 in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom. Nach seiner Zurückkunft erhielt er 1512 die theologische Doctor=Würde, und ein ordentliches Pfarramt; dabei studirte er mit erneutem Eifer die Bibel. Den 31. October 1517 schlug er an der Kirche zu Wittenberg die vielbesprochenen 95 Sätze gegen den damaligen Ablaßhandel an und lud zu einer öffentlichen Disputation über diesen Gegenstand ein. Er wurde wegen derselben aufgefordert, sich zur Untersuchung in Rom zu stellen, doch ging er nicht dahin. Dagegen begab er sich 1518 nach Augsburg, wo ihn der päbstliche Legat Cajetan vergeblich zum Widerrufe aufforderte; andere Bemühungen ihn zum Widerrufe zu bewegen, hatten ebensowenig Erfolg, und er ward deshalb 1520 vom Pabst Leo I. in den Bann gethan. Den 4. April 1521 reiste er nach Worms, um vor der Reichsversammlung seine Sache zu vertheidigen, und hier ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen; um n gegen die drohende Gefahr zu schützen, ließ ihn Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen auf der Rückkehr von Worms auf die Wartburg bringen. Hier hielt er sich 10 Monate verborgen und benutzte diese Zeit zur Uebersetzung des neuen Testamentes. Doch als er im März 1522 von den durch die Bilderstürmer veranlaßten Unruhen in Wittenberg hörte, verließ er gegen den Willen seines Beschützers seine Zufluchtsstätte, eilte nach Wittenberg und stellte durch seine kräftigen

Worte die Ruhe wieder her. Endlich im Jahre 1524 sagte er sich nach hartem Kampfe mit sich selbst ganz von der katholischen Kirche los, legte die Mönchskutte ab, und verheirathete sich 1525 mit einer aus dem Kloster getretenen Nonne: Katharina von Bora.

Von nun an unablässig thätig als Schriftsteller wie als Prediger, fing seine Gesundheit durch die zu großen Anstrengungen an, schwankend zu werden. Nachdem er mehrere lebensgefährliche Krankheiten überstanden hatte, starb er am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsort Eisleben, wohin ihn die Grafen Mannsfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit berufen hatten. Sein Leichnam wurde nach Wittenberg gebracht und in der dortigen Schloßkirche beigesetzt. Auf dem Marktplatz in Wittenberg ward ihm am 31. October 1821 ein Standbild errichtet. —

Luthers Wirksamkeit für die deutsche Literatur liegt vor allen Dingen in seiner Sprache und Darstellung, nicht allein daß er, wie schon in der Einleitung zu dieser Periode bemerkt wurde, der Gründer unsrer jetzigen hochdeutschen Sprache war, sondern er behandelte sie auch mit einer seltenen Meisterschaft. Vor allem ist in dieser Beziehung die Bibelübersetzung hervorzuheben, weil er darauf die ganze Kraft seines Talentes verwendet hatte. Zwar sind auch seine übrigen Schriften glänzende Beweise davon, wie die „Katechismen,“ „die Vorreden zu den einzelnen biblischen Büchern,“ „die Tischreden,“ „Predigten,“ „kleinern Aufsätze und Abhandlungen,“ „Briefe und viele Zeitschriften bezeugen, wenn er auch in letztern oft von übermäßiger Derbheit ist, und alle Grenzen der Mäßigung überschreitet. Auf den Inhalt seiner prosaischen Schriften näher einzugehen, ist hier nicht der Platz, da höchstens die kleinern Abhandlungen und Aufsätze, sowie die Briefe an seine Frau, Kinder und Freunde als zur Literaturgeschichte gehörend betrachtet werden können. Abgesehen jedoch von Luthers Verdiensten um die deutsche, prosaische Sprache gebührt ihm auch als lyrischer Dichter in der deutschen Literatur eine hervorragende Stelle; er würde, wenn er sich ganz der Poesie gewidmet hätte, ohne Zweifel Außerordentliches darin geleistet haben. Wir besitzen von ihm, außer einigen weltlichen Liedern und Fabeln, 37 geistliche Lieder, durch deren Abfassung er der eigentliche Gründer des deutschen Kirchengesangs ward. Ganz selbstständige Dichtungen sind nur fünf seiner Lieder; die übrigen sind entweder Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Kirchengesänge, oder alter deutscher geistlicher Volkslieder, oder Bearbeitungen von Psalmen und einzelnen Bibelstellen; sie alle zeigen sowohl hohe, dichterische Begabung, als auch herzliche Liebe und inniges Gottvertrauen, doch stehen besonders die Umarbeitungen der Psalmen bis jetzt noch unerreicht da.

## Aus Luthers prosaischen Schriften.

### Aus dem Sendschreiben: „**Vom Dolmetschen.**“

Ich hab' mich dessen geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möcht! Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht, und gefragt, habens den-

noch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, Philipp Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt über hin geht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnt so fein daher gehn.

Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten, und den Acker zurichten, da will Niemand an. Es ist bei dieser Welt kein Dank zu verdienen; kann doch Gott selbst mit der Sonne, ja mit Himmel und Erde, noch mit seines eigenen Sohnes Tod keinen Dank verdienen; sie sei und bleib Welt in des Teufels Namen, weil sie ja nicht anders will.

Ich hab deutsch, nicht lateinisch und griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte. Man muß aber nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden und danach Dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen red't. —

### Ueber den Werth der Geschichtschreibung.

Es spricht der hochberühmte Römer Varro, daß die allerbeste Weise zu lehren sei, wenn man zu dem Wort Exempel oder Beispiel gibt. Denn dieselben machen, daß man die Rede klärlicher versteht, auch viel leichter behält; sonst wenn die Rede ohne Exempel gehört wird, wie gerecht und gut sie immer ist, bewegt sie doch das Herz nicht so sehr; ist auch nicht so klar und wird nicht so fest behalten, darum ist es ein sehr köstlich Ding um die Historien; denn was die Philosophie, weise Leute, und die ganze Vernunft lehren, oder erdenken kann, das zum ehrlichen Leben nützlich sei, das gibt die Historie mit Exempel und Geschichten gewaltiglich, und stellet es gleichsam vor die Augen, als wäre man dabei und sähe es also geschehen, alles, was vorher die Worte durch die Lehre in die Ohren getragen haben. Da findet man beide, wie die gethan, gelassen, gelebt haben, so fromm und weise gewesen sind, und wie es ihnen gegangen, oder wie sie belohnt sind, auch wiederum, wie die gelebt haben, so böse und unverständig gewesen sind, und wie sie dafür bezahlt sind.

Und wenn man's gründlich besinnt, so sind aus den Historien und Geschichten fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Drohen, Schrecken, Trösten, Stärken, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit sammt allen Tugenden, wie aus einem lebendigen Brunnen gequollen; das macht die Historien sind nichts anderes, als Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt, sonderlich die Menschen erhält, regiert,

hindert, fördert, straft und ehrt, nachdem ein jeglicher verdient, Gutes oder Böses. Und obgleich viele sind, die Gott nicht erkennen und achten, doch müssen sie sich an die Exempel und Historien stoßen, und fürchten, daß es ihnen nicht auch gehe, wie dem und dem, so durch die Historien werden fürgebildet, dadurch sie härter bewegt werden, denn, so man sie schlecht mit bloßen Worten des Rechts oder Lehre abhält und ihnen wehrt, wie wir denn lesen, nicht allein in der heiligen Schrift, sondern auch in den heidnischen Büchern, wie sie einführen und vorhalten der Vorfahren Exempel, Wort und Werk, wo sie etwas erheben wollen bei dem Volk, oder wenn sie vorhaben zu lehren, ermahnen, warnen, abzuschrecken. Darum sind auch die Historienschreiber die allernützlichsten Leute und besten Lehrer, daß man sie nimmermehr genug kann loben, ehren, oder ihnen Dank sagen, und sollt das sein ein Werk der großen Herren, als Kaiser, Könige u. s. w., die da ihrer Zeit Historien mit Fleiß ließen schreiben und auf die Librarei verwahrt beilegen, auch sich keiner Kosten ließen dauern, so auf solche Leute, die tüchtig dazu wären, zu halten und zu erziehen ginge; wie man sieht, sonderlich in den Büchern der Richter, Könige, Chroniken, daß bei dem jüdischen Volke solche Meister sind gestiftet und gehalten gewesen; auch bei den Königen in Persien, die solche Librarei in Medien gehabt haben, als man aus dem Buch Esrä und Nehemiä wohl vernehmen kann. Dazu heutigen Tages die Fürsten und Herrn müssen ihre Kanzlei haben, darin sie ihre eigne, beide: neue und alte Sachen aufheben und beilegen, wie vielmehr sollt man die ganze Zeit über ihres Regiments eine Historie von allen, oder zum wenigsten von den gewichtigsten Sachen fassen, und den Nachkommen hinterlassen.

Und was haben wir Deutsche mehr zu klagen, denn daß wir unsrer Vorfahren vor tausend Jahren Geschichte und Exempel nicht haben, und fast nichts wissen, wo wir herkommen sind, ohn' was wir aus anderer Nation-Historien brauchen müssen, die vielleicht aus Noth, als zu ihren Ehren, unser müssen gedenken. Denn weil Gottes Werk ohn' Unterlaß vor sich geht, wie Christus spricht: „Mein Vater wirkt bis daher und ich auch," so kann's nicht fehlen, es muß zu jeder Zeit etwas Merkliches geschehen sein, das man billig merken sollt, und ob's nicht Alles könnt' aufgelesen werden, daß doch die wichtigsten Stücke auf's kürzeste gehalten würden, wie denn solches etliche gemeint haben, die von dem Dietrich von Bern und andern Riesen, Lieder gemacht und damit viel großer Sachen kurz und schlicht, dargegeben haben.

Aber es gehört dazu ein trefflicher Mann, der ein Löwenherz hab', unerschrocken die Wahrheit zu schreiben. Denn die meisten schreiben also, daß sie ihrer Zeit, Laster oder Unfall, den Herrn und Freunden zu willen gern schweigen, oder aufs beste deuten, wiederum geringe oder nichtige Tugenden allzuhoch aufmutzen, wiederum aus Gunst ihres Vaterlandes und Ungunst der Fremden die Historien schmücken oder sudeln, danach sie Jemand lieben oder feinden. Damit werden die Historien über die Maßen verdächtig, und Gottes Werk schändlich verdunkelt, wie man den Griechen Schuld gibt und auch des Pabstes Schmeichler bisher gethan, und noch thuen, und zuletzt dahin

kommt, daß man nicht weiß, was man glauben soll. Also verdirbt der edle, schöne, höchste Nutz der Historien und werden eitel Wäscher daraus, das macht, daß solch hoch Werk, Historien zu schreiben, einem Jeglichen freisteht, der schreibt denn und schweigt, lobt und schilt, was ihm gut dünkt. Darum sollt dies Amt von hohen Leuten oder je von wohlbestellten Leuten gebraucht werden, denn weil die Historien nichts anderes, denn Gottes Werk, das ist: Gnade und Zorn beschreiben, welchen man so billig glauben muß, als ob sie in der Bibel stünden, sollten sie wahrlich mit allem höchsten Fleiß, Treu und Wahrheit geschrieben werden. Aber das wird nun mehr, acht ich, nicht geschehn, es käme denn die Ordnung wieder, die bei den Juden gewesen ist. Indeß müssen wir uns lassen begnügen an unsern Historien, wie sie sind und zuweilen selbst denken und urtheilen, ob der Schreiber etwa aus Gunst oder Ungunst schlipfere, zu viel oder zu wenig lobt und schilt, danach er den Leuten oder Sachen geneigt ist, gleichwie wir leiden müssen, daß die Fuhrleute in solchem losen Regiment den Wein über Land mit Wasser fälschen, daß man den reinen, gewachsenen Trank nicht kriegen kann, und uns begnügen lassen, daß wir doch das Meiste, oder etwas davon kriegen.

## Lieder von Martin Luther.

### Der sechsundvierzigste Psalm.

I.

Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

II.

Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth.
Und ist kein and'rer Gott,
Das Feld muß er behalten.

III.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht zu sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

IV.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein' Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

### Der achtzigste Psalm.

I.

Aus tiefer Noth schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör' mein Rufen.
Dein gnädig Ohren kehr' zu mir
Und meiner Bitt' sie öffen,
Denn so du willst, das sehen an,
Was Sünd' und Unrecht ist gethan;
Wer kann, Herr, vor dir bleiben?

II.

Bei dir gilt nichts denn Gnad' und Gunst,
Die Sünde zu vergeben.
Es ist doch unser Thun umsonst
Auch in dem besten Leben.
Vor dir Niemand sich rühmen kann,
Deß muß dich fürchten Jedermann
Und deiner Gnade leben.

III.

Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen.
Auf ihn mein Herz soll lassen sich
Und seiner Güte trauen,
Die mir zusagt sein werthes Wort,
Das ist mein Trost und treuer Hort,
Deß will ich allzeit harren.

IV.

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.
So thu' Israel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeuget ward
Und seines Gottes harre.

V.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnaden.
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schaden.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

**Frau Musika.** (Weltliches Lied.)

Vor allen Freuden auf Erden
Kann Niemand keine feiner werden,
Denn, die ich geb' mit meinem Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Da kann nicht sein ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut;
Da bleibt nicht Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorg' und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder deß wohl frei,
Daß solche Freud' kein' Sünde sei;
Sondern auch Gott besser gefällt,
Denn alle Freud' der ganzen Welt:
Dem Teufel sie sein Werk verstört,
Und verhindert viele böse Mord,
Das zeigt David, des Königs, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem, süßem Harfenspiel,
Daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz still und bereit,
Solches hat Eliseus bekannt,
Da er den Geist durchs Harfen fand:
Die beste Zeit im Jahr' ist mein,
Da singen alle Vögelein,
Himmel und Erde ist deß voll,
Viel guter Gesang, der lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Deß muß sie haben immer Dank.
Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sängerin,
Der Musik eine Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Seines Lobes sie nichts müde macht:
Den ehrt und lobt auch mein Gesang
Und sagt ihm einen ewigen Dank.

Huldreich Zwingli. Ebensowenig wie auf Luthers reformatorische Bestrebungen kann auf diejenigen Zwinglis hier näher eingegangen werden, auch bei diesem, wie bei jenem genügt eine kurze Biographie und die Besprechung seiner für die Literatur wichtigen Werke. —

Zwingli war geboren den 1. Januar 1484 zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg. Er widmete sich der Theologie, studirte zuerst in Basel und Bern, dann in Wien und wurde schon 1506 als Pfarrer nach Glarus berufen. In den Jahren 1512—15 machte er als Feldprediger die italienischen Feldzüge mit, in welchen die Schweizer für den Pabst gegen die Franzosen kämpften. Nach seiner Rückkehr 1516 ward er Prediger in Ein-

siedeln und erwarb sich durch sein Talent, als Kanzelredner bald so großen Ruf, daß er 1519 als Pfarrer am großen Münster in Zürich angestellt wurde; hier war es, wo er zuerst gegen die katholische Kirche auftrat und besonders, gleich Luther, den Ablaßhandel zu unterdrücken suchte. Nach und nach gewannen seine reformatorischen Bestrebungen immer größere Ausdehnung und im Jahre 1524 trat er durch seine Vermählung mit der Wittwe des Junkers Meier von Knonow ganz aus der katholischen Kirche aus, nachdem schon früher die Reformation in Zürich und in vielen Städten der Schweiz entschieden war. Im Jahre 1531 kam es, veranlaßt durch Zwinglis reformatorische Bestrebungen auf religiösem, wie auf politischem Gebiete, zwischen den katholischen Kantonen der Schweiz und Zürich zum offnen Kriege, an welchem Zwingli als Feldprediger Antheil nahm. Er fiel als solcher in der Schlacht bei Kappel, wo die Katholiken den Sieg davontrugen, den 12. October 1531.

Zwinglis prosaische Schriften haben deßhalb nicht dieselbe hohe Bedeutung für die Literatur wie Luthers Werke, weil sie in der Schweizer Mundart abgefaßt sind und aus dem Grunde auf die Entwicklung der deutschen Sprache weniger Einfluß üben konnten. Zwar ist auch sein Styl klar, einfach und kraftvoll, wenn auch nicht von dem Feuer beseelt, das man bei Luther bewundert. Außer seinen Predigten und denjenigen Schriften, die sich allein auf die Reformation beziehen, sind von ihm zu erwähnen: Briefe und politische Sendschreiben, sowie seine pädagogischen Abhandlungen, unter welchen sich „das Lehrbüchlein, wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll, mit kurzer Anzeige eines ganzen christlichen Lebens," besonders durch tiefe Gemüthlichkeit auszeichnet; doch auch als Kirchenliederdichter verdient er Beachtung, trotzdem er nicht ein solches poetisches Talent wie Luther besaß, und die Anzahl seiner Lieder nur klein ist, da er dieselben für bestimmte Gelegenheiten abfaßte; besonders fehlt seinen Gesängen die Volksthümlichkeit, die Luthers Lieder so sehr auszeichnete, da Zwingli die künstlichen Formen der Minne und Meistersänger wählte.

Ein christlicher Gesang gestellt durch Huldreich Zwingli, als er mit Pestilenz angegriffen ward. (Derselbe besteht aus drei Liedern: „Im Anfang der Krankheit", „in Mitten der Krankheit", „in der Besserung". —)

**In der Besserung.**

Gesund, Herr Gott gesund!
Ich mein', ich kehr'
Schon wied'rum her;
Ja, wenn dich dunkt,
Der Sünden Funk,
Werd' nicht mehr beherrschen mich auf Erd',
So muß mein Mund
Dein Lob und Lehr'
Aussprechen mehr,
Denn vormals je,
Wie es auch geh',
Einfältig ohn' all' Gefährd.
Wiewohl ich muß
Des Todes Buß
Erleiden zwar einmal,
Vielleicht mit größerer Qual,
Denn jetzund wär'
Geschehen, Herr!
So ich sonst bin
Noch gefahren hin,
So will ich doch
Den Trotz und Poch
In dieser Welt
Tragen fröhlich um Widergelt
Mit Hülfe dein,
Ohn' den nichts mag vollkommen sein.

Lazarus Spengler, geboren den 13. März 1479 zu Nürnberg, studirte in Leipzig die Rechte, erhielt nach seiner Zurückkunft sogleich in seiner Vaterstadt eine Anstellung und ward 1507 als Nachfolger seines Vaters zum Rathschreiber ernannt. Wegen seiner Gewandtheit als Geschäfts- und Staatsmann wurde er 1521 von der Stadt Nürnberg als Gesandter auf den Reichstag nach Worms geschickt, und nahm auch 1530 zu Augsburg Theil an den Verhandlungen über das evangelische Glaubensbekenntniß, überhaupt war er einer der größten Verehrer Luthers und eifriger Anhänger der Reformation. Er starb den 7. September 1534 in Nürnberg. Zwar hat Spengler, so viel bekannt, nur ein geistliches Lied gedichtet, von einem andern ist es zweifelhaft, ob er der Verfasser ist, doch gehört dasselbe in dem Gebiete des Kirchenlieds zu den besten Erscheinungen der Zeit, und ist ganz in Luthers Art und Weise abgefaßt. Es enthält die Lehre von dem Sündenfall und der Erlösung. Des Raumes wegen folgen hier nur einige Verse.

Aus dem Lied: „**Durch Adams Fall**" von Lazarus Spengler.

I.

Durch Adams Fall ist ganz verderbt
Menschlich Natur und Wesen,
Dasselbe Gift ist auf uns geerbt,
Daß wir nicht konnten genesen
Ohn' Gottes Trost, der uns erlost
Hat von dem großen Schaden,
Darin die Schlang' Eva bezwang,
Gottes Zorn auf sich zu laden.

III.

Wie uns nun hat eine fremde Schuld
In Adam all' verhöhnet,
Also hat uns eine fremde Huld
In Christo all' versöhnet;
Und wie wir all' durch Adams Fall
Sind ewigen Todes gestorben,
Also hat Gott durch Christus Tod
Erneu't was war verdorben.

VII.

Wer hofft auf Gott und dem vertraut,
Der wird nimmer zu Schanden,
Denn wer auf diesen Felsen baut,
Ob ihm gleich geht zu Handen.
Viel Unfalls hie hab ich doch nie
Den Menschen sehen fallen,
Der sich verläßt auf Gottes Trost,
Er hilft seinen Gläubigen allen.

Paul Speratus stammte aus einem edlen schwäbischen Geschlechte derer von Spretten (er hatte seinem Namen nach damals üblicher Weise eine lateinische Form gegeben) und war geboren am 13. Dezember 1484 zu Augsburg. Nachdem er lange in Paris und dann auf italienischen Universitäten Theologie studirt, zum Priester geweiht war, hielt er an mehrern Orten: in Augsburg, Würzburg, Salzburg und Wien Vorträge über Theologie, doch zog ihm seine Freisinnigkeit in kirchlichen Dingen vielfache Verfolgungen zu, so daß er in Wien 1522 vom Bischof eingekerkert wurde, und schon zum Feuertode verdammt war, doch ließ sich der Bischof endlich noch bewegen, das Urtheil in ewige Landesverweisung zu verwandeln. 1523 wandte sich Speratus nach Wittenberg, wo er Luther persönlich kennen lernte, und von da an einer der treuesten Anhänger desselben war. Auf dessen Em-

pfehlung ernannte ihn Herzog Albrecht von Preußen zu seinem Hofprediger und später zum Bischof von Pomezan. Mit mehrern gleichgesinnten Männern legte er in Preußen den ersten Grund zur Reformation. Er starb den 17. September 1554.

Als Dichter geistlicher Lieder nimmt Speratus eine nicht unbedeutende Stelle in der Literatur ein, er traf in seinen Kirchenliedern ganz den von Luther angeschlagenen Volkston: Besonders berühmt wurde das eine seiner Lieder: „Vom Gesetz und Glauben", von welchem unten, seiner Länge wegen, nur einige Strophen folgen. —

Aus dem Lied: **„Vom Gesetz und Glauben"** von Paul Speratus.

I.

Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnade und lauter Güten,
Die Werke helfen nimmermehr,
Sie können nicht behüten;
Der Glaub' sieht Jesum Christum an,
Der hat genug für uns alle gethan,
Er ist der Mittler worden.

II.

Was Gott im Gesetz geboten hat,
Da man das nicht konnt' halten,
Erhob sich Zorn und große Noth
Vor Gott so mannigfalten;
Vom Fleisch wollt' nicht heraus der Geist,
Vom Gesetz erfordert allermeist,
Er war mit uns verloren.

III.

Es war ein falscher Wahn dabei:
Gott hätt' sein Gesetz darum geben,
Als ob wir könnten selber frei
Nach seinem Willen leben;
Es ist doch nur ein Spiegel zart,
Der uns zeigt an die sündige Art,
In unserm Fleisch verborgen.

Michael Weisse war zu Neiße in Schlesien zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren; doch ist sein Geburtsjahr ebensowenig wie sein Todesjahr genau bekannt. 1531 war er Pfarrer der deutschen Brüdergemeinde zu Landskron und Fulneck in Böhmen. Er gab ein deutsches Gesangbuch der böhmischen Brüder heraus, welches meist aus Uebersetzungen und Umdichtungen älterer böhmischer Hussitenlieder besteht, doch sind auch einige der darin enthaltenen Gesänge von ihm selbstständig gedichtet, und zwar ganz in dem herzlichen und frommen Ton der alten Lieder.

**„Zum Begräbniß."** (Geistliches Lied von Michael Weisse.)

I.

Nun laßt uns den Leib begraben,
Bei dem wir kein Zweifel haben,
Er werd' am letzten Tag aufstehen
Und unverrücklich herfür gehen.

II.

Erd' ist er und von der Erden,
Wird auch wieder zur Erde werden,
Und von Erden wieder aufsteh'n,
Wenn Gottes Posaun' wird angeh'n.

III.

Seine Seele lebt ewig in Gott,
Der sie allhier aus seiner Gnad'
Von aller Sünd' und Missethat
Durch seinen Bund gefeget hat.

IV.

Sein' Arbeit, Trübsal und Elend
Ist kommen zu einem guten End',
Er hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet noch.

V.
Die Seel', die lebt ohn' alle Klag',
Der Leib schläft bis am letzten Tag,
An welchem ihn Gott verklären
Und der Freuden wird gewähren.

VI.
Hier ist er in Angst gewesen,
Dort aber wird er genesen
In ewiger Freud' und Wonne,
Leuchten wie die schöne Sonne.

VII.
Nun lassen wir ihn hier schlafen,
Und gehen allsammt uns're Straßen,
Schicken uns auch mit allem Fleiß,
Denn der Tod kommt uns gleicher Weis'.

Paul Eber, geboren den 5. November 1511 zu Kitzingen in Franken, wurde von seinem Vater, einem Schneider, 1523 nach Ansbach geschickt, um das dortige Gymnasium zu besuchen; doch im folgenden Jahre wurde er so krank, daß er wieder nach Hause zurückgeholt werden mußte. Auf der Reise dorthin stürzte er vom Pferde und ward in Folge dessen krumm und höckericht. Von 1525 an, in welchem Jahre sich seine Gesundheit etwas zu bessern anfing, besuchte er mit dem besten Erfolge in Nürnberg die Lorenzoschule, und 1532 zog er nach Wittenberg, um unter Luther und Melanchthon dort Theologie zu studiren. Er erwarb sich bald das Vertrauen und die Liebe der beiden Männer in hohem Grade. Seit 1537 schon als Lehrer an der Universität Wittenberg wirkend, ward er 1544 Professor der Philosophie daselbst, 1557 Professor der hebräischen Sprache und Schloßprediger, 1558 Stadtpfarrer und Generalsuperintendent des Kurfürstenthums Sachsen; da er auch in die theologischen Streitigkeiten der Zeit mit verwickelt war, hatte er viele Verfolgungen und Anfeindungen zu erleiden, die ihm, verbunden mit häuslichem Unglück (er verlor in kurzer Zeit seine Frau und zwei Kinder), endlich das Herz brachen. Er starb den 10. Dezember 1569 in Wittenberg. Seine Kirchenlieder, deren er sieben verfaßte, sind ganz im Geist und Sinne Luthers gedichtet. Die Form ist einfach und zum Gesang geeignet, die Sprache und Wendungen volksthümlich, voll tiefen Gefühls und inniger Frömmigkeit.

**Geistliches Lied** von Paul Eber.

I.
Wenn wir in höchsten Nöthen sein
Und wissen nicht, wo aus noch ein,
Und finden weder Hülf' und Rath,
Ob wir gleich sorgen früh und spat,

II.
So ist das unser Trost allein,
Daß wir zusammen insgemein
Zu dir dann rufen, treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Noth.

III.
Und heben unser Aug' und Herz
Zu dir in wahrer Reue Schmerz,
Und flehen dich um Begnadigung
Und aller Strafen Linderung.

IV.
Die du verheißest gnädiglich,
Herr, Allen, die drum bitten dich,
Im Namen des Herrn Jesu Christ,
Der unser Heil und Mittler ist.

V.
Drum kommen wir, Herr unser Gott,
Und klagen dir all' unsre Noth;
Weil wir jetzt stehen verlassen gar,
In großer Trübsal und Gefahr.

VI.
Zwar unsre Sünd' ist schwer und groß,
Doch sprich uns, Herr, aus Gnaden los,
Steh uns in unserm Elend bei,
Mach' uns von allen Plagen frei.

VII.

Dann danken und lobsingen wir
Mit freuderfülltem Herzen dir,
Gehorchen deinem theuern Wort
Und preisen, Herr, dich hier und dort.

Nikolaus Hermann. Von dem Leben dieses Dichters ist nur sehr wenig bekannt. Wann und wo er geboren ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Doch vermuthet man, daß Joachimsthal in Böhmen, wo er den größten Theil seines Lebens als Cantor zubrachte, und den 5. Mai 1561 starb, auch sein Geburtsort war. Seine geistlichen Lieder, deren er eine ziemlich große Anzahl verfaßte, und die erst nach seinem Tode von Paul Eber und Johann Matthesius herausgegeben wurden, sind ganz eigenthümlicher Art. Schon der Umstand, daß er sie für seine lieben Kinder in Joachimsthal dichtete, gab ihnen eine kindliche Färbung und diesen kindlichen Ton athmen alle seine Lieder, auch diejenigen, welche Verhältnisse berühren, die ganz außer dem Bereiche der kindlichen Anschauung liegen; doch klingt dieser Ton nicht gesucht, wie man vielleicht denken könnte, sondern durchaus natürlich, da er ganz mit der reinen, liebenswürdigen Frömmigkeit des Verfassers übereinstimmt. Noch eine zweite Eigenthümlichkeit der Lieder Hermanns, durch die er der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenliedes ward, ist die, daß er darin die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse vom Standpunkt des christlichen Glaubens darstellt; abweichend von Luther und dessen nächsten Nachfolgern, die meist das christliche Glaubensbekenntniß im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse zum Gegenstand ihrer Lieder machten. —

**Gebet und Danksagung vor und nach dem Essen.** (Geistliches Lied von Nikolaus Hermann.)

I.

Aller Augen warten, Herr, auf dich
Und auf deine Güte verlassen sich,
Zur rechten Zeit gibst ihnen ihr' Speis,
Und nährest sie mit allem Fleiß.

II.

Die Blümelein schmückst du auf den Feldern,
Die Bäumelein kleidest in den Wäldern,
Es ist kein Thier, das Hungers stirbt,
Alles du erhältst, daß nichts verdirbt.

III.

Wenn in der Luft die Vögelein singen,
Die Heuschrecken im Grase springen,
Ihre Speise finden sie allezeit
Durch deine Güt' und Mildigkeit.

IV.

Wenn zu dir schreien die jungen Räblein,
Ihre Nahrung schaffst du ihnen ins Nest hinein,
Deinesgleichen man keinen Vater find't,
Der also sorgt für seine Kind.

V.

Wie sollst du denn unsrer vergessen,
Daß wir an Kleidern und Essen
Sollten Abbruch und Mangel han,
Die im Glauben dich rufen an?

VI.

O Herr, du wollest gebenedeien
Die Speisen, daß sie uns gedeihen!
Segne uns, Herr, und deine Gab',
Daß Leib und Seel' sich wohl gehab.

VII.

Und speis' auch die Seelen mit Himmelsbrod,
Uns zu erhalten vor dem ewigen Tod,
Auf daß wir nach der bösen Zeit
Mit dir leben in Ewigkeit! Amen.

Johann Matthesius, geboren den 24. Juli 1504 zu Rochlitz in Sachsen, studirte zuerst in Ingolstadt Theologie; doch konnte er aus Mangel an Mitteln seine Studien nicht vollenden, und nahm eine Hofmeisterstelle in Odelshausen bei München an. Er lernte dort einige Werke Luthers kennen, die einen solchen Eindruck auf ihn machten, daß er trotz seiner Armuth nach Wittenberg ging, um unter Luthers Leitung seine theologischen Studien fortzusetzen. Nach deren Beendigung ward er zuerst Lehrer in Altenburg, dann 1532 Rektor der Schule in Joachimsthal in Böhmen und 1541 Pfarrer daselbst, wo er mit segensreichem Erfolge 30 Jahre lang wirkte, und starb auf der Kanzel, vom Schlag gerührt, am 7. Oktober 1565. Außer seinen Kirchenliedern, die alle in demselben kindlichen Tone abgefaßt sind wie die seines Freundes und Kantors Nikolaus Herman, hinterließ Matthesius auch eine große Anzahl von Predigten und eine Chronik von Joachimsthal. Trotzdem sich auch in seinen Liedern seine innige Frömmigkeit abspiegelt, so verstand er doch nicht immer so gut, wie Herman, den kindlichen Ton durchzuführen, er verfällt daher zuweilen zu sehr in's Spielende. Das unten mitgetheilte Morgenlied, das gelungenste seiner Gedichte, welches er in einer schweren Anfechtung abfaßte, soll der Schwedenkönig Gustav Adolph täglich gesungen haben. —

**Morgenlied** von Johannes Matthesius.

I.

Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich dir Lob und Dank
In dieser Morgenstunde
Dazu mein Leben lang,
O Gott, in deinem Thron,
Dir zu Preis, Lob und Ehren
Durch Christum unsern Herrn,
Deinen eingebornen Sohn.

II.

Und daß du mich aus Gnaden
In dieser vergangenen Nacht
Vor Gefahr und allem Schaden
Behütet und bewacht,
Ich bitt' demüthiglich:
Wollst mir mein' Sünd' vergeben,
Womit in diesem Leben
Ich hab' erzürnet dich.

III.

Du wollst auch gnädiglichen
Mich behüten diesen Tag
Vor des Teufels List und Wüthen,
Vor Sünden und vor Schmach,
Vor Feuer und Wassersnoth,
Vor Armuth und vor Schanden,
Vor Ketten und vor Banden,
Vor bösem, schnellem Tod.

IV.

Mein Seel', mein Leib, mein Leben,
Mein Weib, Gut, Ehr' und Kind
In deine Händ' thu' geben;
Dazu mein Hausgesind',
Ist dein Geschenk und Gab',
Mein' Eltern und Verwandte,
Mein Bruder und Bekannte
Und alles, was ich hab'.

V.

Dein' Engel laß auch bleiben
Und weichen nicht von mir,
Den Satan zu vertreiben,
Auf daß der bös' Feind hier,
In diesem Jammerthal
Sein' Tück' an mir nicht übe,
Leib und Seel' nicht betrübe
Und bring' mich nicht zu Fall.

VI.

Gott will ich lassen rathen,
Denn er all' Ding' vermag;
Er segne meine Thaten,
Mein Vornehm' und mein Sach'!
Ihm hab' ich heimgestellt
Mein Leib, mein' Seel', mein Leben,
Und was er mir gegeben:
Er mach's, wie's ihm gefällt.

VII.

Darauf so sprech' ich Amen,
Und zweifle nicht daran,
Gott wird es allzusammen
Sich wohl gefallen la'n;
Und streck' nun aus mein' Hand,
Greif' an das Werk mit Freuden,
Wozu mich Gott hat bescheiden
In meinem Beruf und Stand.

Heinrich Knaust, von dessen Lebensverhältnissen nur wenig bekannt ist, war zu Hamburg geboren, studirte die Rechte und scheint Advokat gewesen zu sein; als solcher lebte er zuletzt in Erfurt. Genau ist sein Todesjahr nicht bekannt, doch fällt es zwischen 1575—1580.

Knaust nimmt unter den Dichtern geistlicher Lieder eine ganz eigenthümliche Stelle ein, da er, um die weltlichen Lieder, die zu seiner Zeit häufig gesungen wurden, zu verdrängen, die alten Gassenhauer nach ihren eigenen Melodien in geistliche Lieder umdichtete. Vor ihm und auch nach ihm versuchten schon mehrere Dichter das weltliche Lied auf diese Weise umzugestalten, doch ist Knaust unter diesen einer der bedeutendsten, sowohl wegen der großen Anzahl seiner Dichtungen, als auch wegen der glücklichen Bewahrung des volksmäßigen Tones. Zwar stehen diese heitern Melodien mit dem Texte seiner Umdichtung oft in einem merkwürdigen Widerspruch, weßhalb seine Lieder auch wohl keinen Eingang in die Kirche fanden. Er gab sie heraus unter dem Titel: „Gassenhauer, Reiter- und Bergliedlein, christlich, moraliter und sittlich verändert.“

**Ich stand an einem Morgen** (Lied von Heinrich Knaust).

I.

Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hielt ich mich verborgen,
Ich hörte kläglich Wort
Von einem frommen Christen fein,
Er sprach zu Gott, seinem Herrn:
„Muß denn gelitten sein?"

II.

„Herr Gott, ich hab' vernommen,
Du wollst mich lassen schier
In viel Anfechtung kommen.
Thut nicht gefallen mir."
„Merk' männlich auf, was ich dir sag',
Thu' nicht dich hart beklagen,
Ein Christ muß haben Plag'."

III.

Der fromme Christ weinet sehre,
Sein Herz war Unmuths voll,
So gib mir Weis' und Lehre,
Wie ich mich halten soll.
Der Glaub' ist schwach und kalt in mir,
Mein Fleisch will mich verführen,
Mich abzukehren von dir."

IV.

Gott sprach mit frohem Muthe:
„Deinen Willen ich wohl spür',
Du wollst wohl haben das Gute,
Wenn's dir nicht sauer würd'!
Wer aber will an mir haben Theil,
Muß alles fahren lassen,
Viel Glück ist ihm nicht feil."

V.

Der fromme Christ schrie: morde:
„Weh über alles Leid,
Mich schrecken deine Worte,
Herr Gott, mach' mich bereit,
Ich will ja alles tragen gern,
Die Weltlust gerne hassen,
Sie lassen von mir fern."

VI.

Gott sprach: „Ich will dich ziehen,
Hab' nur einen guten Muth,
Thu' nur das Böse fliehen,
Erkauft bist mit meinem Blut;
Daran gedenk' mit ganzem Fleiß,
All', die ich gar sehr liebe,
Straf' ich, das ist mein Weis'."

VII.

Da kehrt Gott ihm den Rücken,
Er red' zu ihm nicht mehr;
Der arme Christ sich drückte
In einen Winkel leer;
Er weinet aus der Maßen viel:
„Dem Herrn im Kreuz aushalten,
Das ist kein Kinderspiel."*)

Nikolaus Selnecker, geboren den 6. Dezember 1530 zu Hersbruck bei Nürnberg; studirte zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon Theologie und ward 1558 Hofprediger in Dresden, 1565 Professor der Theologie in Jena, 1568 jedoch, seiner religiösen Ansichten wegen, dieser Stelle entsetzt, worauf er sich nach Leipzig wandte, wohin er als Professor der Theologie und Generalsuperintendent berufen wurde. Diese Stelle vertauschte er später mit der eines Hofpredigers des Herzogs Julius von Braunschweig; 1574 kehrte er nach Leipzig zurück, mußte aber diese Stadt 1589 wieder verlassen. Er fand nun in Hildesheim eine neue Anstellung, die er jedoch, als seine Hauptfeinde in Sachsen endlich gestürzt waren, gerne wieder mit seiner alten

*) Das Original zu dieser Veränderung ist ein Volks-Liebeslied, und ist ganz in derselben Weise abgefaßt; nur statt Gottes und des Christen Worte stehen dort die Abschiedsworte eines liebenden Paars, welches sich trennen muß.

Stelle in Leipzig vertauschte. Er starb bald nach seiner Rückkehr dorthin, den 20. Mai 1592.

Selnecker gab 1587 ein Gesangbuch heraus, in welchem er die besten Kirchenlieder der Reformationszeit zusammenstellte; es befinden sich darin eine große Anzahl seiner eigenen geistlichen Lieder, die ganz in der von Luther angebahnten volksthümlichen Weise abgefaßt sind und von dem innigen und herzlichen Glauben des Verfassers zeugen. Außer diesen verfaßte er noch andre geistliche Lieder mit Bezug auf seine mannichfaltigen kirchlichen Streitigkeiten, die weit weniger ansprechend sind.

### Gebetlein, aus dem 84. Psalm.

**Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr!** (Von Nikolaus Selnecker.)

I.

Gleich wie sein Haus der Vogel baut,
Die Schwalb' auch auf ihr Nestlein schaut,
Also tracht' ich nun ganz und gar,
Herr Jesus Christ, nach deinem Altar.

II.

Hilf mir, o Herr, durchs Jammerthal,
Gib deinen Dienern überall,
Daß sie dein Brünnlein leiten recht
Und wir behalten den Glauben schlecht.

III.

Viel besser ist, in deiner Gemein
Der allergeringste und wenigste sein;
Denn sonst der Herrlichste in der Welt,
Voll Reichthum, Glück, Ehr', Gut und Geld.

IV.

Du bist der Herr, Licht, Sonn' und Schild,
Gibst Gnad' und Ehr', bist gut und mild;
Hilf, Herr, den Glauben in uns mehr'n,
Und unser Herz zu dir bekehr'n.

V.

Erhalt' dein' Kirch' in allem Land,
Dein Name überall sei bekannt,
Herr Christ, sei du das Fundament,
Gib treue Lehrer bis an's End'.

Philipp Nikolai, geboren den 10. August 1556 zu Mangeringhausen im Waldeck'schen; studirte in Halle und Wittenberg Theologie und ward bald nach vollendeten Studien Prediger in seiner Vaterstadt, von wo er jedoch 1583 von den Katholiken vertrieben wurde. Nachdem er hierauf zuerst nach Köln, dann als Hofprediger des Grafen von Waldeck nach Wildungen gekommen war, wurde er 1596 Pastor zu Unna in Westphalen, wo er außerordentlich segensreich wirkte, besonders in den Jahren, in welchen die Pest dort wüthete. Von da ward er 1598 nach Hamburg als Pastor an die St. Katharinenkirche berufen und starb dort den 26. Oktober 1608.

Außer einigen theologischen Streitschriften verfaßte Nikolai mehrere geistliche Lieder, welche, wie Nikolaus Hermans Lieder, mehr die individuelle Auffassung der religiösen Verhältnisse darstellen; doch entfernt sich Nikolai mehr wie jener von der ursprünglichen Einfachheit und Kraft, die das geistliche Lied seit Luthers Vorgang angenommen hatte. Nikolai's geistliche Lieder athmen schon eine überschwengliche Sehnsucht nach Gott, die später bei vielen Dichtern, die auf dieser Bahn weiter wandelten, zur Unnatürlichkeit ausartete. Zwei seiner Lieder, die während der Pest in Unna entstanden, sind vorzüglich berühmt geworden. Das erste: „Wie schön leuchtet der Morgenstern", welches er nach einem weltlichen Liebesgesang: „Wie schön leuchten die Aeugelein", dichtete, und welches sein Organist: David Scheidemann in Hamburg in Musik setzte, drückt nach Art des Hohen Liedes, unter weltlichen Liebesliedern die Sehnsucht der Seele nach Christus, ihrem Bräutigam aus. Es ist wahrscheinlich wegen der zu glühenden Farben, mit welchen diese himmlische Liebe geschildert wird, mit einigen Veränderungen in die protestantischen Gesangbücher aufgenommen. Das andere Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme, schildert in begeisterter Weise die Seligkeit des künftigen Lebens.

### Aus dem geistlichen Brautlied.

**„Wie schön leuchtet der Morgenstern."** (Von Philipp Nikolai.)

Wie schön leuchtet der Morgenstern
Voll Gnad' und Wahrheit vor dem Herrn,
Die süße Wurzel Jesse:
Du Sohn Davids, aus Jacobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Herz besessen:
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich, groß und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben.

Nikolaus Decius, über dessen Geburtsjahr und Jünglingsalter nichts bekannt ist, war Mönch und dann Probst in dem braunschweigischen Kloster Steterburg. Zur Zeit der Reformation trat er zur evangelischen Kirche über, und ward zum Prediger in Stettin ernannt, wo er bald darauf 1541 an Vergiftung gestorben sein soll. Seine geistlichen Lieder, die er selbst in Musik setzte, gehören mit zu den besten Kirchenliedern aus der ersten Zeit der Reformation. Besonders gelungen sind seine Bearbeitungen lateinischer Gesänge, wie: „O Lamm Gottes", und „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"

### Lied von Nikolaus Decius.

**O! Lamm Gottes.**

O Lamm Gottes, unschuldig
Am Kreuzesstamm geschlachtet,
Erfunden stets geduldig,
Wiewohl du warst verachtet.
All' Sünd' hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen.
Erbarm' dich unser, o Jesu. —

Ulrich von Hutten, geboren den 21. April 1488 auf der Burg Steckelberg bei Fulda, stammte aus einem der ältesten fränkischen Adelsgeschlechter. Sein Vater, der ihn für das Kloster bestimmte, da er schwächlich, doch voll

bedeutender Anlagen war, schickte ihn 1499 in das Stift Fulda. Dort studirte er mit ungeheurem Fleiße die alten Sprachen, gewann aber bald, trotz seiner Jugend, die Ueberzeugung, daß er nicht zum Mönch passe. Da jedoch weder seine, noch seiner Freunde Bitten, den Vater bewegen konnten, ihn aus dem Kloster zu nehmen, entfloh er 1504 und ging zuerst nach Erfurt, dann nach Köln, wo er sich, mit der bittersten Noth kämpfend, unter berühmten Lehrern eine gründliche klassische Bildung aneignete. Mit einem seiner Lehrer begab er sich 1506 an die neu errichtete Universität zu Frankfurt an der Oder, erhielt dort die Magisterwürde, und konnte sich nun, vom Markgraf Albrecht von Brandenburg unterstützt, drei Jahre ungestört seinen Studien widmen. Da aber diese Ruhe seiner Sehnsucht nach einem bewegten thatenvollen Leben nicht genügte, fing er an umherzuwandern und gelangte nach vielerlei Gefahren zu Wasser und zu Lande 1509 nach Greifswalde, fand hier im Hause des Burgemeisters Lötze anfangs gastliche Aufnahme, später aber, als er sich weiter nach Rostock begeben wollte, ward er von den Knechten des Lötze unterwegs überfallen, zu Boden geschlagen, aller Habe beraubt und halbtodt in seinem Blute liegen gelassen. Im schrecklichsten Zustande kam er in Rostock an. Nach seiner Herstellung erklärte er an der dortigen Universität die alten Schriftsteller mit vielem Beifalle, wandte sich aber zu Ende des Jahres 1510 nach Wittenberg und von da in zerrißnen Kleidern, von Almosen oder Geschenken lebend, durch Böhmen und Mähren nach Wien. Trotzdem er sich hier durch sein dichterisches Talent und seinen angenehmen Umgang viele Freunde verschaffte, hielt er sich doch nicht lange in Wien auf; dem Wunsche seines immer noch unversöhnten Vaters nachgebend, ging er 1512 nach Pavia, um die Rechte zu studiren, obschon ihm diese Wissenschaft gar nicht zusagte. Bei der Belagerung von Pavia ward er zuerst von den Franzosen gefangen genommen, dann nach Eroberung der Stadt von den Schweizern arg mißhandelt, denen er nur mit Mühe entkam. Doch zwang ihn die Noth, als gemeiner Soldat in das kaiserliche Heer einzutreten, bis er sich 1514 krank und elend nach Deutschland zurückschleppte, wo er aber weder bei seinem Vater, noch bei seinen Freunden Hülfe und Trost fand. Erst 1515 söhnte sich sein Vater endlich mit ihm aus, veranlaßt durch sein edles und muthiges Benehmen in Wort und Schrift bei der Ermordung eines Verwandten des Hauses, Hans von Hutten, durch Herzog Ulrich von Würtemberg. Bald darauf, im Herbst 1516, begab sich Hutten auf den dringenden Wunsch seines Vaters nochmals nach Italien, um die Rechte zu studiren. Er ging zuerst nach Rom, dann nach Bologna, ward aber jetzt so wenig ein Jurist wie früher. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er nun offen in vielen Abhandlungen der katholischen Kirche und besonders dem Mönchthum entgegen, und auf allen seinen Schriften stand von nun an sein bekanntes Wort: Ich hab's gewagt (Jacta est alea), als Wahlspruch. Die Folge seiner Schriften war, daß der Papst ihn in den Bann that und seine Auslieferung verlangte. Seines Lebens nicht mehr sicher, fand er ein Asyl auf der Burg seines Freundes Franz von Sickingen. Von hier aus erließ er eine Reihe

neuer Schriften gegen die Katholiken, nachdem er sich vorher mit Luther, dessen erste Schritte er keiner Beachtung gewürdigt, vereinigt hatte. In Brüssel hatte er sich früher schon vergeblich bemüht, den jungen Kaiser Karl V. für den Kampf gegen Rom zu gewinnen. Der unglückliche Ausgang des Sickingschen Feldzugs, zu dem Hutten selbst gerathen hatte, und Sickingens eigner Tod, im Mai 1523, beraubte Hutten des letzten Schutzes und trieb ihn in die Verbannung. Er flüchtete in die Schweiz, wo er, unabläſſig von der Geistlichkeit verfolgt, von Stadt zu Stadt irrend, endlich auf Zwingli's Fürsprache eine Zuflucht auf der Insel Ufnau im Züricher See fand und bald darauf, den 31. August 1525, starb.

Hutten verdankt zwar seine literarische Bedeutung vorzugsweise seinen lateinischen Schriften und Gedichten; für diese ward er 1515 vom Kaiser Maximilian in Augsburg zum Dichter gekrönt; auch stehen seine deutschen Schriften in vielen Beziehungen hinter den lateinischen zurück; doch gebührt ihm trotzdem in der deutschen Literatur die ehrenvollste Erwähnung, da sein Einfluß auf die Zeit durch seine Schriften höchst bedeutend war. Seine lateinischen Werke, die eigentlich nicht hierher gehören und nur zur bessern Kenntniß seines Charakters genannt werden, sind:

1) ein Werk über die Lehre des Versbaues.
2) Epigramme an Kaiser Maximilian, eine Art Kriegs- und Lagerlieder.
3) Ein größeres Gedicht: „Der gute Mann."
4) Ein Gedicht: „Niemand"; eine Satyre auf alle, die den Menschen nur nach Amt und Titeln schätzen.
5) Eine Reihe von Reden gegen den Mörder Hans von Huttens, eine Anklage desselben an den Kaiser und die Stände des Reichs; sowie eine Klage über den Ermordeten, und ein Beileidsgedicht an dessen Vater.
6) Ein Gedicht: „Räuchlins Triumph", womit er für den verfolgten Räuchlin in die Schranken trat.
7) Die Briefe der Dunkelmänner, eine Satyre gegen die Mönche, die jedoch nur theilweise von ihm herrühren, und endlich
8) Die letzte seiner lateinischen Schriften, das gegen den Papst gerichtete Werk: Die römische Dreifaltigkeit.

Erst im Jahre 1519, als er sich auf Sickingens Burg geflüchtet hatte, fing er an seine Schriften in deutscher Sprache abzufassen, da er wohl einsah, daß er sich mit seinen reformatorischen Bestrebungen sowohl auf religiösem, wie auf politischem Gebiete an das Volk wenden müsse, wenn er seinen Zweck erreichen wollte; und er wußte in seinen deutschen Schriften den Volkston auch wunderbar gut zu treffen. Außer einem einzigen lyrischen Gedicht (das unten mitgetheilte), welches sowohl seine eigene, wie auch die allgemein herrschende Stimmung der damaligen Zeit auf's vortrefflichste ausdrückt, verfaßte Hutten mehrere didaktische Gedichte und prosaische Schriften.

Die didaktischen Gedichte sind:

1) „Die Klage über den lutherischen Brand zu Mainz", welche die vom Erzbischof von Mainz befohlene Verbrennung der lutherischen Schriften darstellt als einen Abfall vom reinen Evangelium.

2) „Klag und Vermahnung wider die übermäßige Gewalt des Papstes"; sie bildet die Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die Knechtung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte und enthält die Aufforderung zum offenen Kampfe gegen die Gewalt des römischen Hofes.

Unter seinen didaktischen Gedichten ist dieses das beste; wenn es auch freilich dem Ganzen an einer strengen Anordnung fehlt, wodurch viele Wiederholungen vorkommen, so sind doch die einzelnen Stellen voller Empfindung und Lebendigkeit.

3) „Beklagung der Freistädte deutscher Nation", welches die Städte aufforderte, mit dem Adel gemeinschaftliche Sache gegen die Fürsten zu machen, da diese die gemeine Freiheit unterdrückten und die Städte wie den Adel zu vernichten suchten.

Seine Prosaschriften, die im selben Geiste gehalten sind und auch denselben Zweck verfolgen wie seine didaktischen Gedichte, zeugen noch mehr wie diese, von Huttens großem Talente. Besonders zeigt sich dies in den beiden Dialogen: „Fieber das erste", und „Fieber das andere", Gespräche zwischen Hutten und dem Fieber; sowie in einem andern Gespräche: „die Anschauenden" genannt, in welchem der Sonnengott Sol und sein Sohn Phaeton vom Himmel auf die Menschen herabschauen und sich über die Eigenschaften der verschiednen Völker unterhalten. Auch das Gesprächbüchlein, eine Sammlung ursprünglich lateinisch abgefaßter, von ihm selbst übersetzter satyrischer Dialoge aus dem vorhergenannten lateinischen Werke: „Die römische Dreifaltigkeit", ist als höchst gelungen zu bezeichnen, wenn auch die Sprache noch stellenweise das lateinische Gepräge an sich trägt. Die in abhandelnder Form verfaßten: „Klage an Herzog Friedrich von Sachsen", und „Klagschrift an alle Stände deutscher Nation", sind zwar ebenfalls mit einer außerordentlichen Kraft und Beredsamkeit geschrieben, doch werden sie von den Gesprächen weit übertroffen.

**Ein neu Lied.** (Ulrich von Hutten.)

I.

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' deß noch kein' Reu',
Mag ich nicht d'ran gewinnen,
Doch muß man spüren Treu',
Damit ich's mein:
Nicht einem allein,
Wenn man es wollt' erkennen,
Dem Land zu gut,
Einen Pfaffenfeind mich nennen.

II.

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will;
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder viel;
Nun hab' ich's gesagt,
Bin d'rum verjagt,
Das klag' ich allen Frommen,
Wiewohl noch ich
Nicht weiter flieh';
Vielleicht werd' ich wieder kommen.

III.

Um Gnad' will ich nicht bitten,
Dieweil ich bin ohn' Schuld;
Ich hätt' das Recht gelitten,
So hindert Ungeduld,

Daß man mich nit
Nach alter Sitt'
Zu Gehör hat kommen lassen;
Vielleicht will's Gott
Und zwingt sie Noth,
Zu handeln diesermaßen.

IV.

Nun ist oft dieses gleichen
Geschehen auch hiervor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor.
Oft große Flamm'
Von Fünklein kam,
Wer weiß, ob ich's werd' rächen.
Steht schon im Lauf,
So setz' ich d'rauf;
Muß gehen oder brechen.

V.

Daneben mich zu trösten
Mit gutem Gewissen hab',
Daß keiner von den Böſten
Mir Ehr' mag brechen ab,
Noch sagen, daß
Auf irgend Maß
Ich anders sei gegangen
Denn Ehren nach.
Hab' diese Sach'
In Gutem angefangen.

VI.

Will sich nun selbst nicht rathen
Die fromme Nation;
Ihren Schaden sich ergatten,
Als ich vermahnet han:
So ist's mir leid;
Hiermit ich scheid',
Will mengen baß die Karten,
Bin unverzagt;
Ich hab's gewagt
Und will des Endes warten.

VII.

Ob denn mir nach thut denken
Der Kurtisanen List,
Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Was rechter Meinung ist.
Ich weiß, noch viel
Wollen auch in's Spiel,
Und sollten's d'rüber sterben,
Auf Landsknecht gut,
Und Reiters Muth!
Laßt Hutten nicht verderben.

Johann Fischart, genannt Menzer. Von den Lebensverhältnissen dieses bedeutenden Mannes ist wenig bekannt, und dieses Wenige weiß man nur aus zufälligen Bemerkungen in seinen eigenen Werken. Man weiß nicht einmal mit Bestimmtheit den Ort und das Jahr seiner Geburt; doch ist er wahrscheinlich zwischen 1545—1550 in Mainz (Menz) geboren, da er sich selbst den Menzer nennt. In Worms scheint er seine ersten Studien gemacht zu haben, und wandte sich darauf nach mannichfachen Reisen nach Straßburg, wo er Doktor der Rechte ward und sich 1580 mit Anna Elisabeth Herzog vermählte, mit der er, nach seinen eigenen, öfteren Angaben, in überaus glücklicher Ehe lebte, welches Glück durch den Besitz zweier Kinder noch erhöht wurde. In den Jahren 1581 und 1582 lebte er in Speier als Advokat am Reichskammergericht, von da kam er 1583 als Amtmann nach Forbach. Später scheint er sich von diesem Amte wieder losgemacht und in Straßburg eine Anstellung erhalten zu haben. Wahrscheinlich starb er in Straßburg zwischen 1589—1591.

Fischart war nächst Luther einer der bedeutendsten Männer des 16. Jahrhunderts, der vielseitigste und talentvollste Dichter dieser Zeit, der alle Gattungen der Poesie und Prosa, außer dem Drama, mit gleicher Meisterschaft bearbeitete. Doch war er, trotzdem, wenige Jahre nach seinem Tode schon beinahe ganz vergessen, da die nun folgende finstere Zeit den tiefen Geist seiner Schriften nicht verstand. Erst im 18. Jahrhundert machten

Bodmer und dann Lessing wieder auf ihn aufmerksam. Sein Talent zeigt sich am größten in der Komik und Satyre, da nicht allein die ganze Zeitrichtung dazu angethan war, diese Gattung der Poesie zu befördern, sondern auch Fischarts humoristisches Naturell ihn am meisten dazu befähigte. Wegen der großen Anzahl seiner Werke (man zählt gegen 80, die er theils unter seinem wirklichen, theils unter verschiedenen, erdichteten Namen herausgab) können hier nur die hervorragendsten besprochen werden. Seine lyrischen Poesien, die er seinen anderen Werken meist nur gelegentlich beifügte, würden ihm schon, wenn nichts weiter von ihm bekannt wäre, eine bedeutende Stelle unter den Dichtern seiner Zeit sichern. Es befinden sich darunter mehrere vortreffliche geistliche Lieder, Umdichtungen von Psalmen. Dann ein Gedicht: Ermahnung an die lieben Deutschen nach Vilmar, das Kräftigste und Beste, was in fast drei Jahrhunderten über deutsche Ehre und deutschen Sinn gedichtet worden. Ferner ein Tanzliedlein, das Glück der Ehe besingend, in dem sich Tiefe des Gefühls, Wohllaut der Sprache und glücklich gewählte Bilder vereinigen. Gleiches gilt von dem bei der Prosa näher zu besprechenden „Philosophischen Ehezuchtbüchlein". In diesem befindet sich das Tanzliedlein, sowie noch ähnliche ausgezeichnete, sowohl lyrische, wie didaktische Gedichte. Außer den genannten lyrischen Poesien und noch einer Menge Gelegenheitsgedichte auf verschiedene Veranlassungen, sowie eine nicht unbedeutende Anzahl von Trinkliedern, die in seinen prosaischen Schriften zerstreut sind, verfaßte Fischart sieben Sonette gegen die Königin Maria von Medizi, die einen sogenannten Sonettenkranz bilden. Die Form des Sonetts behandelte er mit vieler Gewandtheit. Seine epischen Dichtungen bestehen:

1) In Satyren über kirchliche Stoffe,
2) in weltlichen Satyren und
3) in ernsten Erzählungen. —

Fischart gehörte zu den eifrigsten Anhängern der Reformation, und obgleich dieselbe zu seiner Zeit schon entschieden war, so hatte sie doch noch mancherlei Kämpfe zu bestehen, namentlich entwickelte der neu gestiftete Jesuitenorden eine ungeheure Thätigkeit gegen die Protestanten, weshalb Fischart auch besonders diesem Orden in seinen Satyren entgegentrat. Die nächste Veranlassung zu Fischarts satyrischen Gedichten auf kirchlichem Gebiete waren die von mehreren Anhängern der Katholiken verbreiteten Schmähungen der Reformation. Die erste dieser Satyren, und die unbedeutendste: „Der Nachtrab" genannt, war gegen Jacob Rabe gerichtet, ein von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetretener, sonst unbedeutender Mann. Diesem Gedicht folgte dann eine Satyre gegen den Ingolstädter Schneider, Johann Naß, der in den Franziskanerorden eingetreten war, und eine Menge Schmähschriften gegen Luther und die Reformation geschrieben hatte. Fischarts Satyre führt den Titel: „Von St. Dominici, des Predigermönchs und St. Francisci, des Barfüßers artlichem Leben", und ist eine vortreffliche Abwehr der Beschuldigung Naßens, daß die Protestanten in steter Zwietracht lebten

und Luther Gemeinschaft mit dem Teufel gehabt habe; die Sprache des Gedichts ist fließend, aber namentlich in den Anspielungen auf Bruder Naß zu grob und oft alles Maß überschreitend. Aehnlich wie diese ist die Satyre: „Der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit", in welchem Fischart einen ihm vorliegenden Holzschnitt beschreibt, der die Uneinigkeit der verschiedenen Sekten des Franziskanerordens darstellte. Noch bitterer, doch nicht so maßlos und poetisch viel bedeutender, als diese beiden, ist die nun folgende Satyre: „Das Vierhörnig Jesuitenhütlein." Es erzählt legendenartig, wie Lucifer, als er nach Christi Himmelfahrt sah, daß seine Macht vernichtet sei, seine Teufel alle zusammen berief, um sich mit ihnen zu berathen, wie sie die Welt, welche anfing, die Hölle und ihre Abzeichen, die Hörner, zu verachten, wieder zur Verehrung derselben bringen könnten. Lucifer befahl, um dies zu ermöglichen, daß die Hörner nun auf eine heilige Art gestaltet werden sollten. So entstand zuerst eine einhörnige Mütze für die Mönche, dann eine mit zwei Hörnern, die zum Bischofshut gemacht wurde; hierauf eine Mütze mit dreifachem Horn für den Papst, und endlich eine vierhörnige für den Orden der Jesuiten (die Jesuiten tragen vierhörnige Mützen). Abgesehen von dem für die entgegenstehende Partei tiefverletzenden Inhalt des Gedichts, verdient die künstlerische Art der Schilderung die vollste Anerkennung. Die Verfertigung der Mützen wird nicht nur erzählt, sondern sie entstehen vor den Augen des Lesers, wodurch das Gedicht an Lebendigkeit und Bewegung gewinnt.

Fischarts Satyren, welche weltliche Stoffe behandeln, sind: „Der Eulenspiegel" und „Die Flohhatz". — Im Eulenspiegel, wahrscheinlich seinem allerersten Werk, brachte er das Volksbuch „Eulenspiegel" einfach ohne Zusätze in Verse. Obgleich auch in diesem Gedichte die Darstellung fließend und der Reim leicht ist, so steht es doch an poetischem Werthe hinter den andern Werken Fischarts zurück; und zeigt weniger wie die andern, seine ausgeprägte Eigenthümlichkeit. —

Die Flohhatz dagegen ist ein Meisterstück in ihrer Art. Sie schildert mit übersprudelnder Laune die Leiden der Flöhe, ihre Kämpfe mit den Menschen, besonders mit den Frauen, und endlich das Urtheil Jupiters, dem sie ihre Leiden klagen, welches den Frauen erlaubt, die Flöhe zu tödten, wo sie von ihnen angefallen werden, besonders aus dem Grund, weil die Flöhe höher hinaus wollen, als ihnen gebührt, da sie die Menschen quälen, wo sie sich doch nur von Thierblut nähren sollten. In diesem Urtheil liegt zugleich die sittliche Grundlage, und, wenn man will, die verborgene Lehre des Gedichts. —

Die Satyre und Komik ist es jedoch nicht allein, in der Fischart Meister war; daß er eben so Bedeutendes in der ernsten Erzählung leisten konnte, beweist sein: „Glückhaft Schiff von Zürich." Dasselbe schildert eine geschichtliche Begebenheit aus dem Jahre 1576, und führt dabei mit Glück den Gedanken durch, daß Willensstärke und Fleiß die sichersten Stützen im Leben seien, und mehr vermöchten, als alle Kraft und Gewalt. — In dem genannten Jahre fuhren bei Gelegenheit eines großen Schießens, welches die Straß-

burger gaben, eine Anzahl Schützen auf der Limmat und dem Rhein in einem Tage nach Straßburg, um den Straßburgern zu beweisen, daß keine Entfernung zu weit sei, wenn man gute Freundschaft und Nachbarschaft halten wolle.

Dieses Ereigniß besingt Fischart mit solcher Lebendigkeit der Schilderung, in einer so edlen Sprache und mit solcher Gedrungenheit des Ausdrucks, daß das Gedicht zu den besten gehört, was wir in dieser Art von Poesie besitzen. Außer durch seine eignen Schriften machte sich Fischart auch noch um die Literatur verdient durch die Herausgabe eines Gedichts aus dem 15. Jahrhundert: „Der Ritter von Staufenberg" genannt, welches in neuerer Zeit mehrfach bearbeitet wurde, unter andern von K. Geib. Es gehört zu den besten epischen Dichtungen des 15. Jahrhunderts und erzählt die Geschichte des Ritters von Staufenberg, der in Liebe erglühte zu einer wunderbaren Fee, diese auch einwilligte, sein Weib zu werden unter der Bedingung, daß er nie eine andere Gemahlin nähme, sonst müsse er in drei Tagen sterben. Sie könne zwar nicht mit ihm auf sein Schloß ziehen, doch werde sie immer bei ihm sein, wenn er nach ihr verlange. Mehrere Jahre lebten sie so in ungestörtem Glücke zusammen, da bot dem Ritter bei einem Turniere, wo er Sieger geblieben war, der Kaiser seine Nichte zur Gemahlin an, und als er erklärte, daß er schon mit einer Fee vermählt sei, drang der Kaiser und dessen Priester in ihn, sich von dieser zu scheiden, da es ein Bund mit dem Teufel sei, der ihn zur ewigen Verdammniß führen würde. Erschreckt durch diese Ermahnungen, läßt er sich überreden, die Nichte des Kaisers zu heirathen. Die Hochzeit wird auf Staufenberg gefeiert, und dem Ritter erscheint in der Nacht die wunderbare Fee und verkündet ihm, daß er drei Tage nach der Hochzeit sterben müsse; so gerne sie auch wollte, sie könnte es nicht verhindern. Sie würde ihn zum Zeichen ihren Fuß sehen lassen, sobald er diesen erblicke, solle er Priester holen lassen, und sich zum Tode bereiten. Und Alles geschah so. Beim Hochzeitsmahl erscheint durch die Decke des Saals ihr Fuß; der Ritter verkündet seiner Braut sein bevorstehendes Ende, und bereitet sich ergeben in Gottes Willen zum Tode, der in drei Tagen erfolgte. —

Endlich bleiben uns noch Fischarts prosaische Werke zu erwähnen übrig und ein ausgezeichnetes didaktisches Gedicht: „Anmahnung zur christlichen Kinderzucht", in dem er mit tiefem Gefühle über Kinder und kindliches Leben, über Freuden und Pflichten der Eltern sich ausspricht. — Noch mehr, wie in den poetischen, zeigt sich Fischarts Eigenthümlichkeit in den prosaischen Schriften, da er in denselben mehr Spielraum fand, seiner ungezügelten Phantasie freien Lauf zu lassen und seiner Leidenschaft für neue Wortbildungen nachzugeben. Das bedeutendste seiner prosaischen Werke ist die „Geschichtsschrift", oder wie sie mit ihrem ganzen Titel heißt: „Affentheuerliche, naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rathen der Helden und Herrn Grandgusier, Gargantua und Pantagruel", eine Nachbildung des Romans gleichen Namens des berühmten französischen Satyrikers Rabelais,

den sich Fischart in allen seinen Satyren zum Muster nahm, ihn aber an lebendigem Witze und muthwilliger Behandlung der Sprache überbot. Rabelais stellt in seinem Gargantua die Rohheit dar, welche sich zu seiner Zeit besonders in den höhern Ständen zeigte. Zu gleichem Zweck, aber in viel ausgedehnterem Maße benutzte Fischart die Figur des Gargantua. Als Roman betrachtet verliert das Buch durch die zu häufigen Sprünge und Abweichungen, doch wird man entschädigt durch die Menge von schönen Einzelheiten aus dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften, aus der Geschichte und Sage, aus der Literatur und dem ganzen Umfang des Volkslebens. In diesem Roman finden sich auch eine Menge lyrischer Gedichte, namentlich Trinklieder, von denen es nicht bestimmt ist, ob Fischart dieselben alle selbst gedichtet, oder ob er einige Volkslieder mit aufnahm.

Das zweite seiner prosaischen Werke: „Aller Practik Großmutter," welches, wie der Gargantua, nach einem Vorbilde des Rabelais bearbeitet ist, zieht mit ächt volksthümlicher Komik den Unfug der Kalendermacher in's Lächerliche, welche im 16. Jahrhundert mit Prophezeihungen und Sterndeutereien ihr Unwesen trieben.

Ein drittes Werk: „Der Catalogus", ist gegen die pedantische Gelehrsamkeit seiner Zeit gerichtet, welche die abgeschmacktesten Fragen mit allem Ernst behandelte, und sich auch schon durch die unsinnigen Büchertitel kund gab, welche die Gelehrten mit Vorliebe wählten und die Fischart durch die seinigen offenbar lächerlich zu machen suchte.

In dem vierten prosaischen Werke, dem „Podagrammisch Trostbüchlein", ergeht sich Fischart in gutmüthigem Spott über das Podagra, um die Kranken zu trösten, wenn die Arznei nicht mehr zu helfen vermag. — Das Buch ist eine Bearbeitung zweier lateinischer Schriften über das Podagra, von denen die eine den Ursprung, die zweite das Lob desselben darstellt.

Das „Philosophische Ehezuchtbüchlein", was schon weiter oben erwähnt wurde, ist halb eine geistreiche Uebersetzung zweier Abhandlungen Plutarchs über die Ehe und die Kinderzucht, halb eine treffliche eigene Abhandlung Fischarts über das Familienleben und die Ehe.

Das sechste von Fischarts prasaischen Werken ist wieder eine Satyre gegen das Papstthum und die römische Hierarchie, es führt den Titel: „Bienenkorb des heiligen, römischen Immenschwarms", und ist die freie Bearbeitung eines holländischen Buches, Namens Bynkorf.

Außer diesen größeren prosaischen Werken verfaßte Fischart noch eine nicht unbedeutende Zahl kleinerer des verschiedensten Inhalts.

## Lyrische Gedichte von Johann Fischart.

### „Ermahnung an die Deutschen aus Anlaß eines Bildes von Deutschland."

Was hilft's, o Deutschland, daß dir gefallt
Dies Bild, so herrlich sieghaft gestalt?
Daß es bedeut' der Deutschen Macht,
Die unter sich der Welt Macht bracht?
Und daß du weißt, daß dein Voralten
Den Namen mit Ruhm haben erhalten?
Wenn nicht dasselbige willst bewahren,

Was deine Vorfahren dir ersparen?
Wenn nicht den Namen willst vermehren,
Der auf dich erbt von großen Ehren?
Was ist's, daß man sich rühmet hoch
Der Eltern und folgt ihnen nicht nach?
Bist aller Tugend großer Preiser,
Aber der Tugend kein Erweiser?
Thust gut' alt' Sitten hoch erheben,
Und schickst doch nicht danach dein Leben?
Was rühmst du dich viel Adelig's
Und thust doch nichts als Tadelig's?
Was Ruhm hat der jung' Adler doch,
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch,
Wie sie frei wohnten in Bergesklüften,
Und frei regiert in den Lüften,
Und er sitzt gefesselt auf der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also, was ist dir für ein Ehr',
Wenn rühmst die alten Deutschen sehr;
Wie sie für ihre Freiheit stritten,
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und du acht'st nicht der Freiheit dein;
Kannst kaum in deinem Land sicher sein?
Läßt dir dein Nachbar sein Pferd binden
An deinen Zaun vorn und hinten?
Sollt' auch solch feiger Art gebühren,
Daß sie sollt' Kron' und Scepter führen?
Ja, ihr gebührt für den Königsstab
Ein hölzern Roß, welches sie nur hab',
Und führe für den Adler kühn
Eine bunte Atzel nun forthin.
Und für den Weltapfel einen Ball,
Den man schlägt, wenn er hüpft im Fall;
Weil heut' doch schier kein Ernst ist mehr
Handzuhaben Freiheit und Ehr',
Sondern man scherzt nur mit der Freiheit,
Sucht fremde Sitten, Bräuch' und Neuheit,
Und für alte deutsche Standhaftigkeit
Reißt ein neu' Leichtfertigkeit.
D'rum ist's nichts, daß man Adler führt,
Wenn man des Adlers Muth nicht spürt;
Nichts ist's, daß man das Scepter trägt,
Und ihn wider kein' Untreu' regt.
Nichts ist's, daß man fürmalt die Welt,
Und kaum ein Stück der Welt erhält;
Sondern man muß erweisen fein
Dies, deß man will gerühmet sein,
Und nicht der Alten wackere Thaten
Schänden mit Unthun ungerathen,
Aufrecht, treu, redlich, einig und standhaft,
Das gewinnt und erhält Leut' und Landschaft.
Also wird man gleich unsern Alten;
Also möcht' man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
Daß sie demselben auch nachahmen;
Und also kann man sein ein Schrecken
Den Nachbarn, daß sie uns nicht necken,
Sondern dem Hund lassen sein Tatz,
Zu bewahren sein Gut und Schatz;
Gleichwie man deren noch sind etlich,
Die solchem Rath nachsetzen redlich,
Und recht bedenken ihre Würden,
Wie ihre Vorfahren Scepter führten;
Gott, stärk' dem edlen deutschen Geblüt
Solch anererbt deutsch Adlergemüth.
Seht, dies hab' als ein Deutscher ich
Aus deutschem Geblüt treuherziglich
Euch Deutschen, die herkommt von Helden,
Bei diesen Helden müssen melden,
Sobald ich dies deutsch' Bild schaut an;
Gott geb', daß ihr es recht verstahn,
Und beides, treu seid euern Freunden
Und auch eine Scheu all' euren Feinden.

**Tanzliedlein.** (Aus dem Ehezuchtbüchlein.)

I.

Kein größer Freud',
Als wo zwei gleiche Herzen
Einander lieben beid';
Kein größer Leid,
Denn mit Undank und Schmerzen
Lieb' haben ohn' Bescheid.
Denn gleich und gleich
Gesellt sich gleich;
Ungleich Gebräuch
Trennen ein Reich.
Derhalben wohl
Ein jeder soll
Seines gleichen sich erlesen,
Daß auch die Lieb' gleich steh';
Denn bei ungleichen Wesen
Sind ungleich Sinn und Eh'! —

II.

Es schicken sich
Nicht gleich allerhand Blumen
Zusammen ordentlich;
Sondern man sicht,

Daß fein zusammen kummen,
Die Geruch und Farb' verpflicht;
Denn so die ein'
Sollt' riechen rein,
Die and're sein
Stinkend ohn' Schein,
So schändet je eins
Dem andern seins;
Also ist's mit der Liebschaft:
Da muß ein' Gleichheit sein
Und ein' Anmuth zur Huldschaft,
Sonst kommt's nicht überein.

III.

Denn wo ist der,
Der ein ungleich Paar Rinder
Kann zwingen ungefähr,
Daß es daher zieht gleich,
Keins mehr, noch minder,
Dem will ich folgen sehr.
Aber ich halt,
Daß man nicht bald
Find' solchergestalt
Einen, der's verwalt.
Also ist auch
In Lieb' der Brauch:
Da spannt man nicht zusammen
Zwei ungleich Herzen nur,
Sondern die zusammen kamen
Aus Anmuth der Natur.

IV.

Alsdann wird leicht
Alles, was sie vornehmen,
Weil sich ihr Gemüth vergleicht;
All' Unwill fleucht,
Thut keins sich's andern schämen,
Die Lieb' all' Fehl verstreicht,
Und keins trumpft auf
Dem andern den Kauf,
Daß es zu Hauf'
Gezwungen lauf';
Sondern sie seind
Friedsam befreund,
Gedanken, daß sie beide
Gott so zusammen fügt',
Durch der Natur Bescheide,
Welche denn nicht betrügt.

V.

Deshalb bleib' draus,
Was sich nicht recht vereinet:
Es macht sonst eng das Haus.
Aber voraus
Ist Einigkeit das Kleinod,
Welches macht, daß man wohl haus't,
Denn wie sollen, secht,
Zwei tanzen recht,
So das ein' schlecht
Nicht folgen möcht'?
Also wie soll
Die Lieb' stehn wohl,
So das ein' sieht gen Norden,
Das and're sieht gen West,
Wie Adler auf den Orten,
Eins schürt, das and're löscht.

VI.

Aber wie süß,
Wo gleich mensurlich treten
Zur Melodie die Füß'!
Denn ganz gewiß
Der Tanz, der ist ein Schatten,
Wie Lieb' und Eh' sein muß,
Daß, wie der Gang
Geht nach dem Klang,
Also ohn' Zwang
Ihr Herz auch ganz,
Nach beider Will',
Gestimmet still.
Wo denn sich eins so stimmet
Nach des andern Sinn und Stimm',
Alsdann der Spruch sich ziemet,
Das, was sich reimt, sich rühm'.

VII.

D'rum hab' ich mir
Meines Gleichen erwählet;
Sie ist die Blum' und Zier
Und nur nach ihr
Muß sein mein Herz gestellet
Von nun an für und für;
Sie ist der Klang,
Nach dem ich gang,
Sie ist der Gesang,
Nach dem ich hang;
Sie ist die Lieb',
In der ich leb';
Sie ist mein' Ruh' und Frieden,
In der ich ruh' auf Erd'.
O Gott, gib du einem jeden,
Daß ihm sein Eva werd'!

## Didaktische Gedichte.

### Aus dem Ehezuchtbüchlein.

#### Hausschneck. Schneckenhaus.

Es trägt eine Schnecke für und für,
Wo sie hingeht, ihr Haus mit ihr,
D'rum meint man, daß die Leut' von Schnecken
Haben gelernt, Häuser bauen und decken.
Also wenn eine Frau muß geh'n aus,
Soll sie tragen im Sinn das Haus,
Es nicht an einen Nagel henken,
Und wer weiß, wie lang' nicht heim gedenken.
Ja, sie soll werben stets zu Haus,
Gleich wie der Mann muß werben draus,
Welches ihr ist ein Unehr' so wenig,
Als im Bienenkorb dem Immenkönig,
Welcher bleibet stets zu Haus,
Und läßt die andern fliegen aus.
Man siehet ja, daß nie ein Fisch
Außer dem Wasser bleibet frisch,
Und daß ein Schneck' stirbt allemal,
Wenn sie beraubet wird der Schal.
Daher soll auch einem Weib sein bang,
Wenn sie muß aus dem Haus sein lang,
Wiewohl heut' finden etlich' fein
Einen sondern Weg Schnecken zu sein,
Nämlich, daß sie die Köpf' stets strecken
Aus Fenstern, Böden, wie die Schnecken;
Von diesen pflegt man deutsch zu sagen,
Daß sie das Haus am Halse tragen;
Aber dies sind gar sondere Schnecken,
Welche die Ohren stets ausstrecken,
Recht' Schnecken thun solches leichtlich nit,
Es sei denn, daß man lang' d'rum bitt'.
Auch thun es, die gar grob verkehren,
Die langsam sein von Schnecken lehren,
Langsam vom Bett, Bad, Tanz und Tisch,
Und langsam sind zur Arbeit gerüst.
So sie von Leib nicht Schnecken sein,
Sondern von Sinn ständ' ihnen fein;
Sie sollten dafür dies erzeigen,
Daß sie wie Schnecken lernten schweigen.
Denn wie die Schneck' groß' Ohren hat
An der Stimme und Zungen statt,
Also soll ein Weib hören mehr
Denn reden, das ist ihr ein' Ehr'! —

### Aus Anmahnung zur christlichen Kinderzucht.

#### Anfang.

Was Lust und Fleiß haben die Leut'
In ihren Gärten oft zur Zeit
Mit Setzung, Impfung und Aufsetzung,
Etwa ein Pflänzlein zur Ergötzung?
Wie warten sie doch sein so eben,
Daß sich das Schößlein mög' erheben?
Früh machen sie ihm Raum zur Sonnen,
Zu Mittag sie ihm Schatten gonnen;
Sie pfropfen, biegen, unterstützen,
Beschütten's, vor dem Frost zu schützen,
Messen's bei Ruthen und Minuten,
Sein täglich Wachsen zu vermuthen,
Da geh'n sie alle Tritt' hinzu,
Sehen, wie es aufschießen thu'.
Ist ihnen süß all' Zeit und Müh',
Die sie damit zubringen hi,
Wie viel mehr Lust sollt' haben dann
Ein Hausvater, und Jedermann,
Dem Gott die Kinder thut bescheeren,
Oder befiehlet sie zu lehren,
Daß sie dieselben Himmelspflänzlein,
Ihr Hausschößlein, ihr Ehrenkränzlein,
Ziehen und schmücken zu Gottes Ehren,
Sein Wort zu lernen und zu hören;
Daß sie zu Preis dem Allerhöchsten
Und auch zu Nutz seien dem Nächsten;
Welch schöneres Opfer kann man geben
Dem Herrn Gott in diesem Leben?
Denn das sind die rechten Frücht' und Güter,
Die Gott gibt, daß man opfere wieder,
Das sind die Oelzweig' und die Reben,
Die fruchtbar deinen Tisch umgeben,
Dies ist des Hauses Benedeien,
Des Alters Frühling, Lenz und Maien,
Das sind die Bäumlein und die Palmen,
Von denen David singt in Psalmen,
Daß sie gebauet sind und gepflanzt
Neben die Wasserbäche des Land's,
Welche kein' Hitz' im Sommer mindert,
Noch im Winter der Frost nicht hindert,
Denn nicht verwelken ihre Blätter,
Oder abfallen von dem Wetter,
Die zur rechten Zeit ihr' Frucht bringen,

Damit erfreuen, die sie düngen
Und die zuletzt gar Gott versetzt
Ins Paradies, sie da ergötzt,
Sie macht zu ewigen Himmelssprößlein,
Zu gnadenfeuchten Engelsschößlein.
Wie sollt' ein Lehrer und ein Vater,
Wo er hat ein barmherzig Ader,
Nicht haben eine Freude an ihrer Zucht,
Dieweil es ist eine schöne Frucht?
Und noch vielmehr an ihnen wird
Der Natur liebliche Anlage gespürt,
Als an den allerschönsten Geschöpfen,
Woraus wir sonst Ergötzung schöpfen;
Das macht die lebhaft' Freundlichkeit,
Die anlachend Gesprächigkeit,
Die wir in allen Kindern spüren,
Die so schön alle Geberden zieren.
Denn was ist lieblicheres zu hören,
Als wenn die Kinder reden lehren,
Wenn sie herauslispeln bald die Red'
Und rufen: Abba, Vater, Ett,
Rufen der Mutter Memm und Ammen,
Geben nach ihrer Nothdurft Namen,
Brauchen die ererbt' Adams Gewalt,
Der jedem Geschöpf einen Namen gab bald.
Wie ist ihnen zuzusehen wohl,
Wenn sie wackeln wie ein Wasserpfahl?
Und so halslähmig ungewiß tasten,
Und wie ein Engelchen erglasten?
Solch' Freundlichkeit und lieblich Sitten
Sollten die Eltern und einen jeden
Reizen, daß sie desto lieber mehr
Mit Kinderzucht umgingen sehr,
Dieweil solch blühend Alter frisch
Umsonst so lieblich gestalt ist nicht.
Auch ist das Wild und Vieh bewegt,
Daß es zu ihnen Gefallen trägt.

## Epische Gedichte.

### Aus „der Flöhhatz."

Als ich nun merket den Verlust,
Macht ich mich aus dem Kuttenwust,
Beruft mein Volk an ein End,
Ruft auf noch vier Flöhregiment,
Und zeigt ihnen mein Vorhaben an,
Wir wollten nun hin auf dem Plan
An den Markt, da möcht's uns baß gelingen,
Dieweil die Weiber unsrer Dingen
Vor ihrem Geschwätz nicht würden achten;
Denn eh' sie eine halbe Stunde lachten,
Und Scheeren schliffen eine Stund,
Da ihnen nicht still steht Hand noch Mund,
Eh' sie ihrer Gevatterin auslegen
Wie viel ihr' Hennen Eier legen,
Und wie viel Mäus' ihr Katz nächst fing.
Und wie es der Nachbarin ging
Abends, da ihr das Fleisch brannt an,
Und wie voll gewesen sei ihr Mann,
Und wie ihr' Magd die Häfen brech',
Und ihr Knecht alles verthu', verzech',
Wie viel sie Garn gesponnen hab'
Und wie ihr's nur halb der Weber gab,
Wie viel Kleider in der Truh' sie hab',
Wie ihr ihr Mann dazu noch gab,
Und wie sie jetzund in den Hundstagen
Die Flöh' so schrecklich übel plagen:
Eh' sie, sag' ich, solches ihren Gevattern
Nach der Läng' plattern und schnattern,
Dieweil können wir an sie setzen
Und sie nach allem Vortheil pfetzen,
Denn vor vielem hast'gem Geschwätz
Empfinden sie nicht unser Pfetz.
Darauf wir bald dem Markt zuliefen
Und tapfer an die Weiber griffen;
Hinwieder sie auf uns auch tappten,
Und etlich fein' Gesellen erschnappten,
Als: Sanftimhemd, den Hinten zu,
Den Bohrtief und den Nimmerruh.
Ich, als ein Hauptmann, hetzt sie an,
Sie sollten nicht sobald nachlan:
Da sah man einen großen Streit,
Und der Weiber sehr großen Neid,
Welchen zu uns'rem Geschlecht sie tragen.
Denn wiewohl man pfleget zu sagen,
Es hindert stets und sei nicht gut,
Wenn man zwei Arbeiten auf einmal thut,
Jedoch die Weiber uns zu leid
Trieben zugleich ihr Geschwätzigkeit
Und auch ihr giftig, grimmig Griff,
Man griff sie an hoch oder tief.
Vor Zorn sie durch die Zähn' auch redten,
Wenn sie einen zwischen den Fingern hätten,
Stellten auf andere zornig sich,
Und meinten uns doch eigentlich.
Wie Pferd' im Stalle stampften sie,

Wenn wir ihnen saßen unterm Knie,
Sie standen oft auf einem Fuß,
Daß uns der andere reiben mußt'.
Eine erwischet einmal zwei,
Zerknirscht sie auf dem Korb entzwei,
Und sprach dazu aus großem Grimm,
Die Todten hör' ich beißen nimm.
Eine andre hat gekaufet Fisch
Und drüber gegossen Wasser frisch;
So oft dieselb' mocht' einen erwischen,
Warf sie ihn ins Wasser zu den Fischen:
Also im Wasser sterben thäten,
Die nie kein Wasser betrübet hätten,
Und unter ihnen deine beiden Vetter:
Der Hochplitz und der Wollenschreter.
Eine einen Nelkenstock hat gekauft:
Als dieselbe der Hundshummel rauft,
Fing sie ihn, steckt ihn in den Scherben,
Mußt da lebend begraben sterben.

**Aus dem „Glückhaft Schiff von Zürich."**

Da freuten sich die Reisegefährten,
Als sie den Rhein da rauschen hörten,
Und wünschten auf ein neues Glück,
Daß glücklich sie der Rhein fortschick',
Und grüßten ihn da mit Trommeten:
„Nun haben wir deiner Hülf' von Nöthen,
O Rhein, mit deinem hellen Fluß.
Dien' du uns nun zum Fördernuß,
Laß uns genießen deine Gunst,
Dieweil du doch entspringst bei uns,
Am Vogelberg, bei den Luchtmannen,
Im Rheinzierland von alten Ahnen,
Und wir dein Thal, dadurch du rinnst,
Mit Baufeld zieren, dem schönsten Dienst,
Befördre dies Schifflein nach Begehren,
Wir wollen dir es denn verehren;
Leit' es gegen Straßburg deine Zierd',
Dahin du gern laufst mit Begierd',
Weil es deinen Strom ziert und ergötzt,
Gleich wie ein Stein, in den Ring gesetzt."
Der Rhein mocht dies kaum hören aus,
Da wand er um das Schiff sich kraus.
Macht um die Ruder ein weit Rad,
Und schlug mit Freuden ans Gestad,
Und ließ ein' rauschend' Stimm' da hören,
Daraus man mocht die Wort' erklären:
„Frisch dran, ihr lieben Eidgenossen,"
Sprach er, „frisch dran, seid unverdrossen,
Also folgt euren Vorfahren,
Die dies thaten vor hundert Jahren.
Also muß man hier Ruhm erjagen,
Wenn man den Alten will nachschlagen.
Von eurer Vorfahren wegen
Seid ihr mir willkommen hier zugegen,
Ihr sucht die alte Gerechtigkeit,
Die eure Alten haben bereit,
Dieselbige will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten haben gewonnen.
Ich weiß, ich werd' noch oftmals sehen,
Solches von euren Nachkommen geschehen.
Also erhält man Nachbarschaft;
Denn jeder Schweizer Eigenschaft
Ist nachbarliche Freundlichkeit,
Und in der Noth Standhaftigkeit.
Ich hab' viel ehrliche Leut' und Schützen,
Die auf mir im Schiff thäten sitzen,
Geleitet gen Straßburg auf das Schießen,
Dafür mit Freuden ich thu' fließen.
Aber keine hab' ich geleit't
Noch heut' des Tags mit solcher Freud'.
Fahrt fort, fahrt fort, laßt euch nichts schrecken
Und thut die Lenden daran strecken,
Die Arbeit trägt davon den Sieg,
Und macht, daß man hoch daher flieg'
Mit Fama, der Ruhmgöttin herrlich;
Denn ehrenvoll wird, was ist beschwerlich.
Mit solchen Leuten sollt man schiffen
Durch die Meerwirbel und Meertiefen,
Mit solchen fürcht man kein Meerwunder,
Und kein Wetter, wie sehr es tunder,
Mit solchen dürft' man sich vermessen,
Daß einen fremde Fisch' nicht fressen.
Denn diese können alles bestreiten,
Durch ihr unverdrossen Arbeiten.
Mit diesen Knaben sollte einer
Werden des Jasons Schiffahrtgemeiner
Auf die Insel zum goldenen Widder;
Da wüßt' er, daß er käm' hernieder.
Wären diese am Meer gesessen,
So lang' wär' unentdeckt nicht gewesen
Amerika, die neue Welt;
Denn ihr' Lobgier hätt' dahin gestellt.
Laßt euch nicht hindern an dem Thun,
Daß auf die Haut euch sticht die Sunn',
Sie will euch mahnen nur dadurch,
Daß ihr schneidet tapfer durch die Furch',
Denn sie säh' gern, daß ihr die Geschicht'
Vollbrächtet bei ihrem Schein und Licht,

Damit sie auch Ruhm davon trag',
Gleich wie ich, deß mich rühmen mag.
Die Blattern, die sie euch nun brennt
Und die ihr schaffet in den Händ',
Werden euch dienen noch zu Ruhm,
Wie zwischen Dornen eine Blum',
Ihr dürft' euch nicht nach Wind umsehen,
Ihr seht, der Wind will euch nachwehen.
Gleichwie euch nun das Wetter liebt,
Also bin ich auch ungetrübt;
Ihr sehet ja mein Wasser klar,
Gleich wie ein Spiegel offenbar,
So lang man wird den Rhein befahren,
Wird keiner euer Lob je sparen,
Sondern wünschen, daß sein Schiff lief,
Wie von Zürich das glückhafte Schiff.
Wohlan, wohlan, ihr habt mein Geleit,
Um euer standhaft Freudigkeit,
Die Straß' auf Straßburg sei euch offen,
Ihr werdet erlangen, was ihr hoffet,
Was ihr euch heut' früh nahmet vor,
Das wird den Abend auch noch wahr.
Heut' werdet ihr die Stadt Straßburg sehen,
So wahr ich selbst herzu werd' nähen.
Heut' werdet ihr, als willkommne Gäst',
Zu Straßburg noch ankommen aufs Best'.
Nun, liebes Wegschifflein, lauf' behend,
Heut wirst ein Glückschiff noch genennt,
Und durch dich werd' ich auch gepriesen,
Weil ich solch' Treu' dir hab' bewiesen."

## Prosa von Fischart.

### Aus aller Praktik Großmutter.

#### Von Früchten, Obst, Wein, auch anderm Genäsch und Essensspeis, Vieh und Thieren.

Das Getreide: Korn und Weizen wird den Armen beim Kaufe alle Zeit zu theuer und den Reichen zu wohlfeil sein. Der Wein wird im Schwarzwald übel gerathen, im Böhmer-Wald gar umfallen, aber in guten Weinländern ziemlich ansetzen, auch viel Leut erniedern von Stühlen, Bänken und Stiegen. Volle Flaschen werden machen leere Taschen, böse Kleider, und leichte Kuchen und Häuser. Sorg nicht, daß dir der Hase vom Spieß entlaufe. Haben wir nicht die Eier, so braten wir das Nest. Dasjenige Bier ist am besten, darin am wenigsten Wasser ist. Dies Jahr wird es viel Kirschen, Pflaumen, Aepfel und Birnen geben und werden wohl gerathen auf dem obern Markt zu Constanz, zu Augsburg, zu Straßburg vor dem Münster, zu Bamberg auf der hohen Brücke. Von welchem Kirschen-Genäsch viel Leut die Stein' in den Leib bekommen. Um diese Zeit, sagen die Alten, wäre das Mauren am besten, angesehen daß Mörtel und Stein bei einander sein. Auch sein die Stein gedörrt gut zu Wärmsäcklein, wie die Nonnen unter die Füß legen, fürnehmlich, so man sie aus dem Bach oder hinter den Zäunen sucht; nur aufgeklopft und den Kern den Apothekern geschickt, die wissen sie theuer zu verkaufen. Wo die Narren nicht Brod essen, wird man den Roggen wohlfeiler messen. Gelb- und weiße Rüben, Rettig, Zwiebeln und Kraut wird man genug finden ums Geld zu Straßburg bei den Fischbänken, zu Bamberg in der Räßlers Gassen, und auf dem Krautmarkt. Die schwarzen Kühe werden weiße Milch geben. Dies Jahr wird das größte Theil Speck vom Schwein sein. Die Blüth' an den Bäumen werden den Früchten vorgehen. Wenn der armen Leute Wunsch erfüllt wird, so wird ein großer Ueberfluß an Korn und Wein sein. Man wird dies Jahr keinen Krebs in der Luft fangen. Ein großer Mangel wird an Disteln sein von

wegen der Eseln mit den kurzen Ohren. Auf wohl futtern ist gut rudern. Wenn der Stein aufliegt, wird der Bratspieß nicht mehr laufen. Rothe Aepfel dürfen auch wohl wurmstichig sein, wie auch die schönen Jungfrauen. — Wer einen Reiher schindet, hat einen magern Vogel. Gehest du in die Erbsen, so ißt du keine Bohnen. Dreitägig Fisch, taugen auf kein Tisch, viel lieber frisch. Besser eine Mück' im Honig, denn hundert Hornissen ohne Honig, denn wo nicht ist Speis, da sind auch nicht Mäus, und wer todt ist, empfind kein Läus. Das sagt mir wohl ein Narr, und du bleibst weis.

Erasmus Alberus, geboren um das Jahr 1500 zu Sprendlingen bei Frankfurt am Main, verlebte seine Jugend zu Stoden bei Friedberg und besuchte später in Mainz die Schule. Ungefähr um 1520 studierte er zu Wittenberg Theologie, ward dort Luthers Freund und Schüler und zeigte großen Eifer für die Reformation. 1527 wurde er zum Prediger in dem Ländchen Dreieichen, Grafschaft Katzenelnbogen ernannt, wo er die Reformation einführte. Bald darauf, ward er in Berlin Hofprediger Joachims von Brandenburg, doch sowohl diese, wie auch einige andere Stellen: in Rodenburg an der Tauber, zu Babenhausen bei Hanau, zu Magdeburg ꝛc., die er nach und nach bekleidete, wurden ihm wieder entzogen, weil er gegen die willkürlichen Eingriffe der weltlichen Behörden in die kirchlichen Angelegenheiten eiferte. Siebenmal wurde er so seines Amtes entsetzt, und hatte auch sonst mancherlei Verfolgungen zu ertragen. Nachdem er einige Zeit ohne Anstellung in Hamburg gelebt hatte, ward er 1553 Generalsuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgischen, dort starb er noch im selben Jahr, den 5. Mai.

Alberus war ein Mann von vielseitiger Bildung, und einer der eifrigsten und gewandtesten Gegner der Katholiken, was sich besonders in seinen satyrischen Schriften und in seinen Fabeln zeigt, durch die er vorzüglich berühmt wurde. Doch ist er auch als Dichter von Kirchenliedern nicht unbedeutend. In seinen 22 geistlichen Liedern bewahrte er die nämliche volksthümliche Haltung, die seit Luthers Vorgang der Kirchengesang angenommen hatte. Seine satyrischen Schriften sind ausschließlich gegen die katholische Kirche, besonders gegen die Mönche gerichtet; die bedeutendste derselben ist: „der Barfüßermönche Eulenspiegel und Alcoran", welches mit einer Vorrede von Luther 1542 erschien. In seinen Fabeln, zu denen er den Stoff vielfach dem Aesop entnommen, andere dagegen selbst erfunden, auch einige ältere deutsche Fabeln von Boner, Trimberg und andern benutzte, liebte er es, seine Ansichten über Religion, Kirche und Staat auszudrücken, sowie überhaupt Lehren der verschiedensten Art darin zu ertheilen. Er erzählt fließend und ausführlich und benutzt alle, auch unbedeutende Begebenheiten zu längern Beschreibungen, wodurch seine Fabeln an Mannichfaltigkeit und Reiz gewinnen, nur zuweilen erhalten sie dadurch eine zu große Ausdehnung. Seine Fabeln erschienen zuerst vollständig 1550 unter dem Titel: „Das Buch von der Tugend und Weisheit." Diese Sammlung enthält 49 Fabeln.

## Fabel von Erasmus Alberus.

### Von einem Löwen, Bären, Wolf und Fuchs.

Der Löw' ein Schloß hatt', das war stark,
Und ward genannt Tyrannenberg.
Das Schloß ward ihm hernach verbrennt,
Daß man die Stätt' kaum jetzund kennt;
Doch sind die Funken mächtig fern
Gestoben unter andere Herrn.
Als nun der Löw' das Regiment
Noch inn' hatt', hat er ausgesendt
Sein Botschaft in das Land umher,
Und unter andern war der Bär
Aus seinem Schloß, hieß Greifenthal,
Berufen in des Löwen Saal.
Der Wolf mit ihm zog alsobald,
Der saß nicht fern von ihm im Wald,
Daselbst war er ein reicher Graf,
Hat mehr denn siebentausend Schaf,
Vierhundert Geiß und Gäns ohn' Zahl;
Sein Schloß das hieß man Würgenthal.
Das Füchslein macht sich auch herbei,
Daß ihrer zu Hauf' waren eben drei.
Der Fuchs auch einer vom Adel war
Und hatt' nicht weniger alle Jahr,
Denn sechsthalbhundert Hühner=Fallen,
Die mußten täglich zu ihm wallen
Mit herrlicher Procession.
Der Fuchs empfing die Hühner schon,
Und ging mit ihnen in sein Gemach,
Das hieß mit Namen Greifenach.
Er hatt' auch Gänsʼ und Enten genug
Und man ihm täglich mehr zutrug.
Der Bär ein reicher Herzog war,
Dem mußt man liefern alle Jahr
Auf Martini des Morgens früh,
Neunhundert Esel, tausend Küh',
Und dazu viele tausend Schwein,
Daß sie kaum all' zu zählen sein.
So wollen wir nun zeigen an,
Was sie beim Löwen han gethan,
Sie kamen vor des Löwen Haus,
Da schickt der Löw' einen Knecht heraus,
Daß er dem Bären sollt' sagen an,
Er soll hinein zum König gan,
Als er zum Löwen kommt hinein,
Da heißt der Löw' ihn willkommen sein,
Und mußt mit ihm spazieren der Bär
Allenthalben im Saal umher.
Da sprach der Löw': „Mein Bär, sag' mir
Dein' Meinung, wie gefällt es dir?"
Er sprach: „Wollt ihr denn wissen wie?
Es stinket abscheulich übel hie,
In der Spelunken möcht' ich nicht
Haushalten, das ist ausgericht."
Da sprach der Löw': „Wie sagst du Tropf?"
Und nahm ihn flugs bei seinem Kopf
Und riß ihn nieder zu der Erden,
Ein heiliger Märtyrer mußt' er werden.
Solches macht den Wolf und Fuchs verzagt,
Bald ward dem Wolf auch angesagt,
Er soll zum Löwen gehn hinein.
Er dacht': das will der Teufel sein.
Als er hinein zum Löwen kam,
Der Löw' den Wolf bald mit sich nahm
Und führt ihn im Palast umher;
Der Wolf sah, wie der arme Bär
Dort lag und ander Aas dazu,
Da lag ein Schwein, dort lag ein' Kuh,
Hier lag ein Kopf von einem Gaul,
Dort lag ein rauhes Ochsenmaul,
Da lag ein Schwanz, dort lag ein Horn,
Hier lagen lange Eselsohren,
Da lagen Bein', dort lagen Fuß'.
Der Wolf gedacht: hab' dir die Druſ'!
Zuletzt da er ihn hatt' nun lang'
Umhergeführt, da ward ihm bang;
Er dacht': was willst du zu ihm sagen,
Wenn er dich wird um Antwort fragen?
Der Löw' fragt ihn, wie's ihm gefiel?
Dem Wolf gefiel nicht wohl das Spiel,
Er dacht': ich will ihm dennoch geben
Solch' Antwort, daß ich bleib' bei Leben,
Er sprach zu ihm: „Auf meine Treu'
Sag' ich, es ist ein schön Gebäu,
Und riecht dazu so mächtig wohl,
Daß billig ein Löw' hier wohnen soll,
Das sag' ich auf das Sterben mein,
Es geht ein süßes Lüftlein ein
Vom grünen Wald, o Gott, wie gut!
Das einem sanft im Herzen thut.
Der Löwe dacht': es hilft dich nicht.
Er sprach: „O feiger Bösewicht!
Wie kann der Wolf so weidlich lügen,
Daß sich davon die Balken biegen,
D'rum ich dich wahrlich strafen muß:
Wohlan, ich leg' dir auf die Buß'."

Da nahm er ihn beim Hals behend
Und half ihm zu seines Lebens End'.
Der Wolf hat nun auch seinen Bescheid.
Dem armen Fuchs war's draußen leid,
Doch fand er bald einen feinen Rank,
Wie er sich gegen den Gestank
Wollt' halten, und traf's dennoch eben,
Also, daß er erhielt sein Leben.
Denn als er ward berufen hinein,
Und sagen sollt' die Meinung sein,
Da hielt er zu die Nas' und sagt:
„Ich werd' vom Schnupfen wohl geplagt
Nun länger denn vierzehn Tag'.
Es ist wahrlich ein' häßlich Plag',
Die macht, daß ich nichts riechen kann,
Ich wollt' sonst gerne zeigen an
Mein' Meinung, wenn der schädlich Schnopf
Nicht so verwüstet hätt' mein Kopf."
Dem Fuchs half also seine List,
Daß er beim Leben blieben ist.

### Moral.

Der Leut' find' man jetzunder viel,
Die listig sind und schweigen still
Und nehmen sich des Schnupfens an,
Wie dieses Füchslein hat gethan,
Als ob der Weg der sicherst' sei,
Daß man sich häng' an keine Partei,
Denn entweder sie bleiben stumm,
Oder sprechen: mumm, mumm, mumm,
Das sind die Weisen in der Welt,
Kein Frommer aber von ihnen hält.
Der Bär wird für gerecht erkannt,
Der hat weiß, weiß, schwarz, schwarz genannt.
Ein frommer Mann die Wahrheit soll
Verleugnen nimmer, ob er wohl
Darum muß wagen Leib und Leben,
So wird's ihm Gott doch wieder geben;
Ihm wird gewiß nach dieser Welt
Sein Leben wieder zugestellt.
Es ist ja Christ auch so gestorben,
Und doch darüber nicht verdorben,
Denn er, der fromme Jesu Christ,
Von aller seiner Marter ist
Auferstanden am dritten Tag,
Der Tod an ihm nun nichts vermag.
Er hat seiner lieben Christenheit
Durch seinen Tod die Stätt' bereit't,
Daß sie mit ihm sollt ewiglich
Ins Vaters Reich erquicken sich,
Erlöst forthin aus aller Noth,
Da wird sie denn trotzen dem Tod;
Wo ist dein Stachel, lieb' Gesell'?
Wo ist dein Sieg, du böse Höll'?
Du hast den Sieg mit großem Spott
Sammt deiner teufelischen Rott'
Verloren, dagegen unser Christ
Ein hochgelobter König ist,
Der woll' von wegen seiner Ehr',
Uns nicht verlassen nimmermehr.

Burkard Waldis, geboren zu Allendorf an der Werra in Hessen, wahrscheinlich schon vor 1500; doch weiß man sein Geburtsjahr nicht zuverlässig. Die Geschichte seiner Jugend ist ebenfalls nicht genau bekannt, man vermuthet, daß er ein Handwerk erlernte, wahrscheinlich das eines Zinngießers, und daß er sich erst später dem geistlichen Stande widmete. Vom Jahre 1523 an hat man nähere Nachrichten über ihn; in dem genannten Jahre erscheint er als Mönch in Riga, von wo er von der katholischen Geistlichkeit mit einer Beschwerdeschrift über die beginnenden reformatorischen Lehren an den Reichstag nach Nürnberg geschickt wurde. Als er mit dem strengen Befehl zurückkehrte, daß alles in den alten Stand gesetzt werden solle, wurde er mit seinen Begleitern von den Protestanten ins Gefängniß geworfen, in welchem er drei Jahre bis 1527 blieb. Während dieser Zeit trat er zur lutherischen Lehre über und ward ein eifriger Anhänger derselben. Nach seiner Befreiung, welche er hauptsächlich der Theilnahme seiner beiden Brüder, die damals nach Riga gekommen waren, verdankte, lebte er noch eine Zeit

lang als Zinngießer in Riga, dann scheint er mit seiner Waare große Reisen durch Deutschland, Holland, Italien, Spanien und Portugal gemacht zu haben. Doch ist alles Nähere darüber gänzlich unbekannt. Ebenso wenig weiß man, was ihn veranlaßte wieder den geistlichen Stand zu ergreifen, noch wann dies geschah. Im Jahr 1544 findet man ihn wieder als Pfarrer in Abterode in Hessen, wo er zehn Jahre noch lebte, nach welcher Zeit aber wieder alle weitern Nachrichten über ihn fehlen.

Waldis vorzüglichstes Werk ist seine Fabelsammlung, die er unter dem Titel: „Aesopus ganz neu gemacht", herausgab. Doch verfaßte er außer dieser noch mehrere andere, nicht unbedeutende Schriften: 1) Eine Umdichtung des ganzen Psalter, wobei er eine glückliche Auffassung und Sprachgewandtheit entwickelte. 2) Ein Fastnachtsspiel in niederdeutscher Sprache: „vom verlornen Sohn", in welchem er mit der größten Entschiedenheit die katholische Kirche bekämpfte. 3) Mehrere Satyren gegen die Katholiken, darunter die Uebersetzung eines lateinischen Gedichts: „das päpstische Reich"; 4) endlich bearbeitete er den Theuerdank, ein episches Gedicht, welches die Lebensgeschichte Kaiser Maximilians I. unter einer allegorischen Einkleidung erzählt, und welches der Kaiser theilweise selbst abgefaßt hatte, es dann aber, aus Mangel an Zeit seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing zur Vollendung übergab. Melchior Pfinzing, geboren 1481 zu Nürnberg, gestorben 1535 zu Mainz, arbeitete nun das vom Kaiser angefangene Gedicht aus und verbesserte vieles daran. Es führt den Titel: Theuerdank, weil der Held desselben, Theuerdank: seine Gedanken nur auf Theueres, Herrliches richtet, und ist von sehr geringem poetischem Werthe. Waldis ist unter den zahlreichen Bearbeitern desselben der beste.

Waldis Fabelsammlung zerfällt in vier Bücher, von denen jedes hundert Fabeln enthält, den Stoff zu denselben hat er meistens den alten Fabeldichtern: Boner, Trimberg, namentlich aber dem Aesop entnommen, nur das vierte Buch, welches weniger Fabeln als Schwänke, Erzählungen und Anekdoten enthält, dichtete er theils nach eigener Erfindung, theils nach mündlichen volksthümlichen Erzählungen. Seine Fabelsammlung wurde für alle spätern Fabeldichter eine der ausgiebigsten Quellen; so entnahmen Hagedorn, Gellert, Zachariä und mehrere andere vieles daraus; auch scheint Bürgers Gedicht: der Kaiser und der Abt, nach einer Erzählung des Waldis': wie ein Sauhirt ein Abt ward, bearbeitet zu sein. Die Idee dieses Schwankes, den Gegensatz zwischen der Unbeholfenheit des Gelehrten und dem gesunden praktischen Sinn des gemeinen Mannes dazustellen, findet sich schon seit den ältesten Zeiten in manchen deutschen Dichtungen. So in dem epischen Gedicht: „Salomo und Morolt", aus dem 14. Jahrhundert, dann etwas später im „Pfaffen Amis" und andern ähnlichen Erzählungen, hernach wieder im 15. Jahrhundert in dem Fastnachtsspiel: „der Kaiser und der Abt", von einem unbekannten Verfasser, und so können wir dieselbe in den verschiedensten Bearbeitungen, mit mehr oder weniger Abweichungen bis in die neueste Zeit verfolgen.

Heiter und belebt in der Darstellung sind Waldis Fabeln von großem Interesse, was noch erhöht wird, durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts.

Die ansprechendsten derselben sind diejenigen, in denen er keine polemische oder satyrische Tendenz verfolgt.

## Fabeln von Burkard Waldis.

### Vom Frosch und Ochsen.

Einen großen Ochsen an der Weid'
Ersah ein Frosch, da war ihm leid,
Daß er nicht wär' in solcher Maß
Gewachsen wie der Ochse groß,
Und sprach zu seinem Sohn: „Sieh' zu,
Ich werd' wohl wissen, was ich thu:
Ich will mich jetzt sehr groß machen,
Daß ich dem Ochs in allen Sachen
Gleich werde, Jedermann wundere sich,
Sprech: sieh' der Frosch ist dem Ochsen glich."
Er blies sich auf und sprach zum Sohn:
„Sieh', Lieber, hab' ich's nicht gethan?"
Er sprach: „Vater, ihr werdet's nicht thun,
Darum laßt ab bei Zeiten nun."
Der Frosch sprach: „Sieh' zum andernmal
Ob ich's nicht schier erlangen soll?"
Der Sohn sprach: „Vater, ich bitt', laßt ab,
Oder ich euch zuletzt gesehen hab'."
Der Frosch sprach: „Kostet's ein Königreich,
Heut' will ich sein dem Ochsen gleich."
Blies sich mit aller Macht so hoch,
Daß er zu zweien Stücken brach.

Ein jeder hat von Gott sein Gab',
Daran er ein Begnügen hab'.
Der hat einen adeligen Leib,
Der ander ein frommes, schönes Weib,
Dieser ist stark, jener ist reich,
Dem ist Niemand an Freundschaft gleich,
Der hat eine werkliche Hand,
Der andere einen guten Verstand.
Ich rath' einem jeden, bleib' dabei,
Dazu er am besten geschicket sei,
Und trag' daneben kein Abgunst
Zu seines Nächsten Glück oder Kunst,
Vermesse sich nicht mehr denn er kann,
Oder wird ihm wie dem Frosche gahn.
Auch ist's nicht weislich sich zu erregen,
Wider einen Stärkern zu legen:
Besser, daß er sich selbst erst messe,
Und seiner Schwachheit nicht vergesse.

### Von einem Knaben und einem Stieglitz.

Es hat ein Knab' einen Stieglitz gefangen,
Im Käfig an einem Fenster hangen,
Zuletzt der Stieglitz fand ein Loch,
Da kroch er hinaus. Er rief ihm nach
Und sprach: „Was Unglücks hat dich betroffen,
Darum du bist hinausgeschlossen?
Hab' dir doch alles genug gegeben,
Wovon die Stieglitz' mögen leben.
Ich bitt' dich, komm' doch wieder rein,
Der Stieglitz antwort't ihm, sprach: „Nein,
Hier leb' ich frei und unverzagt,
Eß', wenn mir's, nicht wenn dir's behagt."

Die Freiheit ist ein edel Kleinod,
Dasselb' weiß Niemand, der sie hat,
Wer sie aber einst thut verlieren,
Der sollt' den Tod lieber erküren.
Dem Gefangenen ist kein Armer gleich;
Wer frei ist, hat ein Königreich.

### Vom Bauern und dem Gott Herkule.

Es hat ein Bauer einen Karren geladen,
Da fuhr er mit, zum großen Schaden
Mit seinem Pferd in eine Pfützen,
Da blieb er in dem Kothe sitzen.
Er rief bald an den Gott Herkulem,
Daß der sich seines Jammers annehm',
Und hülf' ihm jetzt aus dieser Noth,
Kein menschlich Hülf' er sonst nicht hat.
Da rief ein' Stimm' vom Himmel herab:

„Kein größern Narren gesehen hab',
Dein unnütz Rufen ist nichts werth:
Nimm dein' Geißel und schlag' das Pferd,
Tritt in die Pfütze unter's Rad,
Brauch', was dir Gott gegeben hat,
Und ruf' dann Herkules wieder an,
Dann wird er treulich bei dir stahn."
Zum Unterhalt des Menschenleben
Hat Gott beständig Mittel geben,
Wie er uns in der Schrift thut weisen,
Daran sollen wir uns stetes preisen,
Der Müh' und Arbeit sein geflissen:
Im Schweiß sollen wir das Brod genießen.
Und nicht so lang' am Rücken liegen,
Daß gebrat'ne Tauben ins Maul uns fliegen.
Gott gibt dir wohl beim Horn die Kuh,
Du mußt aber selbst auch greifen zu,
Und der Arbeit dich nicht lassen verdrießen,
Willst du anders des Fleisches genießen.
Daß ich sollt' fallen vom Thurm herab,
Dieweil ich Treppen und Leitern hab',
Und meinen, Gott sollt' sein bereit
Mich schützen vor der Fährlichkeit,
Das heißt: Gott ohne Noth versuchen,
Auf's Höchste lästern und verfluchen.
Wo aber ziemlich Mittel fehlen,
Und uns die Noth thut übereilen,
Da sollen wir bitten Gott den Herrn,
Er woll' uns Hilf' und Trost bescheern,
Und uns in aller Noth vertreten,
Aus Seel' und Leibesgefahr erretten.
Das thut er dann ohn' allen Betrug,
Gewißlich und ohn' allen Verzug
Nach seiner göttlichen Zusag':
Ist gewiß und bedarf keiner Frag'.

**Bartholomäus Ringwaldt**, geboren 1530 zu Frankfurt an der Oder, studierte Theologie und erhielt schon 1557 ein geistliches Amt. 1567 wurde er nach Langfeld in der Neumark berufen, wo er lange segensreich wirkte und 1598 starb, nachdem er sich noch in seinem 62. Lebensjahre zum zweitenmal vermählt hatte.

Ringwaldts Poesien, in denen sich zwar keineswegs großes poetisches Talent offenbart, verdienen doch hervorgehoben zu werden wegen des edlen und frommen Sinnes, der sich in denselben kund giebt, sowie wegen des anschaulichen Bildes, welches sie von den Sitten der damaligen Zeit gewähren, und endlich auch wegen der fließenden Sprache, die zu jener Zeit selten war. Er verfaßte, außer einer Menge lyrischer Gedichte, darunter 120 geistliche Lieder, die zum Theil Aufnahme in die Gesangbücher gefunden haben, zwei größere didaktische Gedichte: „die lautere Wahrheit" und „die Warnung des getreuen Eckart"; ferner ein Spiel: „Speculum mundi", welches das Leben

eines, wegen seiner Wahrheitsliebe verfolgten Predigers, und seine endliche Errettung aus den Händen seiner Verfolger darstellt. Auch brachte er ein lateinisches Spiel: „den Raub der sächsischen Prinzen", von Daniel Cramer, in deutsche Reime.

„Die lautere Wahrheit" sucht darzuthun, wie sich ein weltlicher und geistlicher Streiter Gottes in seinem Beruf verhalten soll. Dabei schildert der Dichter mit vielem Freimuth die mannichfaltigsten Lebensverhältnisse und Zustände der damaligen Zeit, meistens freilich von ihrer Schattenseite, um daran Warnungen, Ermahnungen und Belehrungen zu knüpfen, doch weiß er auch die bessern und anmuthigern Seiten des Lebens hervorzuheben, wovon namentlich seine Darstellung des Familienlebens zeugt. Das Gedicht, dem die besten lyrischen Poesien Ringwaldts eingefügt sind, war seiner Zeit so beliebt, daß bis zum Jahr 1644 dreizehn Auflagen erschienen, und ein Dichter des 17. Jahrhunderts: „Moscherosch", dasselbe häufig in seinen Werken anführt.

„Der getreue Eckart" enthält, in Form einer Verzückung des treuen Eckart, der der Sage nach, Hüter des Venusbergs war, eine Schilderung von Himmel und Hölle, sowie von dem Zustande aller Gottseligen und Verdammten, ähnlich, doch weniger großartig wie Dantes: „göttliche Komödie", die Ringwaldt keinenfalls kannte. Bei der Schilderung der Hölle werden die verschiedensten Stände vorgeführt: Wucherer, Junker, schmeichlerische Räthe, Hofprediger, Juristen, Dorfpfarrer, Stutzer, Putzdamen und viele andere, die alle beim Anblick des getreuen Eckart in lauten Jammer ausbrechen und sich in Selbstanklagen ergehen. Die Darstellung der Hölle ist daher auch bedeutender als die Schilderung des Himmels, weil sich dabei Gelegenheit bot, die Laster und Sünden der Welt darzustellen; so daß dieser Theil des „Eckart" als eine Fortsetzung der lautern Wahrheit erscheint. Das Gedicht ward im Jahr 1600 von „Andreas Hartmann", einem sonst unbekannten Dichter, zu einer Komödie benutzt.

## Gedichte von Bartholomäus Ringwaldt. (Lyrisch).

### Aus der lautern Wahrheit.

#### Kleider=Narren.

I.

Ich lob' die Polen in ihrer Zier,
Sie bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden sich nach Landesbrauch,
Wie Türk' und Moskowiter auch.

II.

Aber ihr in dem deutschen Land
In Kleidung haltet kein Bestand.
Daran man euch, mit wahrem Grund,
Wie andere Völker kennen kund.

III.

Sondern ihr seid recht wie die Affen,
Nach Welschen und Franzosen gaffen,
Als auch nach Böhmen und dergleichen,
Die eurer Lande Gränz' erreichen.

IV.

Was die an Rüstung, Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müssen Jungfrau, Mann und Knaben
Auch allenthalben um sich haben.

V.

Mit welcher Tracht und losen Dingen
Sie sich nur um die Heller bringen
Und machen, wie man's wohl erfind't,
Daß alles Geld im Land verschwind't.

VI.

Ja, wenn sie noch bei einem blieben,
Und nicht so often Wechsel trieben,
In Röcken, Wämmsen, Stiefel, Hut,
So ging es hin und wär' noch gut.

VII.

Aber eh' daß man sich umsicht,
So wird was Neues aufgericht;
Darauf so fallen sie insgemein:
Wie könnt ihr da vermögend sein?

VIII.

Bedenkt das doch in jedem Stand,
Ihr lieben Leut' im deutschen Land,
Auf daß ihr nicht von eurer Hab'
Durch à la mode nehmet ab.

### Aus der Warnung des treuen Eckart. (Didaktisch.)

#### Der Jungfrau Klage.

O du verfluchte Pracht,
Du hast mich in die Noth gebracht,
Sammt Dünkelgut, dem losen Hund,
Der mich mit Hoffart hat verwund'.
Ich hatt' kein' Gottesfurcht bei mir,
Befleißt mich aller neuen Manier,
Veracht' die andern hin und her,
Und meint', daß ich die Schönste wär'.
Ich trug ein doppelweit Gekrös,
War schnappisch und auch ziemlich bös,
Gab keinem Recht, noch gut Bescheid,
Wenn er nicht trug ein feines Kleid.
Ich schafft mir Springer, goldene Hauben,
Gezogne Borten, Marder, Schauben,
Und seidne Joppen, schön geschnürt,
Ob's meinem Stand wohl nicht gebührt;
Wenn ich zur Kirche sollte gehn,
So mußt ich vor dem Spiegel stehn,
Und zu dem Schmuck zwei Stunden han,
Als legt ich einen Harnisch an.
Und wenn ich dann in meiner Schmink'
Mit einer Magd zur Kirche ging,
Daselbst, wie man pflegt zu beten,
So hätt' ich nicht ein Ei zertreten,
So gar sehr zierlich konnt' ich thun
In meinen schmalgeschnürten Schuh'n,
Die ich mir hat zu meiner Straßen
Nach Art der Edlen machen lassen.
Und wenn ich in die Kirche kam,
Das Büchlein vor die Nase nahm,
Das man vermeint, ich läse was,
So dacht' ich heimlich dies und das.

Johann Valentin Andreä, geboren den 17. August 1586 zu Herrenberg in Würtemberg, wo sein Vater Pfarrer war. Diesen verlor er schon sehr früh, worauf er mit seiner Mutter nach Tübingen zog. Dort lebten sie so kümmerlich, daß, als er mit 21 Jahren seine Mutter verließ, um sich eine Stelle als Hofmeister zu suchen, sie ihm nur 12 Kreuzer mitgeben konnte. Doch kehrte er nach zwei Jahren, mit einer hübschen Summe Geld, die er sich erspart hatte, nach Tübingen zurück, und widmete sich nun mit angestrengtem Fleiß dem Studium der Theologie. Hierauf machte er größere Reisen durch die Schweiz, Frankreich und einen Theil Deutschlands. 1614 erhielt er eine Stelle als Diakonus in Vaihingen, 1620 ward er Stadtpfarrer in Calw, 1639 Hofprediger in Stuttgart, 1641 Doctor der Theologie, 1642 Kirchenrath des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1650 Abt und Generalsuperintendent zu Babenhausen und 1654 Abt zu Adelsberg. Er starb den 27. Juli 1654 zu Stuttgart, wohin er sich als erwählter Landschaftsausschuß begeben hatte.

Andreä verdankt seine Berühmtheit zwar hauptsächlich seinen lateinischen Dichtungen, die formell seine deutschen Gedichte weit übertreffen. Doch sind auch diese dem Inhalt nach bedeutend, und die oft unbeholfene und mangel=

hafte Form rührt wohl daher, daß er, wie er in dem Gedicht an den Grübler selbst sagt, alles ohne Kunst und Mühe hinschrieb, wie es ihm der Augenblick eingab.

Er verfaßte außer zwei didaktischen Gedichten: „das gute Leben eines rechtschaffenen Diener Gottes", und: „die Christenburg", eine Menge lyrischer Gedichte, die er theils in besondern Sammlungen herausgab unter den Titeln: „Geistliche Kurzweil" und „Christliche Gemäl", theils den beiden genannten didaktischen Gedichten einverleibte. Die lyrischen Dichtungen sind, wie schon aus dem Namen der Sammlungen hervorgeht, meist religiösen Inhalts, die von der Tiefe der Empfindung und der innigen Frömmigkeit des Verfassers zeugen, nur zuweilen ermüdet er durch die zu große Ausdehnung seiner Gedichte und durch zu überschwengliche Ausdrücke und Wendungen in denselben.

„Das gute Leben eines rechtschaffenen Diener Gottes" enthält Alles, was Andreä über das geistliche Amt, die Leiden und Freuden eines Geistlichen, über dessen Pflichten und Ehren gedacht und erfahren hatte. Es ist mit solcher Kraft und Eindringlichkeit geschrieben, daß es trotz der etwas schwerfälligen Sprache in hohem Grade fesselt. Das allegorisch-didaktische Gedicht: „die Christenburg" steht an poetischem Werthe hinter dem ersteren zurück. Es behandelt die innern Zustände der lutherischen Kirche, und stellt die lutherische Christenheit unter dem Bilde einer Stadt dar, die von den Frommen auf einer Insel im Weltmeer erbaut worden war, um sich dorthin, bei der überhandnehmenden Bosheit, zu flüchten. Doch wurde die Stadt bald weit und breit bekannt und oft von Feinden bedroht, auch kam sie durch die Sorglosigkeit der Bürger in Verfall, so daß der Baumeister ein neues Castell erbaute. Dieses wurde aber durch die Nachlässigkeit der Werkmeister nicht einmal ganz vollendet, und der Antichrist benutzte das, um die Stadt anzugreifen. Die Christenburger erlitten eine große Niederlage, und sie wollten sich schon dem Feinde ergeben, als es einem alten Reformator gelang, sie wieder zu ermuthigen. Unterdessen schickte auch Gott Hülfe gegen die wieder andringenden Feinde. Ein Nebel verbarg ihnen die Christenburg; sie geriethen in Verwirrung und erschlugen sich einander. Als der Nebel sich verzog, und die Christenburger das Verderben Ihrer Feinde sahen, stimmten sie ein Danklied an, welches den Schluß des Gedichtes bildet.

## Lyrische Gedichte von Johann Valentin Andreä.

### An den Grübler.

Ohn' Kunst, ohn' Müh', ohn' Fleiß ich dicht',
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt'.
Bis du witzst, schwitzst, spitzst, schnitzst im Sinn,
Hab' ich angesetzt und fahr' dahin;
Bis du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopf,
Ist mir schon ausgeleert der Topf;
Bis du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt der Zwirn.
Gefällt's dir nun nicht wie ich thu,
Mach's besser, nimm ein Jahr dazu.

## Geistes Freud'.

I.

Mit Freuden will ich singen
In dieser Morgenstund',
Recht soll mein Geist sich schwingen
In Gottes Huld Abgrund:
Ach Herr, thu' auf meinen Mund.

II.

Mit Freuden will ich leben
Wie mir mein Herr verleiht,
Recht seinem Wort nachstreben,
All' Sorgen, fliehet weit:
Ach Herr, mein Herz erleucht'.

III.

Mit Freuden will ich lehren
All', die mir Gott bescheert,
Redlich ihren Nutzen mehren,
In ihnen werd' Gott geehrt:
Ach Herr, regier' mein' Heerd'.

IV.

Mit Freuden will ich danken
Für jede Gottes-Gab'.
Ersticken all' thöricht' Gedanken,
In Gott ich alles hab':
Ach Herr, meinen Geist erlab'.

V.

Mit Freuden will ich geben
Armen und wer will han,
Reichlich mein' Händ' erheben,
In Gott mein Bächlein lan:
Ach Herr, mein' Gab' nimm an.

VI.

Mit Freuden will ich lassen
Alles, was mir Gott verbeut,
Achtsam sein' Gaben fassen;
In ihm bleiben gefreit:
Ach Herr, sei du mein Freud'.

VII.

Mit Freuden will ich werken
An Gottes Bau und Werk,
Rühmlich mein' Arme stärken
In seinem Weinberg:
Ach Herr, sei du mein Stärk'.

VIII.

Mit Freuden will ich lieben,
So Freunde, wie auch Feind',
Ruhige Geduld stets üben,
Mit Gott bleiben vereint:
Ach Herr, sei du mein Freund.

IX.

Mit Freuden will ich harren
Allein auf Gottes Hand,
Kräftig ziehen am Karren;
Ich werd' doch nicht zu Schand':
Ach Herr, sei du mein Pfand.

X.

Mit Freuden will ich leiden,
An meinem Kreuz tragen fort,
Redlich hier schweigen, meiden
In diesem finstern Ort:
Ach Herr, bleib' du mein Hort.

XI.

Mit Freuden will ich glauben
An Gottes wahren Bund,
Reuend mein Fleisch betauben
Und hüten alle Stund':
Ach Herr, sei du mein Grund.

XII.

Mit Freuden will ich sterben,
Auf daß ich hab' Gewinn,
Rüstig verlassen die Erden,
Nach dem Himmel steht mein Sinn:
Ach Herr, mein' Seel' nimm hin.

## Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. (Didaktisch.)

Ich hab' gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Was kaum ein Mensch bringt in sein Haupt:
Er glaubt einen Gott, deß niemand acht',
Ein jeder nach seinem Götzen tracht';
Er glaubt einen Himmel, der wird verschmäht,
Ein jeder hier nach seinem Willen geht;
Er glaubt eine Höll', die niemand flieht,
Ein jeder die breite Straße zieht.
Er glaubt ein Gericht, das niemand besorgt,
Ein jeder auf die Rache borgt;

Er glaubt einen Sohn, den niemand will,
Ein jeder will hier Hüll' und Füll';
Er glaubt ein göttlich Regiment,
Ein jeder meint, das Glück sei blind;
Er glaubt einen Tod, der alles scheid
Und jeder pocht auf lange Zeit;
So glaubt er, was die Welt verneint,
Und ihren Augen ist ungereimt;
Damit zieht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Danach so weiß ein Seelenhirt,
Was die Welt ungern innen wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott auf's äußerst sei veracht';
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolfe liefert manch' armes Schaf;
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht seien auf Kindeskinder;
Er weiß, daß große Feder=Hahnen
Noch kommen in den Pfuhl zusammen,
Er weiß, daß die groß Ueppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach und Leid;
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst nur stärkt zu ewigem Schmerz;
Das weiß er, will's schon niemand wissen,
Und wird gar sehr darob geschmissen;
Damit zieht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Drittens so muß ein Pastor thun,
Was jedermann will überstohn;
Er muß die Wahrheit jedem geigen,
Darüber zeigt man ihm die Feigen;
Er muß aufwischen jede Stund',
Darüber man ihm viel Uebles gunnt;
Er muß in die Pest und Lazareth,
Da mancher weit vorübergeht;
Er muß zum Feuer, Galgen und Rad,
Zum Gefängniß und der Hexen Bad;
Er muß verzweifelt Buben trösten,
Die Ruchlosesten durch's Gesetze trösten;
Er muß jedermann helfen bitten,
Rathen, warnen, beschützen und hüten;
Er muß in alle Pfützen treten,
All' Unlust putzen und ausjäten:
Das muß er thun, ohn' allen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank;
Damit zieht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Nikolaus Manuel, genannt Deutsch, geboren 1484 zu Bern, widmete sich schon früh der Malerkunst, zu der er ein entschiedenes Talent hatte, und bildete sich zuerst in Basel unter Holbein, dann in Venedig unter

Tizian zu einem der bedeutendsten Maler seiner Zeit. Im Jahr 1512 ward er, wegen seiner vielfachen Kenntnisse und trefflichen Eigenschaften, von seinen Mitbürgern in den großen Rath seiner Vaterstadt gewählt. Doch nahm er 1522, wahrscheinlich weil ihm seine Kunst nicht hinlänglichen Erwerb bot, Kriegsdienste, und zog mit den eidgenössischen Truppen, welche in französischem Solde standen, nach Italien, wo er dem Sturm von Novara und der Schlacht von Pavia beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit war es, wo sich auch sein poetisches Talent bemerkbar machte. Er dichtete ein Kriegslied, welches er einem damals viel gesungenen Lied der deutschen Landsknechte entgegensetzte, darin er den Muth seiner Mitkämpfer verherrlichte. Bald darauf in die Heimath zurückgekehrt und vom Rath zum Voigt von Erlach ernannt, nahm er eifrigen Antheil an den Bestrebungen der Reformation und gab sich zur Verbreitung derselben die größte Mühe. 1528 ward er in Bern auch zum Mitglied des kleinen Rathes ernannt; er entwickelte in dieser Stellung eine außerordentliche Thätigkeit, namentlich zur festern Begründung der Reformation, auch in andern Orten der Eidgenossenschaft. Er starb den 30. April 1530 in Bern.

Als Dichter machte sich Manuel durch seine Fastnachtsspiele, die entschieden gegen die Katholiken gerichtet waren, am berühmtesten. Sie nehmen unter den meisten Spielen der damaligen Zeit eine hervorragende Stelle ein. Sie zeichnen sich besonders durch eine kräftige, kernhafte Sprache, treffenden Witz und äußerst lebendig gezeichnete Charaktere aus; dagegen fehlt es auch seinen, wie allen Spielen aus dieser Zeit an dramatischer Entwickelung. Von drei Spielen: „Todtenfresser", „Vergleichung des Papstes mit Christo" und: „die kläglich Botschaft dem Papst zukommen", kann Manuel mit Gewißheit als der Verfasser genannt werden. Ob ein viertes: „Elßli Tragdenknaben" auch von ihm herrührt, ist noch ungewiß. Außer diesen Spielen verfaßte Manuel noch eine gereimte Erklärung zu einem seiner Bilder: „dem Todtentanz", sowie einen prosaischen Dialog: „das Testament der Meß'."

## Siebente Gruppe.

## Gegner der Reformation.

### Thomas Murner.

Thomas Murner, geboren den 24. December 1475 zu Straßburg, besuchte schon sehr früh die lateinische Schule des Barfüßerklosters in Straßburg, und wurde, seiner Talente wegen, von den Vorstehern des Ordens dazu bestimmt, sich als Lehrer auszubilden. Zu diesem Zwecke besuchte er Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, und erhielt in letzterer Stadt die Würde eines Baccalaureus. An mehreren der von ihm besuchten Schulen war er nicht blos Schüler, sondern zugleich Lehrer, so hielt er in Krakau Vorträge über Logik, in Freiburg über bürgerliches und kirchliches Recht. Nachdem er nun auch noch zu seiner weitern Ausbildung Rom und Venedig besucht hatte, ward er Doctor der Theologie und ging nach

Straßburg in sein Kloster zurück. Bald jedoch gerieth er mit einigen der bedeutendsten Gelehrten in Streit, der so heftig wurde, daß er sich gezwungen sah, seine Vaterstadt zu verlassen. Er ging nach Frankfurt und predigte dort in der Kirche des Franziskanerklosters. Zum Text wählte er Stellen aus einem seiner satyrischen Gedichte: „die Narrenbeschwörung." Doch fand er wenig Beifall bei seinen Zuhörern, die ihn wegen seiner possenhaften Vorträge verspotteten. Als er sich nun auch noch in einen Streit der Franziskaner und Dominikaner einmischte und das Volk gegen letztere aufwiegelte, wurde er, wie es scheint, aus Frankfurt verwiesen. Von da an, ungefähr im Jahr 1508, führte er ein noch unstäteres Leben wie vorher. Er hielt sich nach einander in Straßburg, Freiburg, Bern, dann wieder in Freiburg, Trier und Basel, doch überall nur kurze Zeit auf. Im Jahr 1519 befand er sich wieder in seinem Kloster in Straßburg. Hier fing er nun an, seine schriftstellerische Thätigkeit gegen die Reformation zu richten, wodurch er sich den Haß der Straßburger zuzog, die zum größten Theil der neuen Lehre zugethan waren. Er ging daher gern nach England, als ihn Heinrich VIII. zum Kampf gegen Luther dorthin berief. Doch blieb er nur kurze Zeit dort, kehrte noch in demselben Jahre nach Straßburg zurück, und kaufte sich, weil die Drucker keine Bücher mehr von ihm annehmen wollten, eine Druckerpresse, um seine Schriften selbst drucken zu können. Da er mit seinen Schmähungen gegen die Reformation fortfuhr und sich dadurch die Wuth der Elsasser gegen ihn immer steigerte, so mußte er endlich, um derselben zu entgehen, 1526 aus Straßburg flüchten. Er wandte sich nach Luzern. Dort wurde er in das Franziskanerkloster aufgenommen und zum Prediger und Professor ernannt. Doch konnte er auch in diesen neuen Verhältnissen nicht lange bleiben. Wegen seiner fortgesetzten Schriften gegen die Reformation, die er herausgab, verlangten Zürich und Bern seine Auslieferung und er mußte 1529 die Schweiz wieder verlassen. Von da an fehlen alle weitern Nachrichten über ihn; es ist weder bekannt, wo er sich nach seiner Vertreibung aus der Schweiz aufhielt, noch wann und wo er starb. Wahrscheinlich fällt sein Todesjahr zwischen 1536—1537.

Ueber Murners persönlichen Charakter läßt sich nur schwer ein Urtheil fällen, da seine Zeitgenossen, wahrscheinlich erbittert durch seine derben und rücksichtslosen Satyren, ihn zu sehr schmähten und verkleinerten. Doch ist das wohl nicht zu läugnen, und geht auch aus seiner Biographie hervor, daß er zänkisch und unverträglich war, und nicht den hohen Grad von Gelehrsamkeit besaß, mit der er so gerne prahlte. Wie dem auch sein möge, so viel steht fest, daß er für die Satyre eine außerordentliche Begabung hatte, und der Muth, mit dem er, trotz den vielfachen Verfolgungen, die Reformation bekämpfte, alle Anerkennung verdient, besonders da er in seinen frühern Schriften selbst gegen die Verdorbenheit der Geistlichen und die Mißbräuche der Kirche geeifert hatte, die er gleichfalls ausgerottet wünschte, doch sagt er, um dies zu erreichen, sei es nicht nöthig die Kirche selbst zu vernichten.

Was seine Gedichte betrifft, die alle satyrischen Inhalts sind, so müssen

dieselben in so fern getrennt werden, als diejenigen, die vor Luthers Auftreten erschienen sind, nur allgemeine Verhältnisse berühren, während das Beste derselben ausschließlich gegen die Reformation gerichtet ist. Dieses führt den Titel: „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat", und ist nicht allein das bedeutendste seiner Werke, sondern die beste satyrische Schrift gegen die Reformation überhaupt, die mit richtigem Blick die schwachen Seiten derselben zu erfassen und hervorzuheben wußte. Nachdem er in einem einleitenden Abschnitt die Gründe angegeben, die ihn zur Abfassung des Gedichts veranlaßt hatten, beginnt er die Satyre damit, daß er den großen Narren, d. h. die Personification der reformatorischen Bestrebungen, beschwört, um die Narren von ihm auszutreiben; dann schildert er einen Kampf der evangelischen Bundesgenossen unter Luthers Führung mit dem Heere der gemeinen Christen unter Murner und die Niederlage der Erstern.

Die Satyren, welche Murner vor der Reformation abfaßte, sind: „die Narrenbeschwörung", „die Schelmenzunft", „die Badenfahrt", „die Mühle von Schwindelsheim" und „die Gäuchmatt." Sie alle bekunden gleichfalls das besondere Talent Murners für die Satyre, wenn sie auch nicht, weder in der Composition des Ganzen, noch in den treffenden Einzelheiten das vorhergenannte Gedicht erreichen. Mit ungestümer Rücksichtslosigkeit, beißendem Witz und der ganzen Derbheit seines Zeitalters zog er in diesen fünf Satyren gegen die Laster und Thorheiten der Zeit, welche er Narrheiten nennt, zu Felde. In der Narrenbeschwörung, seinem ersten Gedicht, welches jedenfalls hervorgerufen worden war durch das Narrenschiff Sebastian Brandts, eines noch gleichzeitig mit ihm lebenden Dichters, der weiter unten besprochen ist, geißelt er besonders die Verdorbenheit der Geistlichen und die Raubsucht des Adels und der Großen.

Die Schelmenzunft schildert beinahe dieselben Verhältnisse, nur ist die Darstellung darin noch derber und rücksichtsloser als in der Narrenbeschwörung. „Die Badenfahrt" und „die Gäuchmatt", die sich zum Theil in den nämlichen Gedanken bewegen, wie die beiden genannten Gedichte, stehen an poetischem Werthe bedeutend hinter denselben zurück. Die Badenfahrt beruht auf dem abgeschmackten Vergleich Christi mit einem Bader, indem Alles, was zu einem Bade nöthig ist, symbolisch auf die Bekehrung und Besserung des Menschen gedeutet wird. Die Gäuchmatt ist eine Verhöhnung der Weiberdiener oder Gäuche.

Ueber die Mühle von Schwindelsheim ist so wenig bekannt, daß sich daraus der Inhalt derselben nicht angeben läßt; doch scheint dieses Gedicht, nach allen Andeutungen, unter die bessern Werke Murners zu gehören.

Außer den genannten satyrischen Gedichten verfaßte Murner eine Menge prosaischer, sämmtlich gegen die Reformation gerichteter Schriften, die kaum Erwähnung verdienen, da sie, ohne im geringsten witzig zu sein, voller Rohheiten und Gemeinheiten sind. Ferner übertrug er den Eulenspiegel aus dem

Niederdeutschen in's Hochdeutsche, übersetzte auch Mehreres aus dem Lateinischen, unter Anderm: Virgils Aeneide, und verfaßte selbst einige lateinische Schriften.

## Aus der Narrenbeschwörung von Thomas Murner.

### Vorrede.

Ich hab' so manche Nacht gewacht
Und alle Ständ' der Welt betracht't,
Manch' Hornis= und manch' Bremsenstich
Hab' ich erlitten heimelich,
Bis ich zu dieser Ehre kam
Und mich Beschwörens annahm;
Die Narren von den Leuten zu bringen,
Glaub' mir, daß ich in diesen Dingen
Vergossen hab' manch' sauern Schweiß
Und kratzt mich, da mich niemand beißt.
Ich hab' durchsuchet und durchlesen,
Ob irgend sei ein Mann gewesen,
Der mich die rechte Kunst möcht' lehren,
Wie ich die Narren sollt' beschwören,
Und hab' durchwandelt manches Land,
Eh' ich die rechte Kunst erfand,
Darin ich jetzt bin Meister worden,
Ein Narr in aller Narren Orden.
Der Narrenorden ist so groß,
Daß er füllt alle Weg' und Straß',
Dörfer, Städt', Flecken und Land,
Die hat uns all' Sebastian Brandt
Mitgebracht im Narrenschiff,
Und meint, er hab' einen sondern Griff;
Auch seien's besonders kunstreiche Sachen
Und könnt' nicht jeder Narren machen,
Er heiße denn, wie er sei genannt:
Der Narr Sebastianus Brandt.
Ist er ein Narr, wie er das schreibt,
So weiß ich nicht, wer weise bleibt;
Er dauert mich, daß ihm Weisheit gebricht,
Und er so ganz einfältig ist.
Doch hab' ich ihn für weis' geacht't,
Daß er sich selbst zum Narren macht;
Er hat ein Schiff ganz ausgerüst't,
Da find' ein jeder, wer er ist;
Was jeder sei, wird er bericht't,
Der eben wahrnimmt sein Gedicht.
Doctor Brandt hat manchem Mann
Die Narrenschell' geknüpfet an.
Narren machen, ist keine Kunst,
Es macht sich selber dick umsunst;
An Bäumen wachsen's und an Aesten,
So sind die Narren jetzt die besten.
Salomon spricht: Der Narren Zahl
Nicht zu messen sei überall.
Darum es mir kein Wunder ist,
Daß Doctor Brandt kein Narr gebricht;
Denn wo die Narren Brod nicht äßen,
Wird man den Roggen wohlfeiler messen.
Viel Narren haben, ist ein Bürden.
Daß wir der Narren ledig würden,
Hab' ich eine neue Kunst und Lehren
Erdicht't, dieselben zu beschwören,
Aus unsern Landen treiben von dannen
Und in die welschen Länder bannen.
Der Narrenbeschwörer bin ich genannt,
Und kenn' einen Narren durch eine Wand.
Deutschland hat nie werthern Mann
Denn mich, weil ich beschwören kann.
Es thät' kein' Sach' nie also Noth,
Da jetzund Narren sind im Koth,
Fürsten, Herren Narren sind,
In Klöstern ich auch Narren find';
Wo ich hingreif', da find' ich Narren,
Die zu Schiff und auch zu Karren
Kommen sind mit Doctor Brandt,
Und haben gefüllt all' deutsches Land,
Wir sind mit Narren überladen.
Närrische Gäst' sind nicht ohn' Schaden,
Jedermann des Narren lacht
Ohn' der ihn beherbergt über Nacht.

## Achte Gruppe.

### Dichter und Prosaiker dieser Zeit, die zu keiner der genannten Gruppen gehören.

Sebastian Brandt, Herman von Sachsenheim, Albrecht von Eib, Georg Rollenhagen, Hans Christoph Fuchs, Wolfhart Spangenberg, Paul Rebhun, Jakob Ayrer, Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, Albrecht Dürer.

Sebastian Brandt, der sich auch, nach der Sitte der damaligen Zeit, mit der lateinischen Uebersetzung seines Namens Titio nannte, war 1458 zu Straßburg geboren, und erhielt, obschon er früh seinen Vater verlor, durch Privatlehrer eine gute Erziehung. 1475 bezog er die Universität Basel, um die Rechte zu studieren. Nachdem er 1477 Baccalaureus, 1484 Licentiat und 1489 Doctor beider Rechte geworden war, lehrte er an der Baseler Universität mit vielem Beifall die Rechte, und machte sich auch durch die Herausgabe vieler historischer, juristischer und philosophischer Werke bekannt. Im Jahr 1500 ging er als Rechtsconsulent in seine Vaterstadt zurück, und 1503 wählte ihn der Rath der Stadt zum Stadtschreiber oder Kanzler, welche Stelle er bis zu seinem Tode zum Nutzen und Frommen der Stadt bekleidete. Kaiser Maximilian, der seine vielfältigen Verdienste anerkannte, ernannte ihn zum kaiserlichen Rath, verlieh ihm auch später die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen und einen Jahresgehalt von 50 Gulden. (Pfalzgraf war der Titel der Richter und obersten Beamten der fränkischen und deutschen Könige in ihren Pfalzen.) Nach Maximilians Tod war Brandt bei der Reichsdeputation, die den Kaiser Karl V. zu Gent begrüßte. Bald darauf, am 10. Mai 1521, starb er zu Straßburg.

Brandts wissenschaftliche Werke, eben so wenig wie seine lateinischen Poesien, die ihm bei seinen Zeitgenossen großen Ruhm erwarben, können hier besprochen werden; wir haben es nur mit seinen deutschen Dichtungen zu thun, unter denen das satyrisch-didaktische Gedicht: „Das Narrenschiff", am meisten hervorragt. Es war zu seiner Zeit so berühmt, daß es nicht allein zehn Auflagen erlebte, sondern auch bald nach seinem Erscheinen in's Lateinische, Englische, Französische, Niederländische und Holländische übersetzt und vielfach nachgeahmt ward, so daß er dadurch der eigentliche Begründer der satyrischen Poesie wurde, die, während der Reformation, wie wir gesehen haben, beinahe ganz vorherrschte. Wie hoch das Gedicht im Ansehen stand, geht am besten daraus hervor, daß der berühmteste Prediger dieser Zeit: Geiler von Kaisersberg, der, 1445 in Schaffhausen geboren, 1510 in Straßburg starb, dasselbe zu einer Reihe von Predigten benutzte. Brandt geißelt darin die Gebrechen seiner Zeit, die er unter dem Begriff der Narrheit zusammenfaßte; doch nicht, wie die meisten frühern didaktischen Dichter, vom Standpunkt der kirchlichen Satzungen aus, wie kirchlich er auch gesinnt war, sondern von dem moralischen Standpunkt des, in jedes Menschen Brust

niedergelegten Sittengesetzes, weshalb er auch am meisten auf Selbsterkenntniß drang. Er behandelt, als ächter Satyriker, die Laster nicht als Sünden, sondern als Thorheiten, die der Vernunft widerstreben. Dabei blickt aus dem Ganzen die hohe menschliche Würde des Dichters, sowie seine christliche und milde Gesinnung hervor. Was Form und Darstellung betrifft, erhebt sich das Narrenschiff kaum über die übrigen Dichtungen der Zeit. Die Sprache, der elsassische Dialekt, ist hart und der Vers unbeholfen. Auch der Anordnung des Ganzen fehlt der innere Zusammenhang; die allegorische Einkleidung eines Schiffes, in welchem er Narren unterbringen will, wird nicht durchgeführt. Auch sind die einzelnen Abschnitte nicht so geordnet, daß die gleichen Narrengattungen auf einander folgen, sondern willkührlich durcheinander geworfen. Das Buch besteht mit Ausschluß der Vorrede und der zwei letzten Schlußkapitel aus 110 Abschnitten, in welchen ebenso viele Gattungen von Narren geschildert werden, z. B. Büchernarren, Geiznarren, Modenarren, Ehrnarren, reiche, grobe und alte Narren, Wucherer, Bettler, Betrüger, ungläubige und abergläubische Narren u. s. w. Außer dem Narrenschiff verfaßte Brandt noch eine Menge kleinere Gedichte, und besonders eine Reihe von Priameln, die nicht unbedeutend sind, und in denen sich die nämliche ehrenwerthe Gesinnung kund giebt, wie in dem Narrenschiff. Ferner bearbeitete er den „Renner“ von Trimberg „Freidanks Bescheidenheit“, und brachte mehrere lateinische Bücher in deutsche Reime.

## Aus dem Narrenschiff von Sebastian Brandt.

### Von unnützen Büchern.

Den Vortanz hat man mir gelan,
Denn ich ohn' Nutz viel Bücher han,
Die ich nicht les' und nicht verstahn.

Daß ich sitz' vorne in dem Schiff,
Das hat wahrlich einen sondern Griff.
Ohn' Ursach' ist das nicht gethan,
Auf meine Bücher ich mich verlan.
Von Büchern hab' ich großen Hort,
Versteh' doch drin gar wenig Wort',
Und halt' sie dennoch hoch in Ehren,
Daß ich ihnen will der Fliegen wehren.
Wo man von Künsten reden thut,
Sprech' ich: „Daheim hab' ichs fast gut.
Damit lass' ich begnügen mich,
Daß ich viel Bücher vor mir sich.
Der König Ptolomäus bestellt,
Daß er all' Bücher hätt' der Welt,
Und hielt das für einen großen Schatz,
Doch hat er nicht das rechte Gesatz,
Noch konnt' daraus berichten sich.
Ich hab' viel Bücher auch desglich
Und lese doch gar wenig darin.
Warum wollt' ich brechen meinen Sinn
Und mit der Lehr' mich bekümmern fast?
Wer viel studirt, wird ein Phantast.
Ich mag doch sonst wohl sein ein Herr
Und lohnen einem, der für mich lehr',
Obschon ich hab' einen groben Sinn;
Doch so ich bei Gelehrten bin,
So kann ich immer sprechen jo,
Des deutschen Ordens bin ich froh;
Denn ich gar wenig kann Latein.
Ich weiß, daß vinum heißet Wein;
Guclus ein Gauch, stultus ein Thor,
Und daß ich heiß': domine doctor.
Die Ohren sind verborgen mir,
Man säh' sonst bald eines Müllers Thier.

### Schluß.

Wer will, der les' dies Narrenbuch,
Ich weiß wohl, wo mich drückt der Schuch.
Darum, ob man wollt' schelten mich
Und sprechen: „Arzt, heil' selber dich,
Denn du auch bist in uns'rer Rott'!“
Ich weiß das und verzeih' mir Gott,

Daß ich viel Thorheit hab' gethan,
Und noch im Narrenorden gan.
Wie fest ich an der Kappen schütt',
Will sie mich doch ganz lassen nit.
Doch hab' ich Fleiß und Ernst d'ran kehrt,
Und, wie du siehst, hab' ich gelehrt,
Daß ich jetzt kenn' der Narren viel,
Hab' Muth auch fürder, ob Gott will
Mit Witz mich bessern mit der Zeit,
Wenn mir Gott so viel Gnade leiht.
Ein jeder sieh, daß er nicht fehl',
Daß ihm nicht bleibt der Narren Schell;
Der Kolb veralt't in seiner Hand,
Deß sei ein jeder Narr gemahnt.
Also beschließt Sebastianus Brandt,
Der jedem zu der Weisheit rath',
Er sei was Wesens oder Statt;
Ein guter Werkmann kam nie zu spat.

Herman von Sachsenheim, ein schwäbischer Ritter, von dessen Leben nur Weniges bekannt ist, war ungefähr um 1360 geboren, und starb hochbejahrt 1458 zu Stuttgart.

Wir haben von ihm zwei größere Gedichte, die er erst im Alter verfaßt zu haben scheint, da sie beide in den Jahren 1450—1453 erschienen. Das eine ist ein didaktisches Gedicht „der goldene Tempel" genannt, eine verfehlte Nachahmung „der goldenen Schmiede" Konrad's von Würzburg. Das andere ist ein allegorisch-episches Gedicht und heißt: „die Mörin." Es fand zu seiner Zeit und noch in dem folgenden Jahrhundert großen Beifall und ward mehrere Male gedruckt. Doch besitzt es nur sehr geringen poetischen Werth; die Darstellung ist unbeholfen, breit und weitschweifig. Unter der Allegorie, daß der Dichter, der sich mehrerer Verbrechen gegen die Göttin Venus, namentlich der Treulosigkeit gegen die Geliebte schuldig gemacht hatte, von den Dienern der Venus, einem Greis und einem Zwerg im Walde gefangen, gebunden und zu derselben geführt, wo er vor Gericht gestellt wird, soll die Idee veranschaulicht werden: denen zur Warnung zu dienen, die sich von der Liebe hinreißen lassen. Doch tritt diese Idee nicht immer mit der gehörigen Kraft und Klarheit hervor.

Albrecht von Eib, geboren den 24. August 1420 zu Ansbach, stammte aus einem edlen fränkischen Geschlechte. Nachdem er zu Padua studiert hatte, wurde er 1449 Domherr zu Bamberg, später zu Eichstädt und Würzburg, und daselbst auch Archidiakonus. Auch war er Doctor beider Rechte und Kämmerling des Papstes Aeneas Silvius. Er starb den 24. Juli 1475 zu Würzburg.

Durch zwei in Prosa abgefaßte Schriften: „den Spiegel der Sitten" und „das Ehestandsbuch", ward Eib für die Literatur wichtig. Nicht allein die für die damalige Zeit höchst gebildete Sprache zeichnet diese Schriften aus, sondern sie gewinnen dadurch noch außerordentlich an Bedeutung, daß sie eine Menge anmuthig und fein erzählter Geschichten und Novellen enthalten. Der Spiegel der Sitten ist eine Sammlung von Denksprüchen. Meistens sind dieselben Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Italienischen, welche Eib nach ihrem Inhalt geordnet hat.

Bedeutender als dieses ist das „Ehestandsbuch", in welchem er darzulegen sucht: ob es einem Mann besser sei, zu nehmen ein ehlich Weib oder nicht.

Dadurch, daß in dem Buche auch Gegenstände behandelt werden, welche kaum oder doch nur sehr entfernt mit der eigentlichen Frage in Beziehung stehen, erhält der Verfasser die Gelegenheit, hier die meisten Erzählungen und Novellen, ernste sowohl wie heitere, einzuflechten.

### Ehestandsbuch von Albrecht von Eib.

Aus dem Capitel: **Von Lieb' und Sorg' der Kinder und wie sie erzogen sollen werden.**

Daß auch die Kinder sollen Vater und Mutter lieben, sie ehren, fürchten, unterthänig und gehorsam sein, giebt zu verstehen die Natur, die beste Lehrmeisterin, und auch die Evangelien, alles geschriebenen Rechtes Lehre, und sagen, daß Gott und Vater und Mutter nichts könne verglichen werden. Und schreibt Valerius, daß die Lästerung Gottes und Vaters und Mutters gleich gestraft und gepeinigt werden. Und giebt die Lieb der Kinder gegen Vater und Mutter in etlichen Exempeln zu verstehen: Da Coriolanus, der großmüthige Mann, sich wider die Römer streitbarlich setzte, kam zu ihm in das Lager seine Mutter. Als der Sohn sie umfangen wollte, da sprach sie zu ihm im Zorn: „Umfange mich nicht, denn ich will wissen, ob ich zu einem Feind oder zu einem Sohn kommen sei. Wie magst du wider die Römer und das Erdreich sein, was dich hat geboren und ernähret?“ Da antwortete der Sohn und sprach: „Dir zu Ehren sollen die Römer von mir erledigt und in Frieden sein.“ Also wurden die Römer durch die Liebe des Sohnes zu der Mutter erlöset.

Georg Rollenhagen, geboren den 22. April 1542 zu Bernau in der Mark. Er besuchte in Prenzlau, später in Magdeburg die Schule, und bezog 1560 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren. Schon nach drei Jahren wurde er zum Rector der Johannisschule in Halberstadt ernannt; doch kehrt er 1565 wieder nach Wittenberg zurück und nahm dort eine Hofmeisterstelle an; auch erwarb er sich in dieser Zeit den Titel eines Doctors der Theologie. Im Jahr 1567 wurde er Prorector in Magdeburg und 1575 Rector und Prediger daselbst an der St. Sebastianskirche, später an der St. Nicolaikirche. Er starb dort den 18. Mai 1609, nachdem er zweimal verheirathet gewesen und von seinen 12 Kindern sieben verloren hatte.

Rollenhagen war ein tüchtiger Schulmann und beliebter Prediger, auch besaß er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Er verfaßte eine Menge deutscher und lateinischer Schriften, die für die Literatur von keiner Bedeutung sind; doch ward er für diese wichtig durch sein Gedicht: „der Froschmäuseler, oder der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung“, besonders weil er damit eine ganz neue Dichtungsgattung: das allegorisch-satyrische Thiergedicht, begründete, ein Mittelding zwischen Thierepos und Fabel, eine episch ausgesponnene Fabel mit entschieden didaktischer Tendenz. Rollenhagen erzählt in der Vorrede zu diesem Gedichte die Geschichte der Entstehung desselben, aus welcher, wenn es aus dem Gedicht selbst auch nicht immer deutlich wurde, unzweifelhaft hervorgeht, daß die didaktische Richtung sein Hauptaugenmerk dabei

war. Er berichtet nämlich, daß er 1566 in Wittenberg die Erklärung des griechischen Gedichts: Batrachomyomachie, d. h. Froschmäusekrieg, gehört habe. Durch diesen Vortrag seien mehrere Studenten veranlaßt worden, das griechische Gedicht in lateinische, französische und deutsche Sprache zu übersetzen. Die deutsche Uebersetzung, welche er, Rollenhagen, verfaßt, habe dem vortragenden Professor so sehr gefallen, daß er ihm Anleitung gegeben, wie man ein ähnliches deutsches Gedicht mit nützlichen Lehren über Kriege, Regierungen und dergleichen abfassen könne. Der griechische Froschmauskrieg, den man fälschlich dem Homer zuschrieb, der aber von einem Dichter Pigoes aus Karien verfaßt wurde, ist ein komisches Heldengedicht, wahrscheinlich eine Parodie der Ilias, worin die Rüstungen und Kämpfe der Thiere bis in's Einzelne, selbst bis zur Einmischung der Götter, mit der heitersten Laune geschildert werden. Rollenhagens Froschmäuseler zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Zusammenkunft des Froschkönigs: Sehebold Bausback, mit dem jungen Mäusekönig: Bröseldieb, sowie Bröseldiebs Erzählung über sein Herkommen, sein Geschlecht und seine Feinde berichtet. Das zweite enthält König Bausbacks Mittheilung der Geschichte der Frösche, ihre verschiedenen Regierungsformen und dergleichen. Das dritte Buch endlich, berichtet von einem großen Krieg zwischen Fröschen und Mäusen, dadurch veranlaßt, daß Bausback, nachdem er seine Erzählung beendigt hatte, Bröseldieb zu einem Besuch in sein Wasserschloß einlud, und denselben auf den Rücken nahm, um ihn dorthin zu bringen; aber da ihm eine Wasserschlange begegnete, tauchte er in der Angst unter, wodurch Bröseldieb elend im Wasser umkam. Nachdem sowohl bei den Fröschen, als auch den Mäusen Kriegsrath gehalten worden, und man sich zum Krieg entschlossen hatte, begann ein langer und hartnäckiger Kampf zwischen beiden Völkern, in welchem die Mäuse zuerst die Oberhand gewannen; doch der Gott der Frösche erbarmte sich, und schickte diesen unter heftigem Donner die Krebse zur Hülfe, denen es gelang, die Mäuse gänzlich zu schlagen und zu vertreiben.

Das ganze Gedicht zeugt von des Verfassers Talent zur epischen Poesie; die Darstellung ist frisch und lebendig, und an den Stellen, wo die didaktische Absicht nicht störend wirkt, ächt poetisch, wie z. B. in dem ersten Buch; die Sprache leicht und gewandt. Auch enthält es eine Menge interessante Mittheilungen über die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit. Nur fehlt es dem Gedicht an einer künstlerischen Anordnung, denn sehr häufig verläßt der Verfasser den Hauptgegenstand, um verschiedene kleine Geschichten und Fabeln einzuflechten, die er zwar mit vieler Anmuth zu erzählen weiß, die aber doch dem Entwickelungsgang des Ganzen hinderlich sind, und dadurch störend wirken. Auch klingt die allzugroße Gelehrsamkeit, die zuweilen den Thieren in den Mund gelegt wird, häufig sehr sonderbar.

## Froschmäuseler von Georg Rollenhagen.

Aus dem ersten Capitel: **Von Bröseldiebs, des Mäusekönigs Sohn, Kundschaft mit dem Froschkönig.**

Wie Junggesellen zur Sommerzeit
An Wasser und Wiesen suchen Freud',
Wie auf den Schulen die Studenten
Baden und tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künstlich wie Gans und Schwanen,
Fischen, fahren in Schiff und Kahnen,
Fechten, schlagen Ball, springen's Kleid,
Wissen von keiner Traurigkeit,
Singen auch ihr' vielstimmige Reihen
In Pfeifen, Zithern, Lauten, Geigen
Fein kunstreich nach der Musenart,
Kein fröhlicher Volk funden ward:
Also thäten die Fröschlein auch,
Hielten ohn' Sorg' ihr Spiel und Brauch.
Wie selig war die goldene Zeit,
Da in der ganzen Welt die Leut'
Lebten in Fried' und Freudigkeit,
Also ohn' alles Herzeleid!
Indem aber die Wasserkind
Also auf's Spiel bestürzet sind,
Und die Sonne von oben herab
Nunmehr den kurzen Schatten gab,
Aber die allergrößte Hitz'
Stieß aus des Himmels Mittelspitz',
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weißes Pelzlein an,
Rothe Korallen um den Hals,
Einen Leibgürtel, verguldet all's,
Und führt ein Schwänzlein als ein Schwert,
Trabet hereiner wie ein Pferd,
Und ging den andern allen für;
Denn es folgten noch andere vier
Mit aschenfarbenen Pelzelein:
Sollten seine Trabanten sein.
Der eilet durstig zu dem See,
Denn der Sonnen Hitze thät ihm weh,
Und sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auf die linke Hand,
Neigt das Haupt, daß sein kleiner Bart
Voll Wassers als voll Perlen ward,
Weil er ihn gar in's Wasser steckt
Und dasselbige so geizig leckt,
Als wenn's Zucker und Honig wär';
Das Zünglein wand sich in die Quer,
Wischet das Näslein und den Mund,
So weit er den erreichen kunnt,
Und schmatzet wie die kleinen Kind,
Wenn sie gar zu hungrig sind.
„Wie schmeckt nur das Wasser so süß,"
Sprach das Männlein, „wie ein Milchmus,
Wenn man's mit dem Durst würzen mag,
Wie ich gethan hab' diesen Tag!
Nun glaub' ich, was Darius spricht,
So wohl hab' ihm geschmecket nicht,
Was er sonsten sein Leben lang
Zuvor und hernach aß und trank,
Als das trüb' Wasser, so in der Flucht,
Seinen Durst zu löschen, ward gesucht."
Das sah und hört' ein Frosch von fern,
Fuhr ab zum König, seinem Herrn,
Saget, daß aus dem Wald in's Rohr
Fünf Männlein wären gangen vor,
Als ob's der kleinen Zwerglein wären,
Ihrer vier nannten den fünften Herrn;
Der hätt' ein Westerhemdlein an,
Zwar klein, aber ein schöner Mann,
Trugen all' türkische Knebelbärt',
Auch Ohren wie ein muthig Pferd,
Und Händlein wie die Menschenkind,
Wußt' nicht, woher sie kommen sind;
Das Wasser thät ihnen sehr wohlschmecken,
Soviel als sie desselben lecken.
Der König schickt, Grünrock zu sehen,
Und starker Trabanten achtzehen:
Wären sie Feind', sollt' er sie fangen,
Wo er sie anders möcht' erlangen;
Wären sie aus der Nachbarschaft
Ankommen in Lieb' und Freundschaft,
Sollt' er sie zum Gespräch herbitten,
Wären bei ihm gar wohl gelitten;
Sie sprangen ab zum See in Eil',
Schossen hinaus, gleich wie die Pfeil',
Ihrem Kundschafter immer nach,
Zu verrichten befohlene Sach'.
Bald ward Grünrock der Fünf gewahr,
Sprach: „Diese Reis' ist ohn' Gefahr;
Es sind Mäusmännlein, wie ich sehe,
Ohn' daß eins weiß ist, wie der Schnee.
Das bin ich bei ihnen ungewohnt;
Schaut wohl, daß ihr derselben schont,
Und ihrer keinem thut ein Leid,
Ehe denn wir hören gut Bescheid.
Laß mich sie erstlich sprechen an:

Ich will gar bald prüfen den Mann.“
Dem Männlein dies ein Wunder war,
Was doch bedeut' der Frösche Schaar,
Die so rottenweis herzu kämen;
Sein' Diener wollten die Flucht nehmen:
Das wollt' das Herrlein nicht gestehen,
Sondern zuvor den Ausgang sehen.
Wie nun die Frösch' an's Ufer kamen,
Aus dem Wasser den Auftritt nahmen,
Trat das Herrlein muthig hinan,
Sprach: „Ha, Glück zu, mein lieber Mann!
Ich bin an euerm See ankommen,
Hab' ein frisches Trünklein genommen,
Weil ich durstig war von der Jagd,
Und hätt' doch gern Kundschaft gefragt,
Wie es doch nur immer käm',
Daß ich eurer keinen vernehm',
Vermeint, ihr hätt't ein' Traurigkeit,
Klaget beisammen euer Leid.
Nun seh ich ja, daß ihr diesmal
Frisch und fröhlich ankommt all',
Dessen ich mich sammt euch erfreue,
Und eure Ankunft gar nicht scheue.
Kann ich euch für den Wassertrank
Wiederum erzeigen einen Dank,
So thue ich das ohn' all' Beschwer'n,
Will euch zu Ehren dienen gern.
Dankbarkeit ist eine schöne Tugend,
Zieret das Alter und die Jugend:
Wen man undankbar nennen kann,
Dem hängen alle Laster an.“
Der Grünrock sammt seinen Gefährten
Mäuler und Augen weit aufsperrten,
Verwunderten sich über die Red',
Die das weiße Pelzmännlein thät,
Und sprachen: „Herr, wir sind ankommen,
Daß unser König gern vernommen
Euer ehrenfeste Gegenwart,
Begehrt in Gnaden, wollt unbeschwert
Euch nennen, und ihre Majestät
Besuchen, da sie jetzt zur Stätt'
Am Ufer wartet der Ansprach':
Es ist ja eine ehrliche Sach'.
Daß aber auch unser Seetrunk
Wohlgeschmeckt eurem Herzen jung,
Hören wir und gönnen's euch gern,
Fordern dafür auch kein Verehr'n.
Denn wie die Sonn' und Luft ist gemein,
Soll auch der Trunk des Wassers sein,
Was unsere Voreltern vor Jahren
Mit ihrem großen Leid erfahren.
Nur daß ihr seid unser Freundschaft,
Haltet getreue Nachbarschaft.“
Das Männlein sprach: „Ist's, wie ihr sagt,
Daß euer König mein Name fragt
Und mich selber will reden an,
So will ich mit euch zu ihm gahn.
Führt mich nur hin zu Land mein Straß',
Im Wasser weiß ich keinen Paß:
Denn ich bin des Mauskönigs Sohn,
Hab' daheim mein Scepter und Kron'!
Daß ihr aber so gar freundlich
Euch erzeiget jetzt gegen mich,
Ich gar zu großem Dank annehm':
Hab' dafür jetzt kein Gab' bequem
Ohn' etliche frühreife Kirschlein,
Die schenk' ich euch da insgemein,
Die hab' ich auf der Jagd erstiegen,
Die abgefallenen lassen liegen;
Der Kern taugt an den Kirschen nicht,
Die man nicht mit der Hand abbricht.
Ich hab' auch süßer Erdbeer' dabei,
Nur ein Händlein voll oder zwei.“
Damit griff er seinem Trabant
In die weite Tasche mit der Hand,
Und bot ihnen die Verehrung dar.
Sobald die Frösch' wurden gewahr
Die schönen rothfarbenen Beeren,
Konnt' sich das Herrlein kaum erwehren,
Daß sie ihm nicht die Hand erschnappten,
So gierig sie alle zutappten,
Und dankten für die Mildigkeit,
Erboten ihre Dienstbarkeit.
Während sie so die Beerlein schlungen,
Hat sich die Post zurückgeschwungen,
Und dem König vermeldet schon,
Daß ankäme des Mauskönigs Sohn.
D'rum ging der König herfür
Bis an desselben Ufers Thür,
Daß er ihn ehrlich wollt' empfangen.
Neben und hernach kamen gegangen
Der Hofdiener eine große Schaar,
Des Gastes all' zu nehmen wahr,
Wie der Priester Jaddus verwegen
Dem Alexander ging entgegen.
Der junge König, als er gesehen
Den Froschkönig zu ihm angehen
In seinem grünen Sommerkleid,
Mit Goldbrämlein an jeder Seit'
Und Augen wie der Morgenstern,
Schön herfür gleißen in der Fern',
Dazu den buntgefleckten Haufen

Der Frösch', die alle kamen gelaufen,
Wie im Herbst rottenweis die Krahen,
Wenn sie am späten Abend sahen
Reinecke Fuchs zu Felde liegen,
Mit großem Geschrei herumher fliegen,
Entsetzt' er sich erst wohl etwas,
Daß er gemacht keinen Verlaß
Mit seinen Dienern, die gar bald
Auch kommen würden aus dem Wald,
Wo sie ihn doch ansprechen sollten,
Wenn ihm die Frösch' untreu sein wollten;
Er gedacht aber: „es ist Unehr'
Wenn ein König verzaget wär':
Du willst hintreten ohne Scheue,
Des Mannes Gegenwart schreckt wie ein Leue."
Und braucht' damit höfliche Geberd',
Wand's Angesicht züchtig zur Erd',
Faßt' mit der rechten Hand die Brust
Und neiget sich, wie er wohl wußt'.
Nochmals kredenzt er in dem Stand
Dieselbe seine rechte Hand,
Gab sie dem König, der zuvor
Seine Hand ihm da anbot empor
Und sprach: „Sei willkommen, lieber Gast,
Setz' dich daher zu mir in Rast
Und ruhe wohl aus die Mattigkeit;
Deine Reise ist ohne Zweifel weit:
Denn ich dich zuvor nie erkannt;"
Damit nahm er ihn bei der Hand
Und setzt' sich neben ihm in's Gras,
Da das weiche Moospolster was.
Das Männlein sich in Ehren wehrt,
Setzt sich doch endlich auf die Erd',
Die Diener warten auf von fern,
Wollten ihre Worte anhören gern,
Wie auch die Fröschlein all' zusammen
Mit großem Drängen herzukamen,
Daß vor Getümmel an dem Ort
Niemand höret sein eigen Wort.
Der König aber gab ein Zeichen,
Daß sie plötzlich all' mußten weichen
Und jedermann zur Seit' abgehen;
Nur vier Trabanten blieben stehen.

Hans Christoph Fuchs, ein fränkischer Ritter, Erbherr auf Wallenburg und Armschwang, von dessen Leben gar nichts bekannt ist, nicht einmal das Jahr seiner Geburt oder seines Todes.

Wir besitzen von ihm ein Gedicht, „der Mückenkrieg" genannt, welches er nach einer italienischen Dichtung gleichen Namens abfaßte. Es gehört zu derselben Dichtungsgattung wie Rollenhagens Froschmäuseler, und verfolgt auch dieselbe didaktische Richtung. Doch steht es an poetischem Werthe, sowohl dem Inhalt, als der Ausführung nach, weit hinter dem Froschmäuseler zurück. Trotzdem fand es zu seiner Zeit so großen Beifall, daß es drei Auflagen erlebte und noch im Jahr 1612 eine neue Bearbeitung desselben erschien, unter dem Titel: der Ameisen- und Mückenkrieg.

Wolfhart Spangenberg, von dem wir nur sehr dürftige Nachrichten haben, war um 1570 zu Mansfeld geboren, scheint aber den größten Theil seines Lebens in Straßburg zugebracht zu haben und dort gestorben zu sein.

Er war ein äußerst thätiger Mann und machte sich sowohl als Uebersetzer lateinischer Dramen, wie auch als dramatischer und epischer Dichter bekannt. Er übersetzte aus dem Lateinischen den Amphitrio des Plautus, aus dem Griechischen, jedoch auch nach einer lateinischen Bearbeitung, den Alcestis und die Hekuba des Euripides, sowie den Ajax des Sophokles. Seine eignen dramatischen Dichtungen sind: mehrere Fastnachtsspiele, unter denen besonders „der Glückswechsel" Auszeichnung verdient, und die geistlichen Spiele: „Jeremias", „Saul" und „Belsazar", die nach Gervinus, bei aller Mangelhaftigkeit der Form, durch die Kenntniß menschlicher Leidenschaften und den

dichterischen Ausdruck derselben, als seltene Erscheinungen in diesem Zeitraume zu bezeichnen sind. Spangenbergs episches Gedicht: der Ganskönig, in welchem sich er offenbar an Rollenhagens Froschmäuseler anlehnt, hat dagegen geringen poetischen Werth. Durch sechs Gesänge oder Capitel zieht es sich ohne Plan und Zweck hin. Doch enthält es trotzdem einige gute Gedanken; auch die Sprache und der Vers sind für die damalige Zeit fließend und rein, sowie die satyrischen Beziehungen auf einige Gebräuche der katholischen Kirche gleichfalls geschickt durchgeführt sind.

Der erste Gesang berichtet von einer Reichsversammlung der Vögel, welche über die Wahl eines neuen Königs berathen, da der Paradiesvogel, der dem Adler nachgefolgt war, von allen Vögeln verlangt, daß sie nach seinem Beispiel allein in der Luft leben sollen. Endlich wird, trotz heftigen Widerspruchs von Seiten der Ritterschaft (der Raubvögel), die Gans gewählt, weil sie gleichmäßig auf der Erde, im Wasser und in der Luft leben könne. Doch setzt die Ritterschaft durch, daß sie nur auf ein Jahr gewählt wird, und daß sie am Ende desselben durch das Feuer ihr Leben verlieren solle, damit sie auch dem vierten Element genüge. St. Martin, den man als den Schutzpatron der Gans um Rath gefragt hat, ist damit zufrieden, nur verlangt er, daß die Gans an seinem Tage gebraten werde. Der zweite Gesang besteht aus einem Ausschreiben des heiligen Martin, das Testament der Gans enthaltend, welches vorschreibt, was mit ihr nach ihrem Tode geschehen solle. Damit sie auch im Tode ihrer Natur und ihrem Eid getreu bleibe, solle man sie, nachdem ihr der Kopf abgehauen, mit frischem Wasser waschen, in die Luft hängen, beim Feuer braten und in die Erde begraben; da aber die gewöhnliche Erde für sie zu gemein sei, so habe sie sich den Leib des Menschen, der auch aus Erde bestehe, dazu erwählt. Der dritte Gesang enthält die Vorschrift zum Begräbniß, wobei die Gebräuche der katholischen Kirche verspottet werden. Eben so im vierten Gesang, in welchem die Gans in den papiernen Himmel, d. h. in den Kalender, kommt und unter die Gestirne versetzt wird. Der fünfte Gesang enthält der Gans Lob, in welchem nach einer allegorischen Erklärung ihrer Gestalt und Eigenschaften auch ihr vielfältiger Nutzen gepriesen wird. Im letzten Gesang kommt der Dichter mit St. Martin nach Wien, und sie sehen ein Gemälde, auf welchem der Wolf dargestellt ist, wie er den Gänsen predigt; da St. Martin das Gemälde nicht versteht, erklärt es ihm der Dichter dahin, daß unter den Gänsen Menschen zu verstehen seien. Nach einigen Aeußerungen in der Vorrede zum Ganskönig zu urtheilen, verfaßte Spangenberg außer diesem noch andere Gedichte aus dem Thierleben: den Krieg der Mäuse und Katzen, den Eselkönig, den Stockfischkönig, und den Froschkönig, die aber nicht gedruckt worden zu sein scheinen.

**Paul Rebhuhn**, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt sind, stammte aus Berlin, studierte in Wittenberg Theologie, und befreundete sich dort mit Luther und Melanchthon. Nach Vollendung seiner Studien wurde er zuerst Rector in Kahla, 1535 in Zwickau und später in Plauen. Im

Jahre 1543 kam er als Pfarrer nach Oelsnitz, und wurde zuletzt Superintendent im Amte Voigtsberg. Rebhuhn hat sich nur als Dichter geistlicher Spiele bekannt gemacht, und zwar waren seine Spiele ursprünglich zur Aufführung in der Schule bestimmt; doch wurden sie später auch öffentlich gespielt. Großes poetisches Talent besaß Rebhuhn nicht, da er die Belehrung zum Hauptzweck seiner Dramen machte, was gegen jede poetische Auffassung streitet; auch bekundet sich dieser Mangel an Poesie in der trockenen, von jedem dichterischen Schmuck entblößten Darstellung; doch steht er in der Charakterzeichnung der Personen und in der Motivirung der Begebenheiten höher als die meisten dramatischen Dichter dieser Zeit. Auch war er der Erste, der seine Dramen in Acte und Scenen theilte, und den Versuch machte, statt des gebräuchlichen Verses von acht Sylben, andere, den Alten entlehnte Versmaße zu gebrauchen. Wenn seine Verse auch noch unbeholfen und mangelhaft sind, so verdient er doch wegen des angebahnten Fortschrittes alle Anerkennung. Seine Spiele sind: 1) die gottesfürchtige und keusche Susanna; 2) ein Hochzeitsspiel auf die Hochzeit zu Kanaan, und 3) Klag' des armen Mannes. Die Hochzeit zu Kanaan unterscheidet sich von den beiden andern dadurch, daß darin auch komische Figuren auftreten. Die Klag' des armen Mannes besteht beinahe nur aus Gesprächen, und ist ohne alle Handlung. Sie hat den Zweck, die Armen und Unglücklichen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sie auch in der höchsten Noth auf Gott vertrauen sollen, der sie nicht würde zu Grunde gehen lassen.

Jakob Ayrer, von dessen Lebensumständen nur sehr Weniges bekannt ist, stammte wahrscheinlich aus Bamberg und lebte auch dort bis zum Jahr 1593. Dann ging er nach Nürnberg, kaufte sich daselbst das Bürgerrecht und ward zum kaiserlichen Notar und Gerichtsprokurator ernannt. Er starb als solcher in Nürnberg den 26. März 1605.

Auch Ayrer machte sich gleich dem vorhergenannten nur als dramatischer Dichter bekannt; doch besaß er entschieden mehr Talent als jener und war auch bedeutend fruchtbarer. Im Ganzen verfaßte er hundert Dramen, von denen sich sechs und sechzig gedruckt und drei handschriftlich erhalten haben; die andern scheinen verloren gegangen zu sein. Die erhaltenen sind: 13 Tragödien, 20 Komödien und 36 Fastnachtsspiele; unter den letztern befinden sich auch einige Singspiele, die ältesten deutschen. Ayrer bildete sich zuerst nach Hans Sachs, den er in Betreff der Anordnung und in der Charakterzeichnung übertrifft, ihm aber an Witz, an Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und an gewandter Darstellung bedeutend nachsteht. Nach dem Erscheinen der englischen Komödianten nahm er diese zum Muster und dichtete eine Reihe von Dramen, die er theils den englischen Stücken mit mehr oder weniger Freiheit nachahmte, theils auch im Geiste derselben selbständig abfaßte. Diese unterscheiden sich von seinen frühern Spielen nicht blos dadurch, daß in ihnen, nach dem Vorbilde der Engländer, der Narr eingeführt ist, der von nun an bis auf Gottsched im deutschen Drama eine hervorragende Stelle einnimmt, sondern noch mehr durch breitere und bessere Anlage. Die vorzüglichsten Spiele,

die er nach englischem Vorbilde bearbeitete, sind: „Belimperia und Horatio“ „die Komödie von der schönen Phönicia“, welche denselben Gegenstand behandelt wie Shakspeare's: Viel Lärm um nichts; „die Komödie von der schönen Sidea“, hat mit Shakspeare's Sturm viel Aehnlichkeit, und „die Komödie von König Eduardo dem dritten.“ Von den Dramen, die nicht nach fremdem Vorbilde bearbeitet sind, in denen aber der Einfluß derselben deutlich hervortritt sind besonders hervorzuheben: „die Komödie vom getreuen Ramo“, die vom „Soldan zu Babylon“, und die Komödie: „der Knaben Spiegel“, wozu er die gleichnamige Erzählung Wickrams benutzte; sowie „die Tragödie vom reichen Mann und armen Lazarus.“ Die nach dem Englischen bearbeiteten Fastnachtsspiele sind von geringerer Bedeutung als die übrigen.

In seinen vor dem Auftreten der englischen Komödianten abgefaßten Stücken behandelt er mit Vorliebe die Geschichte und die alte deutsche Heldensage, so in den Dramen: Otto III., Hugdietrich, Ortnit und Wolfdietrich und andere mehr. Die besten Fastnachtsspiele Ayrers nach Hans Sachsens Vorbild sind: „der Bauer mit seinem Gevatter Tod“, „daß kein Landsknecht in den Himmel noch in die Hölle kommt“, und „der Mönch im Käskorb.“

Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, wurde am 15. October 1564 zu Wolfenbüttel geboren und erhielt eine treffliche gelehrte Erziehung. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er am 3. Mai 1589 die Regierung des Landes. Im Jahr 1607 begab er sich in das kaiserliche Hoflager nach Prag, um vom Kaiser die Erfüllung einiger Wünsche in Betreff der Vergrößerung seines Landes zu erbitten. Der Kaiser bewilligte ihm nicht allein alle seine Wünsche, sondern machte ihn auch zum Präsidenten des Geheimraths. Er blieb als solcher in Prag und starb da den 20. Juli 1613.

So wie es im vorigen Zeitraum zu den ritterlichen Tugenden gehörte, sich mit der Poesie zu beschäftigen, eben so sehr hielt der Adel des 16. Jahrhunderts diese Beschäftigung unter seiner Würde, und wir sehen daher, mit Ausnahme von Einzelnen, die Poesie ausschließlich in den Händen des Bürgerstandes. Zwar befinden sich unter den Dichtern geistlicher Lieder mehrere fürstliche Personen, die einzelne Kirchenlieder abgefaßt haben, wie: die Königin Maria von Ungarn; Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen; Albrecht, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach; allein die Abfassung von geistlichen Liedern galt so sehr nur für eine religiöse Uebung, daß die dichterische Beschäftigung dabei gar nicht in Anschlag kam. Ganz anders verhält es sich aber mit den dramatischen Dichtungen des Herzogs von Braunschweig, welche ihrer Natur nach für das größere Publikum bestimmt waren, so daß sich der Dichter dem Urtheil desselben unterordnen mußte. Deßhalb verdiente, schon um der Seltenheit willen, der Herzog von Braunschweig hier nähere Erwähnung; mehr aber noch, weil er durch seine Dramen nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der dramatischen Poesie blieb. Zwar stehen seine Dramen in Anlage und Composition denen Ayrers nach, was sich besonders in dem Mangel an Handlung fühlbar macht; doch

ist er in der Behandlung des Narren oder der lustigen Person sehr glücklich, und trug viel zur Ausbildung dieses Charakters im deutschen Drama bei. Ueberhaupt versteht er es, eine glückliche Mischung des Tragischen und Komischen in seinen Stücken anzubringen, was eine angenehme Wirkung hervorbringt. Er bildete sich hauptsächlich nach den englischen Komödianten; wahrscheinlich ahmte er ihnen auch darin nach, daß er seine Dramen sämmtlich in Prosa schrieb. Die besten seiner Stücke sind: „Susanna"; „vom betrogenen Wirthe"; „die Ehebrecherin"; von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben, behandelt wieder denselben Gegenstand wie der schon öfter erwähnte Schwank: „von einem Kaiser und einem Abt." „Die Komödie vom Vincentius Ladislaus Satrapa" ist weit unbedeutender, doch wird dieselbe dadurch interessant, daß die Idee zu den spätern Lügengeschichten des Herrn von Münchhausen wahrscheinlich daraus geschöpft ist. Manche Lüge, die der Baron Münchhausen erzählt, findet man schon in diesem Stücke. Daß der Herzog von Braunschweig auch der Gründer des ersten Hoftheaters war, wurde schon in der Einleitung bemerkt.

Albrecht Dürer, geboren den 20. oder 24. Mai 1470 zu Nürnberg. Sein Vater, ein geschickter Goldschmied, bestimmte ihn zu diesem Geschäft; aber so tüchtig der Knabe sich auch darin ausbildete, so fand er doch dabei keine Befriedigung, und der Vater gab endlich seinem heißen Wunsch, sich der Malerei widmen zu dürfen, nach. Er brachte ihn zuerst zu dem Maler Michael Wohlgemuth in die Lehre, dann bereiste der junge Dürer, um auch die Werke fremder Meister kennen zu lernen, zwei Jahre, von 1492—1494 Deutschland und die Niederlande. Nachdem er in die Heimath zurückgekehrt war, verheirathete er sich, und entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit als Maler, Kupferstecher und Holzschneider. Um sich in seiner Kunst noch weiter auszubilden, verließ er 1502 nochmals die Heimath und ging nach Venedig. Nachdem er dort eine Menge Meisterwerke geschaffen und eine zweite Reise durch die Niederlande unternommen hatte, wo ihm von Fürsten und andern hohen Personen große Auszeichnungen zu Theil wurden, kehrte er 1520 nach Hause zurück, und widmete nun einen Theil seiner Zeit der Abfassung mehrerer Schriften über Kunst und dergleichen. Er starb in Nürnberg den 6. April 1528, nachdem er schon lange an der Auszehrung gelitten hatte.

Wenn schon Dürer vorzüglich als der größte deutsche Maler der ältern Zeit berühmt ist, man nannte ihn wohl den Vater der deutschen Malerei, so gebührt ihm doch auch eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur, da er der Erste war, der in der Muttersprache die Theorie der Kunst zu entwickeln suchte, und zwar mit einer bewunderungswürdigen Klarheit und Schönheit des Stils, was um so mehr Anerkennung verdient, als er hierin keinen Vorgänger hatte und sich für seinen Stoff die Sprache erst schaffen mußte. Man könnte ihn einen Vorläufer Winkelmanns nennen, der zwei Jahrhunderte später der Gründer einer deutschen Kunstgeschichte ward.

Dürer hat drei große Werke geschrieben, unter denen vor allen „die vier Bücher über menschliche Proportion" hervorragt; doch sind auch die beiden

andern: „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit"; und „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schloß und Flecken", durch Klarheit der Darstellung ausgezeichnet. Auf den Inhalt dieser Schriften einzugehen, ist hier nicht am Platze.

## Neunte Gruppe.

## Vorläufer Opitzens.

### Paul Melissus Schede, Peter Denaisius, Ernst Schwabe von der Heide.

Paul Melissus Schede, bekannter unter dem Namen Melissus, wie er sich gemeiniglich nach seiner Mutter Ottilia Melissa nannte, wurde den 20. December 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren. Nachdem er die Schule in Zwickau und die Universitäten Erfurt und Jena besucht hatte, ging er nach Wien, erwarb sich dort durch seine lateinischen Gedichte bald so großen Ruf, daß er 1561 zum Dichter gekrönt und 1564 in den Adelsstand erhoben wurde. Bald darauf unternahm er eine Reise, berührte dabei Prag, Wittenberg, Leipzig und Würzburg, und kehrte dann wieder nach Wien zurück, wo man ihm die Oberaufsicht über ein Cadettenhaus anvertraute. Im Jahr 1570 bereiste er sodann Frankreich und Italien und hielt sich längere Zeit dort auf. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Heidelberg nieder; doch ließ ihm seine Reiselust nicht lange Ruhe, er blieb nur wenige Jahre in Heidelberg, bereiste dann nochmals Frankreich und Italien, sowie im Jahr 1582 auch England. Hier fand er am Hofe der Königin Elisabeth eine sehr gute Aufnahme, man suchte ihn sogar zu bewegen, für immer in England zu bleiben; doch kehrte er wieder nach Heidelberg zurück, und lebte bis zu seinem Ende dort als Bibliothekar. Er starb den 3. Februar 1602. Der große Ruf, dessen sich Melissus während seines Lebens erfreute, und der ihm überall eine ehrenvolle Aufnahme bereitete, gründete sich zwar auf seine lateinischen Poesien; doch verfaßte er auch deutsche lyrische Gedichte, um derentwillen er eine nicht unbedeutende Stelle in der deutschen Literatur verdient. Sie offenbaren unverkennbar poetisches Talent, enthalten schöne Gedanken und treffende Bilder, jedoch ist die Sprache häufig schwerfällig und gesucht, was jedenfalls daher rührte, daß er sich auch bei den deutschen Poesien die lateinischen Dichter zum Vorbild nahm. Ueberhaupt war er der Erste, der die sogenannte gelehrte Poesie, d. h. diejenige, welche die lateinische zum Muster nahm, bei den Deutschen einführte, auf welchem Wege ihm Opitz und die folgende Periode nachfolgten. Ebenso war er der Erste, außer Fischart, und das ist sein Hauptverdienst um die deutsche Literatur, der die schönen Formen der Ausländer, wie das Sonett und die Terzine nachbildete. Zwar sind seine Nachbildungen noch steif und unbeholfen, wodurch jedoch sein Ruhm, diese Formen bei uns eingeführt zu haben, nicht geschmälert wird. Fischarts Sonette kommen hier deßhalb nicht in Betracht, da er damit ganz

ohne Einfluß auf die andern Dichter seiner Zeit blieb, während Melissus bedeutend auf die Dichter der folgenden Periode einwirkte.

Weltliche Lieder sind von Melissus nur fünf erhalten, außerdem besitzen wir noch von ihm die Umdichtung von 50 Psalmen, die seinen Liedern an poetischem Werthe nachstehen:

**Sonett** von Paul Melissus Schede.

(Für Jörgen von Averli und Adelheid von Grauwart.)

Was im Weltkreise rund allenthalben lebt und schwebet,
Wahrhaft erhalten wird durch gleich Einträchtigkeit,
Denn Gott verdammet hat alle Zwiespaltigkeit,
Daß bei all' seinem Geschöpf keins gegen das andere strebet.

Zwar jeglicher Natur ihr Eigenschaft anklebet,
Irdisch und himmlisch Ding hält seine Richtigkeit:
Dies alles wirkt die Lieb' durch ihr Einhelligkeit
Und macht, daß in seinem Stand nichts widersinnig's sich hebet.

Lieb' ist ein Bildergeist aus Feuer und Luft vereint,
Der das Herz mit Gierd' entzünd't, den Muth mit Luste kühlet,
Wenn sich in Gemüth und Willen ein Paar Eh'volk vereint.

Solch innere Brunst und Hitz' mit frischer Labung füllet
Dem edlen Averli, Adelheid die Herzliebe:
Die Seel' menschlicher Seel' ist flammbrünstige Liebe.

Peter Denaisius, geboren den 1. Mai 1561 zu Straßburg, studierte daselbst und später in Basel die Rechte, wo er sich 1583 den Grad eines Doctors der Rechte erwarb; dann trat er als Rath in die Dienste des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, der ihn in Staatsangelegenheiten nach Polen und später nach England schickte. Nach seiner Rückkehr 1590 wurde er zum Assessor am Kammergericht in Speier ernannt. Er starb den 20. September 1610 zu Heidelberg, wo er sich besuchsweise bei einem Freunde aufhielt.

Allgemein wird angenommen, daß sich Opitz zum Theil nach Denaisius gebildet habe, und schon aus diesem Grunde gebührte demselben eine Stelle in der deutschen Literatur. Doch dürfte er auch ohne das nicht unerwähnt bleiben, trotzdem sich nur ein, aber ein vortreffliches lyrisches Gedicht von ihm erhalten hat. Daß er eine größere Anzahl Gedichte verfaßt habe, ist unzweifelhaft. Dieses eine Gedicht zeichnet sich durch eine, für jene Zeit bewunderungswürdige Leichtigkeit der Sprache und Regelmäßigkeit der Form aus. Was die glücklich gewählten Bilder und die poetischen Gedanken betrifft, kann es Fischarts Tanzliedlein, welches denselben Gegenstand besingt, an die Seite gesetzt werden; doch übertrifft es das Fischart'sche an Wohlklang und Leichtigkeit der Sprache.

## Hochzeitlied von Peter Denaisius.

(Herrn Doctor Jörg, Michael Lingelsheim und Agnes Löfen.)

I.

Glückselig muß man preisen,
Die gleiche Lieb' und Treu'
Einander thun erweisen
Stetig und ohne Reu';
In Noth und schweren Zeiten
Tröst eins des andern Leid,
In Lieb' und Fröhlichkeiten
Mehrt eins des andern Freud'.

II.

Ist keinem angelegen
Was wohl und weh ihm thut,
Des andern Glück dagegen
Nimmt und gibt ihm den Muth.
Das Süß' ist ihnen gemeine,
Das Bittere jedes wollt'
Haben für sich alleine,
Wenn's drüber sterben sollt'.

III.

Alcestis uns kann geben
Dessen ein' Richtigkeit,
Die für Admati Leben
Ward in den Tod bereit. —
Die tödtlich' Wund' ihres Herzens
Arria gar nicht acht't,
Den Stich fühlt sie mit Schmerzen,
Der Paetum um hat bracht.

IV.

Wie sich zusammen reimen
Rosmarin und Näglein,
Weinreben und Nußbäumen,
Köstlich Würz' im Wein,
So schicken sich zusammen
Ein Mann und ehlich Weib:
Die werden in Gottes Namen
Ein Sinn, ein Seel, ein Leib.

V.

Wie Rosen an den Hecken,
Frisch Weiden am Gestad,
Wie Trauben an den Stöcken,
Wie Zimmet und Muskat,
Also thut sich vergleichen
Der werthe Lingelsheim,
Und die nicht hat ihres gleichen,
Agnes, die Jungfrau rein.

VI.

Agnes, die schön und zarte,
Aus löblichem Geschlecht
Geboren, und von Arte
Zu Tugenden gerecht,
Fromm, züchtig, keusch und gütig,
Verständig, klug, bedacht,
Still, freundlich und anmuthig,
Ohn' allen Stolz und Pracht.

VII.

Unnoth, hier viel zu loben
Dies auserlesene Paar,
Ihr Ruhm und Preis erhoben
Bleibt ohn' das immerdar.
Hochzeiter und Vertraute
Ist keins am andern gefehrt,
Der Bräutigam ist der Braute,
Die Braut des Bräutigams werth.

VIII.

Gott woll' ihnen beiden geben
In Fried' und Einigkeit,
Mit Gesundheit langes Leben,
Daß künftig auch zur Zeit,
Wenn sie werden veralten,
Ihr' Lieb' verjünge doch;
Wenn sie werden erkalten,
Ihr' Lieb', wie vor, brenn' noch.

IX.

Doch laßt euch nicht gefahren,
Ob wohl bis in das Grab
Die Lieb' sich kann bewahren,
Alles andere nimmt doch ab,
Das andere, was ihr beide
Schätzt für das Principal,
Für Wasser und für Weide,
Für Luft, für alles zumal.

X.

Die Röslein muß man brechen,
Dieweil der Frühling währt;
Wer rennen will und stechen,
Muß noch wohl sein zu Pferd.
Thut auch die Zeit gebrauchen
Eh's Alter kommt herbei,
Eh' denn ihr braucht der Lauchen,
Der Raut' und Saturei.

XI.

Seht an und merket eben
Die Vöglein ohne Ruh,
Wie sie ihr kurzes Leben
Mit Lieben bringen zu.
Die holdseligen Tauben
Mit ihren Schnäbelein
Stets aneinander klauben,
Streichelnd die Flügelein.

Ernst Schwabe, mit dem Zunamen von der Heide, von dessen Leben gar nichts bekannt ist. Man weiß nur, daß er sich in Danzig aufgehalten, und in Frankfurt an der Oder eine Sammlung lyrischer Gedichte von ihm erschien, die schon im Jahr 1624 so selten war, daß Zinkgref, ein vertrauter Freund Opitzens, sie nicht aufzutreiben vermochte. Ebenso wie von Denaisius wird auch von Schwabe behauptet, daß Opitz sich ihn in der Behandlung des Verses zum Vorbild genommen habe. Jedenfalls hat Opitz ihn persönlich gekannt, denn er nennt ihn einen fein gebildeten, durch Sittenanmuth ausgezeichneten Mann. Aus den Mittheilungen Opitzens geht auch hervor, daß Schwabe's poetisches Büchlein Bemerkungen über die Bildung deutscher Verse enthielt. Die wenigen kleinen Gedichte, die von Schwabe erhalten sind, zeigen eine äußerst künstlerische Behandlung des Verses. Auch versuchte er sich, wahrscheinlich ohne Melissus Schede zu kennen, im Sonett, welches er mit weit mehr Geschicklichkeit behandelte wie jener.

**Sonett** von Ernst Schwabe von der Heide.

Ihr, die ihr höret an, wie mancher Sturmwind wehet,
Durch Seufzen ohne Zahl in meinen Reimelein,
Und einen weiten Bach darin voll Thränelein
Und ein verletztes Herz voll tausend Wunden sehet.

Erlernet wohl hieraus, was man in Lieb' ausstehet,
Darin die junge Zeit mich ließ ergeben sein,
Als ich für wahre Lust hielt einen falschen Schein,
Darüber mich jetzund herzliche Reu' umfähet;

Und fliehet solche Brunst und ihr zu süßes Gift,
Der eitlen Schönheit Glanz, die uns das Herz schnell trifft,
Und angst= und schmerzensvoll reizlos umher uns leitet.

Ohn' Tugend ist Schönheit nur ein trüglich Kleid;
Wer solcher dienstbar ist, dem lohnet Reu' und Leid:
Aus Tugend wahre Lust allein wird zubereit't.

## Sprachproben.

### Aus dem Mittelhochdeutschen.

### Aus dem Nibelungenliede.

**Wie Gunther gen Islande nach Prunhilt fuor.**

Iteniwiu maere sich huoben über Rin;
Man seite, daz da waere manic magedin;
Der dahte im eine werben des künic Gunthers muot;
Daz duhte sine recken und die herren alle guot.

Ez was im kuniginne gesezzen über se;
Ninder ir geliche was deheniu me:
Si was unmazen schoene, viel michel was ir kraft,
Sit schoz mit snellen Degnen umbe minne den schaft.

### Wie Gunther gegen Island nach Brunhilde fuhr.

Neue Mähren sich da hoben über Rhein;
Man sagte, daß da wäre manches Mägdelein;
Deren dachte sich eine zu werben des Königs Gunther Muth;
Das däuchte seine Recken und die Herrn alle gut.

Es war eine Königin gesessen über See;
Nirgends ihres Gleichen war da keine meh:
Sie war ohn' Maßen schöne, gar groß war ihre Kraft,
Sie schoß mit schnellen Degen um Minne, den Schaft.

## Aus dem Niederrheinischen.

### Schluß der Reimchronik der Stadt Köln von Meister Gottfried Hagen.

Wa sich stede volk getruweliche
Helt zo samen dat wirt eren riche;
Ind wa it van ein sich lest scheiden,
It ruwet na arm ind riche beiden.
Ducke kommt regen na sunnen schine,
Als deit däckt na vreuden pyn.

Wo sich der Städte Volk getreulich
Hält zusammen, das wird Ehren reich;
Wo es aber von einander sich läßt scheiden,
Da reuet es den Armen wie den Reichen, beiden.
Oft kommt Regen nach Sonnenschein;
So kommt nach Freude auch oft Pein.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.